Westermeier

H. eccl. 3111 7/3, 1.

Geschichte
der
christlichen Kirche.

Herausgegeben
von
dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

Dritter Band,

welcher die Geschichte der christlichen Kirche vom Ende des achten bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts enthält.

Erste Abtheilung.
Enthaltend die Geschichte der herrschenden Kirche.

Halle,
zu finden im Waisenhause.
1841.

Das Mittelalter.

Oder:

Geschichte der christlichen Kirche

vom

Ende des achten bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

Erste Abtheilung.

Enthaltend die Geschichte der herrschenden Kirche.

Halle,
zu finden im Waisenhause.
1841.

J. m. 1259

Vorwort.

Es ist zwei Jahre her, daß den verehrten Mitgliedern des christlichen Vereins die zweite Abtheilung der „Geschichte der christlichen Kirche vom Anfange des vierten bis zum Ende des achten Jahrhunderts" übergeben wurde. Der Verfasser äußerte damals seine Bedenken über die Zweckmäßigkeit einer Fortsetzung der begonnenen Arbeit, indem er aus gewissen Anzeichen schließen zu müssen glaubte, daß das Werk den Bedürfnissen und Zwecken des Vereins nicht völlig entspreche, und forderte seine Mitverbundenen zu freimüthigen Mittheilungen der Erfahrungen auf, welche sie darüber im Kreise ihres Wirkens gemacht haben. Diese Mittheilungen sind nun von vielen Seiten erfolgt und reiflich erwogen. Das Ergebniß aber ist der Art gewesen, daß der Verfasser kein Recht zu haben glaubte, seinen Bedenken weiter Raum zu geben. Er bietet daher zu abermaliger nachsichtsvoller Aufnahme seinen theuern Mitverbundenen die erste Abtheilung eines neuen Bandes der angefangenen christlichen Kirchengeschichte dar, welcher den Zeitraum vom achten bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts behandelt, und, wie die frühern Bände, als ein in sich abgeschlossenes Ganze angesehen werden möge, weshalb er mit einem besondern Titel versehen ist. Diese erste Abtheilung stellt die Geschichte der herrschenden Kirche in dem angegebe-

nen Zeitraume in ihren Hauptzügen dar, während die zweite Abtheilung den Widerspruch gegen dieselbe in seinen mannichfaltigen Erscheinungen und die verschiedenen Vorbereitungen auf die Reformation in eben diesem Zeitraume schildern wird. Die bisher befolgte Eintheilung des geschichtlichen Stoffes ist in diesem Bande geändert worden, um den Blicken des christlichen Lesers die Hauptbegebenheiten dieser Zeit desto mehr auszuzeichnen; und um ein mehr erbauliches Element in die Erzählung der Kreuzzüge zu bringen, ist hier die Lebensbeschreibung Bernhards und Ludwigs eingeschaltet worden. Uebrigens muß der Verfasser noch sein Bedauern aussprechen, daß ihm die neuesten Fortsetzungen der Neanderschen Kirchengeschichte zu spät zu Gesichte gekommen sind, um sie für seinen Zweck noch, wie er es wünschte, benutzen zu können. Und auch das sei ihm vergönnt, wiederholentlich auszusprechen, daß er seine Arbeit für sehr unvollkommen hält und daß er seinen Trost dafür allein theils in dem Bewußtsein findet, daß sie durch Andere gefordert ist, theils in dem Glauben, daß in der Hand des Herrn auch das Mangelhafte ein Mittel zum Aufbau seines Reiches werden kann, wozu Er denn in Gnaden auch dieß geringe Werk mit brauchen wolle.

Geschrieben den 20. September 1841.

Westermeier.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Inhalt.

Seite

Ueberblick.

Erster Abschnitt. Ausbreitung des Christenthums.

§. 1. Ansgarius, der Apostel des Nordens. (Ausbreitung des Christenthums in Dänemark, Schweden und Norwegen.) . 4

§. 2. Fortsetzung 9

§. 3. Fortgang des durch Ansgarius angefangenen Werks . . . 17

§. 4. Cyrillus und Methodius. (Ausbreitung des Christenthums unter den Bulgaren, Mähren und Böhmen.) 24

§. 5. Ausbreitung d. Christenthums in Rußland, Ungarn u. Polen 32

§. 6. Ausbreitung des Christenthums in Liefland und den angrenzenden Ländern 36

§. 7. Ausbreitung des Christenthums in Preußen 40

§. 8. Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern 43

§. 9. Fortsetzung 52

§. 10. Noch ein paar Glaubensboten im nördlichen Deutschland . . 60

§. 11. Ein Blick nach Spanien 66

§. 12. Blick in die außereuropäische Welt 69

Zweiter Abschnitt. Das Papstthum.

§. 1. Anfang der päpstlichen Weltherrschaft 74

§. 2. Die Weiberherrschaft in Rom 78

§. 3. Gregor VII. 79

§. 4. Kampf Gregors mit dem deutschen Kaiser 86

§. 5. Das Papstthum auf dem höchsten Gipfel seiner Macht . . . 96

§. 6. Sinkende Macht der Päpste 114

Dritter Abschnitt. Die Kreuzzüge.

§. 1. Aeußere Veranlassung zu den Kreuzzügen 125

§. 2. Vorderzüge 130

§. 3. Erster Kreuzzug 131

§. 4. Der heilige Bernhard 139

§. 5. Zwei=

Seite
§. 5. Zweiter und dritter Kreuzzug 163
§. 6. Ende der Kreuzzüge 169

Vierter Abschnitt. Das Mönchs- und Ordenswesen.
§. 1. Benedictinermönche 184
§. 2. Die Prämonstratenser 190
§. 3. Die Bettelmönche 193
§. 4. Geistliche Ritterorden 207
§. 5. Brüderschaften und Schwesterschaften 211

Fünfter Abschnitt. Die kirchliche Lehre.
§. 1. Allgemeine Uebersicht 216
§. 2. Fortsetzung 220
§. 3. Die Scholastiker 223
§. 4. Die Mystiker 232
§. 5. Streit über die Lehre von der Gnadenwahl 242
§. 6. Streit über die Lehre vom heiligen Abendmahle 245
§. 7. Streit zwischen der lateinischen und griechischen Kirche . . 250

Sechster Abschnitt. Das kirchliche Leben.
§. 1. Der gesammte Gottesdienst 255
§. 2. Die Predigt 258
§. 3. Der Heiligendienst 261
§. 4. Neue Feste 271
§. 5. Die Sacramente 273
§. 6. Kirchenzucht 282

Ueberblick.

Allein durch den unsichtbaren Arm ihres Herrn und den Glauben ihrer Glieder getragen, durchlief die Kirche Christi unter der Schmach und Verfolgung der Welt in den ersten drei Jahrhunderten den schönsten Zeitraum ihres Lebens. Ohne Flecken war sie auch damals nicht, aber nie hat später die wahre Gottseligkeit eine so allgemeine und tiefe Herrschaft in ihr wieder erlangt. Eine neue Bahn betrat die Kirche seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts. Der Uebertritt des römischen Kaisers zu ihr erwarb ihr den Schutz und den Beistand der weltlichen Macht; unterstützt durch diese, vollendet sie nun den Sieg über das Heidenthum, unterwirft sich eine Menge roher Völker, wird mit Ehre und Glanz bekleidet, und ersteigt seit dem achten Jahrhunderte den höchsten Gipfel äußerer Macht, indem ihr sichtbares Oberhaupt die Reiche der Welt, denen es seine Erhebung verdankt, sich dienstbar macht, und eine Weltherrschaft gründet, wie sie nie dagewesen. Die letztere hat auch ihr Amt von Gott gehabt und ausgerichtet zu ihrer Zeit, aber eine Gestaltung der Kirche, wie sie hier sich zeigte, entsprach doch zu wenig dem Bilde, was der Herr davon

im Sinne hat, wenn er spricht: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," als daß nicht der Keim des Verderbens, der hier verborgen lag, sich auf eine höchst bedenkliche Weise hätte entwickeln sollen. Die Kirche gerieth in einen Zustand, der eine völlige Umgestaltung nothwendig machte. Unter welchen Kämpfen aber die Kirche jene höchste Staffel irdischer Macht und Herrlichkeit erstieg, wie sie Beides gebrauchte, ihr innerer Verfall, und die Gegenwirkungen, die dieser bis zu einem gewissen Punkte hervorrief, das wird der vorzüglichste Gegenstand unserer nachfolgenden Darstellung sein. Wir betreten hiermit einen dunkeln Weg; wir werden hier nur zu oft Erscheinungen begegnen, in welchen wohl leicht das Werk der menschlichen Sünde, aber schwer die Hand des Herrn zu erkennen ist; aber es wird um so mehr unsere Aufgabe sein, die Strahlen des Lichts zu sammeln, durch welche der Herr sich auch in dieser dunkeln Zeit offenbart, damit sein herrlicher Name allerwege von uns gepriesen, und es erkannt werde, daß Er doch niemals von seiner Kirche gewichen ist.

Erster Abschnitt.

Ausbreitung des Christenthums.

Zu berichten, wie das Senfkorn, welches der Herr in den Acker der Welt gelegt hat, immer mehr heranwächst zu dem Baume, der seine schattigen Zwei-

Zweige über die ganze Erde ausbreiten soll, das gehört zu den angenehmsten Geschäften der Kirchengeschichtsschreibung. Die Art freilich, wie das Christenthum in dem Mittelalter sich ausbreitete, ist nicht immer erfreulich, sie trägt viel von der Weise jener Zeit an sich, der es immer mehr um den äußern Glanz der Kirche zu thun war, als um ihr inneres Gedeihen; in höherem Maße noch als früher sind es nur äußere Bekehrungen, denen wir hier begegnen; ganze Völkermassen treten zum Christenthume über, ohne rechten innern Beruf, zum Theil durch die Gewalt der Waffen gezwungen. Der Herr verfolgt weiter den dunkeln Rath, nach dem er die Völker erst äußerlich zu seinem Reiche beruft, um sie allmähtig dann innerlich sich zuzubereiten; aber wenn irgendwo in dieser trüben Zeit Lichtpunkte zu finden sind, so sind sie doch gerade hier zu suchen; die Glaubensboten, welche sich daran geben, unter den größten Hindernissen und Beschwerden das Evangelium den heidnischen Völkern zu verkündigen, scheinen als helle Lichter unter ihren Zeitgenossen. **Europa** ist vornämlich der Schauplatz ihres Wirkens; hier gefällt es Gott, seine Kirche weiter zu gründen und auszubreiten; da, wo sie ihre ersten und schönsten Siege gefeiert, im Morgenlande, erhob der Feind, den ihr Gott nach seinem gerechten Gerichte erweckt hatte, immer kühner sein Haupt, und unter seinem Drucke fristete sie mit Mühe ein kümmerliches Dasein. Was also in dem von uns bewohnten Erdtheile die Selbstverläugnung und der heilige Muth frommer Glaubensboten zur Ausbreitung des Reiches Gottes gewirkt, werden wir jetzt vorzüglich erzählen.

§. 1. Ansgarius, der Apostel des Nordens.

(Ausbreitung des Christenthums in Dänemark, Schweden und Norwegen.)

Bonifacius hatte in Deutschland zwar das Christenthum auf eine dauernde Weise begründet; die angrenzenden nordischen Länder, Dänemark, Schweden und Norwegen, hatten aber von dem Lichte des Evangeliums noch wenig gesehen. Sie waren von einem Volke bewohnt, welches den gemeinschaftlichen Namen der Normänner führte, und wegen seiner barbarischen Sitten und grausamen Räubereien allgemein gefürchtet war. Ansgarius wurde für sie, was Bonifacius für Deutschland gewesen war. Wie jener der Apostel der Deutschen, so wird er der Apostel des Nordens genannt.

Wie viele vor ihm, erhielt auch dieser außerordentliche Mann die ersten Anregungen zur Gottseligkeit durch eine fromme Mutter. Zwar verlor er schon im fünften Jahre seines Alters diese treue Hüterin seiner Kindheit, aber ihre Ermahnungen, ihr Beispiel waren mit unauslöschlichen Zügen in seine Seele gezeichnet. So groß war des Kindes Ernst, daß es nicht Gefallen hatte an den Spielen seiner Genossen und noch weniger an ihren Unarten, sondern zur Verwunderung aller sich am liebsten mit heiligen Dingen beschäftigte. Im bewegten Jugendleben verlor sich dieser Ernst zwar eine Zeit lang, aber merkwürdig genug wurde er aufs neue und stärker wieder geweckt durch den Tod des Kaisers Karl. Ansgarius hatte diesen mächtigen Fürsten in seinem höchsten Glanze gesehen;

sehen; daß nun alle seine Herrlichkeit so plötzlich dahin war, diese Betrachtung erregte in dem Jünglinge ein tiefes Gefühl von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge, und er faßte den Entschluß, sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Bei der tiefen Einkehr in sich selbst konnte ihm die Verderbtheit seines Herzens nicht verborgen bleiben; er ward von einem so schmerzlichen Gefühl seiner Sünden ergriffen, daß es ihm war, als berührten ihn schon die ewigen Flammen; aber der Herr nahete tröstend seiner Seele, von ihm selbst empfing er auf das vollständige und reuige Bekenntniß seiner Sünden auch derselben Vergebung. Froh des geschenkten Heils wirkte er in dem neu gestifteten Kloster Corvey an der Weser als Vorsteher der dortigen Schule mit dem ihm anvertrauten Pfunde in unermüdetem Eifer; und hier war es, wo der Ruf zu dem großen Werke an ihn erging, zu welchem der Herr ihn erwählt hatte.

Während Ansgarius sich hier aufhielt, war nämlich ein dänischer König, Harald Klak, mit seiner Familie und vielen Normännern an den Hof des deutschen Kaisers Ludwig gekommen, und er, wie ein großer Theil seiner Begleiter, waren durch dessen Bemühen vermocht worden, die heilige Taufe zu empfangen. Die Meisten waren freilich mehr durch die schönen weißen Kleider, die sie vom Kaiser und ihren Pathen bei der Taufe erhielten, als durch wahre Heilsbegier zur Annahme des Christenthums bewogen worden; einer dieser Täuflinge, als ihm ein seiner Meinung nach weniger gutes Kleid gereicht wurde, sagte unter anderm zum Kaiser: „Ich bin hier schon zwanzig Mal getauft

wor-

worden, und habe alle Mal sehr hübsche und weiße Kleider erhalten. Ein solcher Sack aber, wie dieser, schickt sich besser für einen Sauhirten, als für einen Soldaten. Schämte ich mich nicht nackend dazustehen, so wollte ich dir gleich dein Kleid sammt deinem Christo wieder zurückgeben." Daher kam es denn auch, daß Kaiser Ludwig gar sehr für den Rückfall seines königlichen Täuflings besorgt war, und nichts so sehr wünschte, als ihm bei seiner Rückkehr ins Vaterland einen Begleiter mitzugeben, der ihn auf gutem Wege erhalte, und daneben seinen Landsleuten in der Heimath das Evangelium verkündige. Das Unternehmen war schwierig; der Kaiser hatte sich deßhalb an den Abt Vala zu Corvey gewandt; und derselbe erklärte endlich, daß er in seinem Kloster wohl einen Mönch habe, der ernstlich wünsche, um Christi willen zu leiden, auch dem fraglichen Amte ganz gewachsen sei, nur könne er nicht versprechen, daß er es übernehmen werde. Er hatte unsern Ansgarius im Sinne; aber darin irrte er, daß dieser nicht zur Ausrichtung der angetragenen Mission bereit sein sollte. Ein gleichgesinnter Freund, Namens Aubert, war ihm einst heimlich in die Einsamkeit gefolgt, wo er mit Gott sich zu besprechen pflegte, in der Absicht, sich ihm zu entdecken. „Ist es wirklich dein Ernst," fragte dieser ihn, „die gefahrvolle Reise anzutreten?" „Laß mich in Ruhe!" rief Ansgarius in der Meinung, jener frage nur aus Vorwitz. Als er aber bald des Gegentheils überzeugt wurde, erwiderte er: „Allerdings ist es so sehr mein Ernst, dem an mich ergangenen göttlichen Rufe zu folgen, daß kein Mensch mich je davon

ab-

abbringen wird.“ Gleiche Entschiedenheit aber zeigte der Freund. „Und ich,“ fiel derselbe schnell ein, „werde nie zugeben, daß du allein gehest; um des Herrn willen begleite ich dich, nur wirke mir die Erlaubniß des Abtes aus.“ Aubert war ein Mann von vornehmer Abkunft und von großem Ansehn im Kloster; allgemeine Verwunderung entstand, daß auch er die klösterliche Gemächlichkeit mit den Mühseligkeiten eines so gefahrvollen Missionsberufes vertauschen wolle. Es fand sich auch niemand, der selbst nur zur Bedienung den beiden Glaubensboten zu folgen bereit gewesen wäre und Zwang wollte der Abt nicht anwenden.

So zogen nun diese beiden Glaubensboten allein, aber getrost in dem Herrn, ihres Weges. Schwere Prüfungen warteten ihrer gleich Anfangs. Ihr Pflegbefohlner, König Harald, kümmerte sich gar nicht um sie. Er wurde erst freundlicher, als ihm aus der Verbindung mit ihnen einiger äußerer Vortheil erwuchs, indem er ein bequemeres Fahrzeug mit benutzen durfte, welches der Erzbischof von Cöln unsern Reisenden dargereicht hatte. Und bald hörte die ohnehin schon so lose Vereinigung mit diesem wenig empfänglichen Manne ganz auf. Harald fand keine günstige Aufnahme in seinem Reiche, und er zog sich auf ein Lehn zurück, welches ihm Kaiser Ludwig in Friesland gegeben hatte. Den Missionaren aber gelang es nur, in Hadeby im Schleswigschen eine Schule zu gründen, in welcher sie einige leibeigene eingeborne Knaben im Christenthume unterrichteten, um sie zu künftigen Lehrern des heidnischen Volkes zu bilden. Zwei Jahre lang setzten sie in

Selbst-

Selbstverläugnung und Geduld dieß löbliche Werk fort, bis sie auch darin durch mancherlei mißliche Umstände und besonders durch eine schwere Krankheit Auberts sich gehemmt sahen, welche diesen zwang, nach Corvey zurückzukehren, wo er denn auch bald darauf starb. Das Ganze schien also mehr auf eine Prüfung angelegt zu sein, durch welche der Herr den erwählten Jünger zur Geduld seines schweren Berufes erziehen wollte.

Diese aufs neue zu üben, fand sich bald reichliche Gelegenheit in Schweden. In diesem Lande war das Christenthum nicht ganz unbekannt; die weiten Handelsreisen, welche seine Bewohner zu unternehmen pflegten, die vielen Christensclaven, welche sich unter ihnen befanden, hatten schon früher eine gewisse Kunde von demselben hierher gebracht, ohne jedoch die Herrschaft des Götzendienstes im Mindesten zu brechen. Jetzt aber begann der ausgestreute Same zu keimen und sich nach dem vollen Lichte zu sehnen. Im Jahre 832 kamen schwedische Gesandte zum Kaiser Ludwig, um von ihm Lehrer des Evangeliums zu erbitten. Gerade war unser Ansgarius aus Dänemark zurückgekehrt; mit Freuden folgte er der Aufforderung des Kaisers, diese neue Mission zu übernehmen, zu der keiner so geschickt war, als er, weil er sich bereits mit der Sprache und den Sitten der Normänner bekannt gemacht hatte. Die Hinreise geschah unter mancherlei Trübsalen. Ansgarius wurde mit seinen Gefährten von wilden Seeräubern rein ausgeplündert; er verlor die ihm vom Kaiser mitgegebenen Geschenke, und, was das Schlimmste war, auch vierzig Bücher, die er zum Gebrau-

che

che beim Kirchendienste gesammelt hatte. Doch er dankte Gott, daß ihm sein Leben, sein Glaube noch blieb; ruhig setzte er seinen Weg durch Ströme und Seen, durch Wälder und Wildnisse fort und langte endlich mit seinen Genossen in der königlichen Residenz Birca an. Ein freundlicher Empfang von Seiten des Königs, und die ihnen ertheilte Erlaubniß, nach Gefallen im Lande das Evangelium zu verkünden, war ihnen ein schöner Lohn für die bestandenen Mühen, und ein noch schönerer der, daß sie wie Engel Gottes von den armen gefangenen Christen, welche so lange schon kein brüderliches Angesicht geschaut hatten, begrüßt und daß durch ihr Wort auch vieler Heiden Seelen selig gemacht wurden. Unter diesen befand sich auch ein vornehmer Mann, Namens Herigar, der Befehlshaber von Birca; und dieser, in dem Wunsche, ein ähnlicher Wohlthäter der Gemeinde des Herrn zu werden, wie jener Hauptmann zu Capernaum (Luc. 7, 5.), ließ auf seine Kosten eine Kirche erbauen, die erste in den schwedischen Landen. So hatte denn der Vogel sein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth! (Ps. 84, 4.) Ein Panier war aufgerichtet, zu dem sich nun die Schaaren der Gläubigen sammeln konnten; und den Herrn preisend für die Gnade, die er gegeben, kehrten die Glaubensboten zurück, um ihrem Vaterlande die Kunde von den guten Dingen zu bringen, welche sie gesehen hatten.

§. 2. Fortsetzung.

Keiner war so aufrichtiger Theilnehmer ihrer Freude, als Kaiser Ludwig, und er wünschte

nichts

nichts mehr, als der unter so günstigen Anzeichen begonnenen Mission einen anderweitigen festen Stützpunkt zu geben. Zu einem solchen schien ihm die Stadt Hamburg am geeignetsten. Ansgarius wurde daher zum Erzbischof dieser Stadt ernannt mit der Bestimmung, daß die Umgegend, wie alle im Norden noch zu erwerbenden Besitzthümer der Kirche ihm unterworfen sein sollten; und nachdem er selbst nach Rom gereiset, erhielt er auch vom Pabste die Bestätigung zu seiner neuen Würde. Ansgarius aber war nicht der Mann, der mehr die Ehren als die Pflichten des neuen Amtes im Auge gehabt hätte. Er sorgte zunächst dafür, daß die eben aufgegangene junge Saat in Schweden fleißig begossen wurde; und es war ihm dazu ein Mann, Namens Gauzbert, vorzüglich behülflich. Er selbst aber nahm das in Dänemark früher schon begonnene Werk mit derjenigen Treue wieder auf, welche das Schwerste am liebsten selbst verrichtet, und niemals müde wird, wo es Gutes zu thun giebt. Jedoch mußte er auch jetzt wieder sich meistens darauf beschränken, Leibeigne loszukaufen und Kinder zu gewinnen, welche er durch sorgsamen Unterricht auf den künftigen Dienst im Reiche Christi vorbereitete. Denn es herrschte zu der Zeit in Dänemark ein mächtiger König, Namens Horik, welcher dem Christenthume so feindselig war, daß er mit seinen wilden Schaaren sogar plötzlich den erzbischöflichen Sitz überfiel, und Hamburg rein ausplünderte. Ansgarius verlor bei dieser Gelegenheit wieder alle seine Habseligkeiten, aber er erduldete den Raub seiner Güter mit Freuden, als

der

der da wußte, daß er bei sich selbst eine bessere und bleibende Habe im Himmel hatte. „Der Herr hat's gegeben," sprach er, „der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen." Und der, welchen er in seiner Bedrängniß so hoch gepriesen, bewies ihm bald thatsächlich, daß er mit Recht zu preisen sei, weil er nicht allein den Verlust der irdischen Güter leicht ersetzen, sondern dem leiblichen auch den geistlichen Segen als eine viel reichere Zugabe beifügen könne. Denn es geschah, daß Kaiser Ludwig seines nun ganz armen und in der Fremde umherirrenden Erzbischofs sich so kräftig annahm, daß er ihn nicht bloß in Hamburg wieder einsetzte, sondern das bisherige Bisthum von Bremen mit allen seinen Einkünften seinem erzbischöflichen Sprengel noch hinzufügte, so daß seine äußerliche Lage besser wurde, als er selbst wünschte und seinem inwendigen Menschen für zuträglich hielt. Den erst so feindseligen König Horik aber wußte Ansgarius durch mancherlei gute Dienste, die er ihm im Aeußerlichen zu erweisen Gelegenheit fand, sich so zu verbinden, daß er ihn zu seinem Vertrauten machte und bei seinen Reichsangelegenheiten zu Rathe zog. Der rechtschaffene Mann aber benutzte diese königliche Gunst so, wie es einem Jünger geziemt, der allein die Ehre seines himmlischen Königs und die Förderung seines Reichs im Auge hat. Er ließ keine Gelegenheit vorbei, um seinem Gönner die Seligkeit anzupreisen, die der Glaube verleihet; und wenn er persönlich bei diesem auch nicht mehr ausrichtete, als einst der große Apostel der Heiden bei dem Könige Agrippa, und bei Horik wie bei

jenem

jenem die Ausflucht am Ende das Beste thun mußte: „Es fehlt nicht viel, so überredetest du mich, daß ich ein Christ würde;“ so erlangte Ansgarius von ihm doch so viel, daß er das Evangelium nun frei dem Volke verkündigen, und sogar zu Schleswig eine Kirche anlegen durfte, welche durch Gottes Segen und des Ansgarius unermüdetes Wirken sich auch bald mit einer Menge bekehrter Heiden füllte.

Während aber auf diesem Arbeitsfelde eine hoffnungsvolle Saat aufging, mußte Ansgarius zu seinem großen Schmerze sehen, wie sie auf dem andern Felde, das er kurz zuvor mit so großen Erwartungen bebaut hatte, muthwillig zertreten wurde. Gauzbert, den er in seine Stelle nach Schweden gesandt hatte, war durch einen, wahrscheinlich von den Priestern angestifteten, Volksaufruhr nach vielen Mißhandlungen zum Lande hinaus gejagt worden. Große Landplagen folgten zwar, nach der Versicherung der Geschichtsschreiber jener Zeit, diesem Frevel; aber doch konnte erst nach sieben Jahren Ansgarius wieder daran denken, einen frommen Einsiedler, Namens Ardgar, als Glaubensboten nach Schweden zu senden. Nur kurze Zeit wirkte dieser hier, und was er ausrichtete, das geschah vorzüglich durch Vermittelung jener ersten Frucht von Ansgars Arbeit, des frommen Herigar, der unter allen bisherigen Stürmen dem Herrn treu geblieben war, jetzt durch sein Ansehen den neuen Glaubensboten schützte, und eine merkwürdige Fügung der Vorsehung dazu nützte, die Gemüther seiner Landsleute, wenigstens eine Zeit lang, wieder günstiger für das Christen-

stenthum zu stimmen. Als nämlich einst die Stadt Birca von den Dänen hart bedrängt wurde, sagte Herigar, daß sie offenbar von ihren Göttern keinen Beistand zu erwarten haben, sie möchten sich zum wahren Gott wenden. In dem Drange der Noth waren sie zu allem bereit, und thaten Christo für den Fall der Errettung große Gelübde. Die Dänen hatten inzwischen Kunde von den Vorgängen in der Stadt erhalten, und achteten es nicht für rathsam, mit einem so mächtigen Gotte, wie der der Christen ihnen erschien, den Kampf zu wagen, bevor sie nicht ihre Götter deßhalb um Rath gefragt hätten. Das Loos fiel verneinend aus und sie zogen ab. Man kann sich leicht denken, mit welchem Eifer der fromme Herigar seine Landsleute erinnerte, ihre Gelübde zu halten. Er starb indeß bald darauf; und mit ihm schien das Gute wieder verloren zu sein, das eben gewirkt war. In einer Reichsversammlung trat ein Schwede auf, schalt seine Landsleute, daß sie die Götter, von denen sie bisher so viel Gutes genossen, undankbar abschaffen wollten, und meinte, wenn ihre Macht ihnen zu gering dünkte, so sollten sie dieselbe lieber dadurch verstärken, daß sie ihren verstorbenen tapfern König Erich unter ihre Zahl aufnähmen, der würde besser für sie streiten, als ein fremder Gott. Und vergessen hatten die leichtsinnigen Heiden, was sie dem wahren Gotte gelobt; dem sterblichen Könige wurden vor dem Ewigen und Unsterblichen Tempel gebaut. Aber dieser sah doch nur mit Mitleid auf die armen Verblendeten hernieder und jetzt gerade, als sie der Gewalt des Fürsten der Finsterniß ganz wieder an-

heim zu fallen schienen, sandte er ihnen neue Hilfe. Ansgarius hatte schon früher den erst vertriebenen Gauzbert zu bewegen gesucht, wieder nach Schweden zurückzukehren, aber vergebens. Nun machte er sich selbst auf den Weg, versehen mit einem Empfehlungsschreiben und Geschenken von König Horik an den schwedischen König Olof. Da nun aber bei seiner Ankunft in Schweden die Sachen so übel standen, so rieth man ihm, er möchte doch ja von dem Evangelium jetzt schweigen, und wenn er etwas von Geschenken bei sich hätte, so möchte er sie dem Könige nur geben, um sein Leben damit zu erkaufen. Er aber antwortete, wie es einem Jünger Christi geziemte: „Ich werde zur Rettung meines Lebens nichts geben, denn ich bin bereit, wenn mein Herr es so haben will, um seines Namens willen alles Leiden und auch den Tod über mich zu nehmen.“ Und er fand die Belohnung, welche einem solchen Vertrauen von dem Herrn zugesagt ist. Da er dem Könige unter Darreichung der für ihn bestimmten Geschenke freimüthig seine Absicht entdeckte, das Evangelium trotz der Ungunst der letztern Ereignisse aufs neue zu verkündigen; so versicherte ihn dieser, er für seine Person habe durchaus nichts gegen sein Vorhaben; weil aber das Volk jetzt dagegen gestimmt sei, so müsse durch das Loos der göttliche Wille zuvor erforscht werden; er werde indeß sich für ihn beim Volke verwenden. Da nun Ansgarius wußte, daß die Sache jetzt ganz in der Hand Gottes liege, so wendete er sich unter vielem Fasten und Beten zu dem Allmächtigen; und als der Tag der Entscheidung herannahete, ward

er mit solcher Freudigkeit erfüllet, daß er zu seinen Freunden sagte, sie sollten nur nichts fürchten, Gott habe sein Gebet erhört. Und seine Zuversicht betrog ihn nicht. Auf Veranlassung des Königs begaben sich zuerst die Großen des Reichs nach üblichem Brauch aufs Feld, um das Loos zu werfen, und siehe, es fiel so günstig, daß alle erkannten, es sei der göttliche Wille, die christliche Religion in Schweden zu gründen. Als hierauf der Ausspruch des Looses dem Volke bekannt gemacht wurde, so entstand freilich unter diesem, im Andenken an die letzten Ereignisse, eine große Bewegung: allein ein alter Mann bemeisterte dieselbe dadurch, daß er allen in Erinnerung brachte, welche Proben von der Macht des Gottes der Christen sie selbst schon erfahren, wie viele von ihnen bereits, sogar in der Ferne, den Unterricht im Christenthum gesucht haben, und wie thöricht es sei, das, was man mit so großem Eifer in der Ferne gesucht, zurückzuweisen, wenn es einem in der Nähe geboten würde. Und einstimmig wurde nun die Einführung des Christenthums in Schweden beschlossen. Man kann sich leicht denken, unter welchen Lobpreisungen Gottes Ansgarius diesen Beschluß vernahm, und mit welchem Eifer er das nun frei gegebene Missionsgeschäft betrieb. Ihn selbst zwar riefen jetzt dringende Geschäfte nach Dänemark zurück; er sorgte aber hinlänglich für treue Diener, welche mit Fleiß das Wort Gottes in Schweden austheilten, so daß von jetzt ab hier an demselben niemals mehr Mangel war. Nur noch kurze Zeit war es dem Ansgarius vergönnt, im Weinberge des Herrn zu arbeiten; im Jahre 865 rief

rief dieser ihn zu sich, um ihm den wohlverdienten Gnadenlohn zu geben.

Daß er solchen empfangen, daran können wir nicht zweifeln. Sucht der Herr an einem Diener nicht mehr, denn daß er treu erfunden werde, so sehen wir diese Treue an ihm in seltenem Maaße. Besonders hervorstechende Geistesgaben hatte er zwar nicht; aber mit dem Pfunde, was ihm gegeben war, gewann er so viel, daß durch ihn doch nun das Evangelium unter den Normännern auf eine bleibende Art begründet war. Er war nicht ganz frei von dem Aberglauben seiner Zeit; gebietet die Schrift ausdrücklich, daß man des Leibes warten soll (Röm. 13, 14. 1 Tim. 4, 3.) so gab er demselben kaum seine Nothdurft an Speise und Trank, und trug auch stets ein härenes Gewand auf der bloßen Haut. Auch scheint er der Buße einen Werth beigelegt zu haben, den nur der Glaube hat, denn er hätte gern sein ganzes Leben in Trauern und Weinen zugebracht. Aber bei alle dem war er von Herzen demüthig und hatte immer die Hauptsache im Auge, die Heiligung des Herzens. Einmal, da er die Wunder rühmen hörte, die er gethan haben sollte, sprach er: „Wenn ich Gnade bei Gott finde, so bitte ich ihn nur um ein einziges Wunder, nämlich, daß er durch seine Gnade meine Natur heilige.“ Und ist die Liebe das rechte Kennzeichen der Jünger Christi, so trug er dieß in ganz vorzüglichem Maaße an sich. Er war nicht allein immer bereit, sein Leben zu lassen für die Brüder, sondern sorgte auch auf eine seltene Weise für alle Nothleidenden. Er kaufte eine Menge von Gefan-

genen und Leibeigenen los, gab den Armen Unterhalt und legte Hospitäler an, in welchen Kranke gepflegt und Reisende bewirthet wurden. In der Folge wurde Ansgarius als Heiliger verehrt, und Hamburg hat auch noch eine Erinnerung an ihn in dem Scharthor und dem Scharmarkt, welche nach ihm benannt worden sind, wie auch Bremen, welches eine nach seinem Namen benannte Kirche besitzt.

§. 3. Fortgang des durch Ansgarius angefangenen Werks.

Durch **Ansgarius** war allerdings ein fester Grund für die christliche Kirche unter den Normännern gelegt worden, aber ehe das Christenthum zu einer allgemeinen Verbreitung hier kam, verging freilich unter manchen Stürmen noch manche Zeit. Aus den vielen aber dunkeln Nachrichten, die wir darüber haben, wollen wir nur einiges Wenige beibringen, damit der Leser sehe, mit welch' einem Segen Gott ein in seinem Namen getrost begonnenes Werk, wie das unsers Ansgars, noch bis in die spätesten Zeiten krönt.

Wie jungen Kindern, so thut auch jungen Kirchen die Zuchtruthe noth. Darum hat es solchen Gott nie daran fehlen lassen, und auch der jungen Dänischen Kirche nicht. Nach Ansgar's Tode brachen viele Verfolgungen über sie von Seiten der dänischen Könige aus, in welchen die Christen jedoch oft kräftigen Schutz von den deutschen Kaisern empfingen. Der erste dänische König, der sich taufen ließ, hieß **Harald Blaatand**, im J. 972; und der erste König, dem es gelang, die christliche Kirche zur herrschenden in Dänemark zu

zu machen, war Knut d. Gr. (1014—1035.). Zu welcher Macht und welchem Ansehen die Kirche und ihre Geistlichen unter dessen Nachfolger, König Svend, in Dänemark schon gekommen waren, beweiset folgender Vorfall. Der König hatte einst in seinem Zorne einige Große, welche unehrerbietig von ihm gesprochen, mitten unter dem Gottesdienste umbringen lassen. Der damalige Bischof Wilhelm von Roschild, ein anderer Ambrosius, trat aber kühn dem Könige entgegen, als er darauf wieder zur Kirche kam; und indem er ihm seine Greuelthat vorwarf, setzte er ihm den bischöflichen Stab auf die Brust und kündigte ihm den Bann an, dessen er nur durch wahre Reue wieder los werden könne. Die königliche Wache, entrüstet über diese Behandlung ihres Königs, wollte eben mit ihren Schwertern über den dreisten Bischof herfallen; der König aber, eines Bessern sich besinnend, wehrte ihr, und ging beschämt in seinen Pallast zurück. Da legte er ein abgetragen Gewand an, kehrte barfuß zur Kirche zurück, und warf sich im Vorhof derselben zur Erde nieder. Der fromme Bischof aber hatte nur wahre Reue beim Könige bezwecken wollen; als er daher die Nachricht von der Ankunft desselben erhielt, eilte er ihm, wie der Vater dem verlornen Sohne, sogleich entgegen, schloß den Reuigen in seine Arme, hieß ihn ablegen alle Zeichen der Trauer, und führte ihn unter Lobgesängen an den Altar, denn wie unter den Engeln im Himmel jetzt Freude war über den bußfertigen Sünder, so sollten die Heiligen auf Erden Gott auch jetzt preisen, daß der Sohn, der verloren war, nun wiedergefunden sei.

Und wie eine jede liebreiche Aufnahme eines reuigen Sünders nur Gutes wirken kann, so war es auch hier. Am dritten Tage darnach erschien der König wieder in der Kirche im königlichen Schmucke, bekannte vor der versammelten Gemeinde noch einmal sein Verbrechen, lobte den Bischof, daß er ihm so bald vergeben, und wurde so sehr sein Freund, daß er wünschte, mit ihm zugleich zu sterben, welches Wunsches er auch gewährt wurde. Schön wäre es gewesen, wenn die Geistlichen ihr Ansehen und ihre Macht immer nur so zum Heile der ihnen anvertrauten Seelen gebraucht hätten, wie **Wilhelm**, und nicht zur Befriedigung ihrer Herrschsucht, wie es leider so häufig in dieser Zeit geschah.

Wie in Dänemark, so befestigte sich auch in Schweden das Christenthum immer mehr. Der Erzbischof **Unni von Hamburg** machte sich besonders verdient um die Mission. Wie dürftig aber doch im Ganzen die christliche Erkenntniß und Sitte bei diesen Völkern noch war, beweiset unter andern ein Trinklied, das sie dem Erlöser zu Ehren um Weihnachten zu singen pflegten. Es lautet so: „Die guten Gesellen trinken zum Andenken Gottes, und es freuen sich alle, die hier drinnen sind. Johann hat den Becher auf Christi Wohl in seiner Hand; segne ihn Gott Vater, Sohn und der heilige Geist! Gott lasse ihn leben und gedeihen, Sünden und Sorgen vertreiben, durch den heiligen Geist." Bei einem solchen Christenthume gab es denn freilich auch viel aufzuräumen. Die mancherlei Verfolgungen, welche auch hier die Christen von den Heiden, besonders so lange diese in ihrem

rühmten Heiligthume, dem Tempel zu Upsala, eine feste Stütze besaßen, zu erdulden hatten, trugen viel dazu bei, den Glauben zu reinigen und zu befestigen. Schade, daß es manchen unter den vielen Glaubensboten, die in das Land kamen, mehr am Herzen lag, das Heidenthum mit Gewalt zu zertrümmern, als die Kirche durch das Wort zu bauen. Auf eine wahrhaft evangelische Weise wirkte aber ein bekehrter Priester jenes oben erwähnten Heiligthums. Er war blind geworden, und nun erschien ihm im Traume eine sehr schöne Jungfrau, verhieß ihm sein Gesicht wieder, wenn er an den Sohn Gottes glauben wolle, und eröffnete ihm zugleich, daß der Tempel, dem er diente, bald Ihm werde gewidmet werden. Das machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er Christum bekannte, und als er sein Gesicht wieder erlangt, im ganzen Lande umherzog, das Evangelium mit großer Treue verkündigte und viele bekehrte. Der erste König von Schweden, der zum Christenthum sich bekannte, hieß Olof Skautkonung (1008), und König Inge konnte im Jahre 1075 schon allen Götzendienst verbieten.

In Norwegen kam das Werk Gottes erst später und zwar auf eine Weise zu Stande, die man anders wünschen möchte. Wir sehen hier nicht sowohl Diener Christi thätig, welche das Wort Gottes in Liebe und Geduld verkündigen, als vielmehr Könige, welche durch List oder Gewalt der Waffen das Christenthum ihren widerstrebenden Unterthanen aufdringen. Der christliche König Hakon zwar, der um die Mitte des zehnten Jahrhunderts lebte, scheint mehr den Weg der Milde

ein-

eingeschlagen zu haben, aber ihm fehlte wieder die gehörige Standhaftigkeit. Das Herz der Norweger hing besonders an den heidnischen Opferschmäusen, bei denen man sich an Pferdefleisch und starkem Bier zu ergötzen pflegte. König Hakon ließ sich nun die Abschaffung derselben sehr am Herzen liegen, weil er sah, wie sehr dadurch der Fortgang des Christenthums gehindert wurde. Indeß, durch die Drohungen des Volks eingeschüchtert, war er schwach genug, an denselben, wenn auch nur zum Schein, Theil zu nehmen. Er mußte aber auch erfahren, wie eine solche falsche Nachgiebigkeit und Verleugnung Christi nichts Gutes zu Wege bringe, denn, durch dieselbe kühner gemacht, empörte sich das Volk wider ihn, zerstörte die christlichen Kirchen, und er mußte die Flucht ergreifen. Kräftiger trat König Olav Trygvesen auf. Er war von einem sächsischen Priester Thangbrand mit einem Schilde beschenkt, auf dem ein Christusbild sich befand, durch welches er in vielen Gefahren sich beschützt glaubte. Dadurch entstand die erste Neigung zum Christenthume in ihm. Er ließ sich darin unterrichten, ward getauft und brannte nun von Eifer, den christlichen Glauben überall aufzurichten. Er durchreisete das Land und forderte die Großen des Reichs überall auf, Ritter des Allmächtigen zu werden, wie er es sei. Und durch ihren Beistand gesichert, glaubte er sich jeder Gewalt bedienen zu dürfen, seiner Sache den Sieg zu verschaffen. Einst ließ er eine Menge Priester und Zauberer in einem Götzentempel zusammenkommen, unter dem Vorgeben, ihre Künste zu sehen; aber statt dessen forderte er von ihnen den Uebertritt

tritt zum Christenthume, und da sie denselben verweigerten, ließ er gegen achtzig derselben verbrennen. In Helgoland rückte er mit einem Kriegsheere ein; alles mußte sich bekehren, und dem letzten Großen, der Christum lästerte, ließ er eine lebendige Schlange in den Magen schieben. Dieselbe Heftigkeit zeigte er gegen Sigrid, die ehemalige Königinn von Schweden, welche seine Gemahlin zu werden wünschte und deßhalb nach Norwegen kam. Er war nicht abgeneigt, sie zu wählen; da sie aber seinen Antrag, eine Christin zu werden, ablehnte, nannte er sie eine heidnische Hündin, warf ihr den Handschuh ins Gesicht, und ließ sie beim Einsteigen ins Schiff unter das Wasser tauchen. Das bekam ihm aber übel, denn wuthentbrannt veranlaßte Sigrid einen Krieg gegen ihn, in welchem er das Leben verlor. Olav der Dicke (1017—1053) setzte das von dem vorigen Könige begonnene Werk fort. Er durchzog das Land, baute Kirchen, besetzte sie mit Lehrern und suchte auf allerlei Weise, bald durch Vorstellungen, öfter durch Gewalt das Heidenthum zu stürzen. Ein mächtiger heidnischer Graf wollte durchaus nicht von seinen Göttern lassen, er behauptete, sie seien der Verehrung würdiger, als der Gott der Christen, weil man sie sähe. Zum Beweis ließ er ein ungeheures Bild seines Gottes Thor vorführen. Olav zeigte auf die aufgehende Sonne, als das Werk seines Gottes, und indem alle ihre Augen dahin wandten, zerschmetterte einer seiner Krieger mit einem Schlage seiner Keule die Bildsäule, und Ratzen und Mäuse, Eidechsen und Schlangen krochen daraus

her-

hervor, welche sich von der Speise und dem Getränke genährt hatten, welche man täglich in dieselbe zu schütten pflegte. Dieser Beweis von des Götzen Ohnmacht wirkte so viel, daß alles sich taufen ließ. Was noch widerstrebte, wurde durch die Gewalt der Waffen überwunden. Durch Olavs Strenge entstand indeß Mißvergnügen im Reiche; und der dänische König Knut der Große benutzte dasselbe, in das Land einzufallen. Schon war Olav im Begriff, seine Krone niederzulegen und mit der Mönchskutte zu vertauschen, als er im Traume einen göttlichen Befehl zu erhalten glaubte, die Wiedererlangung seines Reichs zu versuchen. Bald sammelten sich um ihn dreitausend Mann, denen er auf Helm und Schild ein Kreuz mahlen ließ, und das Feldgeschrei gab: „Herbei ihr Soldaten Christi, des Kreuzes und des Königs!" Aber vergebens waren seine Anstrengungen; er fiel in der Schlacht. Nach seinem Tode aber reuete die Norweger ihr Abfall; sein Leichnam ward ausgegraben, prächtig bekleidet auf den Altar einer Kirche gestellt und später ward er als Heiliger verehrt. Dadurch begründete sich das Christenthum hier immer mehr; das meist so wilde Volk lernte den Frieden lieben und mit seiner Armuth sich begnügen.

Von Norwegen kam das Christenthum um diese Zeit auch zur Insel Island, ja nach Grönland. Dieses letztere Land blieb zwar nur bis zum funfzehnten Jahrhunderte mit der christlichen Welt in Verbindung; hoch aufgethürmte Eismassen machten das Land fast drei Jahrhunderte unzugänglich; als man im achtzehnten Jahrhunderte

Grön-

Grönland wieder betrat, fand man keine Spur von dem alten Christenthume hier wieder, aber Gott hat Gnade gegeben, daß die geduldige Arbeit treuer Diener Christi in neuerer Zeit an den Herzen dieser armen, von jeder Annehmlichkeit dieses Lebens ausgeschlossenen Menschen nicht vergeblich gewesen ist.

§. 4. Cyrillus und Methodius.

(Ausbreitung des Christenthums unter den Bulgaren, Mähren und Böhmen.)

Was **Ansgarius** für die nördlichen Länder unsers Welttheils gewesen ist, das waren **Cyrillus** und **Methodius** für die östlichen Gegenden, in welchen sich ein großer Völkerstamm, unter dem Namen des **slavischen** bekannt, ausbreitete. Bisher hatte meistens die abendländische Kirche die Boten hergegeben, durch welche so viele rohe Völker bekehrt wurden. **Cyrillus** und **Methodius** aber gingen von der griechischen Kirche aus.

Cyrill war in Constantinopel erzogen worden, und war eben so ausgezeichnet durch Kenntnisse, als durch Frömmigkeit und edle Freimüthigkeit. Von der letztern gab er einmal einen schönen Beweis gegen den so berühmten nachmaligen Bischof **Photius**. Dieser hatte in einem Lehrstreite mit dem Bischof **Ignatius**, auf welchen er sehr eifersüchtig war, eine Behauptung aufgestellt, welche sehr gefährlich war, die er aber damit entschuldigte, daß er niemand damit habe schaden, sondern nur die Geschicklichkeit seines Gegners auf die Probe stellen wollen. Da erwiderte ihm aber **Cyrill**: „Du wirfst deine Pfeile unter das Volk, und

und doch willst du niemand damit schaden. So scharf auch die Augen deiner Weisheit sein mögen, so werden sie doch durch den Rauch des Ehrgeizes und des Neides geblendet. Deine Feindschaft gegen Ignatius hat dich betrogen.“ Eine solche Freimüthigkeit, ein so einfältiger Blick auf die Hauptsache stand einem künftigen Missionar sehr wohl an. Cyrill rüstete mit seinem Bruder Methodius sich auf das ihm übertragene Werk nicht allein mit anhaltendem Gebete, sondern auch mit Erlernung der slavischen Sprache, damit die zu bekehrenden Völker in ihrer eignen Mundart das Evangelium hören könnten; Cyrill erfand sogar eine eigne Buchstabenschrift für diese Sprache und übersetzte mehrere Theile der Bibel in dieselbe, damit die Bekehrten im Worte weiter forschen könnten, ob es sich also verhielte.

1. Bulgaren.

Nach diesen Vorbereitungen begab sich das Brüderpaar zuerst in die Gegenden des jetzigen südlichen Rußlands. Hier waren sie zunächst unter den Chazaren, dann aber vorzüglich unter den Bulgaren thätig. Dieses rohe Volk war den griechischen Kaisern sehr gefährlich, und diese hatten darum keinen dringendern Wunsch, als es bekehrt zu sehen. Durch christliche Gefangene war unter demselben das Christenthum zwar schon früher bekannt geworden, aber seine Anhänger hatten die grausamsten Verfolgungen erdulden müssen. Die Kaiserinn Theodora bot jetzt alles auf, den bulgarischen König Bogoris günstiger zu stimmen; sie hatte ihn an einen griechischen Mönch,

Theo-

Theodorus Kuphara, gewiesen, welcher sich damals in seiner Gefangenschaft befand; den Ermahnungen dieses Mannes wurde sein Herz zuerst dadurch geöffnet, daß er auf sein Anrathen in einer Hungersnoth den Gott der Christen um Hilfe angerufen, und diese auch erhalten hatte. Erfolgreicher aber noch wirkte auf den König seine eigene Schwester. Sie war als Gefangene nach Constantinopel gekommen, und war hier, wie schon viele vor ihr, eine Gefreiete des Herrn geworden. Bald darauf auch ihrer irdischen Haft entlassen, pries sie mit aller Wärme schwesterlicher Liebe ihrem Bruder das große Heil an, was ihr zu Theil geworden. In dieser Zeit nahete Methodius dem Könige, der frommen Schwester eine willkommene Hilfe. Gott ließ ihn das in dem Herzen des Königs vielfach angefangene gute Werk vollenden, und zwar auf eine ganz eigene Weise. Methodius verstand sich unter andern, wie die meisten griechischen Mönche, auch aufs Malen, und der König bestellte bei ihm zum Schmuck seines Hauses ein Bild, bevorwortete aber ausdrücklich, es solle ein recht fürchterliches Aussehen haben. Und Methodius wußte denn nun, als ein Mann, der seine Blicke auf die Ewigkeit gerichtet hielt, nichts Schrecklicheres, als das zukünftige Gericht, und dieses zeichnete er denn auch mit allen Farben, welche ihm sein von der Furcht Gottes durchdrungenes Gemüth lieh. Und so groß war das Entsetzen des Königs, als er dieß Bild sah und Gottes Geist in der Qual der Verdammten ihm sein eignes zukünftiges Schicksal wies, daß er hinfort kein andres Verlangen mehr kannte, als diesem Schick-

Schicksale zu entgehen. Gern nahm er es nun an, als **Methodius** ihm den Weg dazu in dem Glauben an den zeigte, der zum Richter und Versöhner zugleich bestimmt ist, und bald darauf ließ er sich taufen. Sein Glaube sollte eine Weile auf die Probe gestellt werden; der König verlor sein Reich, weil er Christ geworden war. Aber der Herr gab es ihm wieder; mit einem Häuflein Getreuer, welche unter dem Panier des Kreuzes sich um ihn sammelten, bemächtigte er sich seines Thrones von neuem, und nun gelang es ihm unter dem Beistande des **Cyrillus** und **Methodius** das Christenthum auf eine dauernde Weise unter seinem Volke zu gründen.

2. Mähren.

Einen neuen Wirkungskreis fanden diese beiden eifrigen Glaubensboten in **Mähren**, wohin sie durch den damaligen mährischen Fürsten **Radislav** berufen worden waren. Ihre Verkündigung scheint hier einen ziemlich schnellen Eingang gefunden zu haben, denn wir sehen sie bald emsig beschäftigt mit der Einrichtung zweckdienlicher Gottesverehrungen. Aber eben in diesem Werke finden sie sich bald belästigt von einer Seite her, da man es am wenigsten hätte erwarten sollen. Mehrere benachbarte deutsche Bischöfe hielten es für äußerst bedenklich, daß unsere Glaubensboten den Gebrauch der Landessprache statt der sonst üblichen lateinischen oder griechischen Sprache beim Gottesdienste eingeführt hatten. Sie glaubten die Würde des Gottesdienstes und die Einheit der Kirche durch diese Neuerung bedroht, und führten deß-

halb

halb Klage beim Papste. Die Verklagten reiseten selbst nach Rom und stellten dem Papste vor, wie die Schrift doch selbst bezeuge, daß alle Völker den Herrn loben, und alle Zungen bekennen sollen den Namen Christi zur Ehre Gottes, und wie sie nicht ohne den größten Schaden jenen unwissenden Völkern den Gottesdienst in einer andern, als der ihnen verständlichen Sprache halten könnten. Der Papst war vernünftig genug, das Gewicht dieser Gründe einzusehen, und die Neubekehrten blieben in dem ungestörten Genusse des Segens, der ihnen aus der verständlichen Verkündigung des Evangeliums erwachsen mußte. Cyrillus fand das Ende seiner gesegneten Laufbahn in Rom; er starb hier 867. **Methodius** aber ward zur Belohnung für seine Dienste zum Erzbischof der mährischen Kirche ernannt und wirkte hier unter dem Schutze des Papstes mit Segen fort.

3. Böhmen.

Methodius beschränkte seine evangelische Thätigkeit aber keineswegs auf die mährischen Länder; durch seine Vermittelung kam das Christenthum auch nach **Böhmen**. Die Veranlassung war folgende. **Böhmen** stand früher unter der Oberherrschaft der mährischen Könige; und als einst ein böhmischer Herzog, Namens **Borziwoi**, an den Hof seines Oberherrn kam, ward bei dem Gastmahle, zu dem er geladen war, ihm, als einem Heiden, nicht am Tische unter den Christen, sondern, wie es Sitte war, vor demselben, an der Erde sein Platz angewiesen. **Methodius**, der auch zugegen war, zeigte sein Bedauern, daß ein

so

so ansehnlicher Fürst als ein Götzendiener lieber mit den Sauhirten an der Erde liegen, als mit den Christen an der fürstlichen Tafel sitzen wolle. „Was schadet mir denn dieß?" erwiderte Borziwoi, „und was für einen Vortheil würde mir das Christenthum bringen?" „Wenn du," antwortete der Bischof, „den Götzen entsagtest, so würdest du ein Herr deiner Herren werden, deine Feinde würden dir unterworfen sein und deine Nachkommenschaft würde sich wie ein Strom vermehren." „Nun," sprach Borziwoi, „wenn es sich so verhält, was hindert es, daß ich getauft werde?" „Nichts," fuhr der Bischof fort, „sei nur bereit, an Gott, den allmächtigen Vater, an seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum und an den Geist, den Tröster und Erleuchter aller Gläubigen, nicht um der irdischen Güter willen, sondern zum Heil deiner Seele, zur Erlangung eines ewigen Sieges, zu glauben!" So sprach Methodius, und seine Ermahnungen fanden durch Gottes Gnade Eingang in das Herz des jungen Fürsten; nach einigen Tagen empfing er mit seinen Begleitern die Taufe. Froh des erlangten Heils, wollte er nach seiner Rückkehr dasselbe auch seinem Volke mittheilen; allein Gott beschloß, seinen Glauben zuerst durch Trübsal zu läutern, und wenn er bewährt erfunden wäre, ihn durch wunderbare Erfüllung der ihm zuerst durch den Mund seines Dieners gegebenen Verheißungen zu stärken. Das Volk wollte von dem Glauben seines neubekehrten Fürsten zuerst nichts wissen und verjagte ihn. Borziwoi ertrug die Schmach in Geduld, suchte nur um so mehr in seinem Glau-

ben

ben durch den Unterricht sich zu befestigen, den ihm die Liebe des Methodius aufs neue so bereitwillig darreichte, und es dauerte nicht lange, so erhielt er nicht nur sein Reich wieder, sondern hatte auch die große Freude, den größten Theil seines Volks für das Christenthum gewonnen zu sehen. Borizwoi blieb bis an das Ende seines Lebens seinem Glauben treu; er hinterließ eine Wittwe, Ludmilla, welche seiner ganz würdig war, denn sie brachte ihr Leben unter frommen Uebungen hin, war mildthätig gegen die Armen, und freigebig gegen die Kirche und ihre Diener. Und sie besiegelte ihr Bekenntniß mit dem Tode, den sie von der Hand ihrer gottlosen Schwiegertochter empfing. Diese grausame Frau hätte gern das Christenthum mit Stumpf und Stiel überall ausgerottet; aber sie konnte es nicht einmal hindern, daß in dem Herzen ihres eignen Sohnes der gute Same, den Ludmilla in das Herz des Enkels ausgestreut, aufs herrlichste emporwuchs. Ungeachtet Drahomira denselben von jeder christlichen Einwirkung fern hielt, und die Geistlichen mit dem Tode bedrohete, die ihm nahen würden, so wußte er des Nachts ihren Zuspruch zu erlangen; und nachdem er herangewachsen war, bekannte er frei seinen Glauben, und entfernte seine Mutter von der Regierung. Er baute nun Kirchen, sorgte für Geistliche und war auf alle Weise bedacht, seine Unterthanen zu einem christlichen Wandel zu führen. Bei all' seiner sonstigen Milde ließ er Gottlose und Trunkenbolde auspeitschen. Begegnete es ihm einmal, daß er selbst bei Tisch zu viel getrunken, so eilte er bei Tages Anbruch in die Kirche, zog dem ersten Geist-

lichen, den er da fand, sein bestes Kleid an, warf sich nieder und bat ihn, zu Gott zu beten, daß ihm seine Sünde vergeben werde. Seine Frömmigkeit war allerdings nicht frei von Aberglauben. Im Winter ging er mit bloßen Füßen über die mit Eis bedeckten Straßen zur Kirche; er trug rauhe härene Säcke auf bloßem Leibe unter seiner fürstlichen Kleidung; des Nachts ging er oft aufs Feld, schnitt selbst das Korn ab, mahlte und buck es, um das selbst so bereitete Brot Gott in der Kirche darzubringen. Und eben wollte er nach Rom reisen, um aus den Händen des Papstes die Mönchskleidung zu nehmen, als er von seinem grausamen Bruder **Boleslav** am Eingange einer Kirche ermordet wurde i. J. 936. Mit dem Antritte seiner Regierung begannen nun die blutigsten Verfolgungen gegen die Christen; indeß wurde **Boleslav** durch Kaiser **Otto** doch zuletzt gezwungen, die Uebung des Christenthums wieder freizugeben; und unter seinem Nachfolger, **Boleslav** dem Frommen, erhielt nun die Kirche den vollständigsten Sieg in Böhmen und eine feste Stütze in dem neu gegründeten Erzbisthume **Prag** i. J. 973. Mit Auszeichnung erwähnen wir hier noch eines der Erzbischöfe von Prag, Namens **Adalbert** (980). Seit dem Antritte seines Amtes soll man ihn nie auch nur lächeln gesehen haben. Als man ihn um die Ursache befragte, sagte er: „Es ist eine leichte Sache, eine Bischofsmütze und ein Kreuz zu tragen, aber vor dem Richter der Lebendigen und der Todten von einem Bisthume Rechenschaft ablegen, ist eine fürchterliche Sache.“ Eine solche Ansicht vom Amte führte denn natürlich zu einer großen

Ge-

Gewissenhaftigkeit in der Verwaltung desselben. Adalbert bekämpfte die Sünde, unter welcher Gestalt er sie fand, mit einer beispiellosen Unerschrockenheit. Vielleicht nahm er dabei zu wenig Rücksicht auf die Schwachheit eines rohen Volkes. Mehrmal mußte er die Flucht ergreifen; endlich ging er nach Polen und Preußen; und wie er hier gewirkt habe, davon werden wir später hören.

§. 5. Ausbreitung des Christenthums in Rußland, Ungarn und Polen.

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß durch Cyrills Vermittlung auch die Russen die erste nähere Kunde vom Christenthum erhielten. Es war gegen das Ende des neunten Jahrhunderts, als einige russische Abgeordnete in Konstantinopel einmal dem Gottesdienste in der dortigen prächtigen Sophienkirche beiwohnten. Der gleichsam überirdische Glanz des Heiligthums, die erhabene Pracht der heiligen Gebräuche, die Andacht der Gläubigen versetzte sie in eine so wunderbare Stimmung, daß sie auch geflügelte Jünglinge durch die Kirche hinschweben zu sehen, und das dreimal Heilig anstimmen zu hören glaubten, und ihrem Fürsten bei ihrer Rückkehr eine so ergreifende Schilderung von dem, was sie dort gesehen, machten, daß dieser von dem griechischen Kaiser sogleich sich einige Lehrer ausbat, welche ihn und sein Volk im Christenthume unterrichten möchten. Unter diesen soll auch Cyrillus gewesen sein. Von dem Wirken dieser Glaubensboten werden gar wunderbare Dinge erzählt. Einer von ihnen, wird berichtet, habe einst auf Befragen, was er denn eigentlich lehren wolle,

wolle, das Evangelienbuch vor dem versammelten Volke ausgebreitet und dann mehrere Wunder aus dem alten und neuen Testamente erzählt, unter andern das von den drei Männern im feurigen Ofen. Die Russen indeß hatten erklärt, daß, wenn sie nicht ein ähnliches Wunder mit ihren eignen Augen sähen, sie ihm gar nicht glauben wollten. Der Missionar aber habe darauf erwidert, es sei zwar nicht erlaubt, Gott zu versuchen, wenn sie aber in Aufrichtigkeit des Herzens Gott naheten, so würde er ihrem Glauben nichts versagen, sie möchten bitten, was sie wollten. Darauf haben sie verlangt, er solle das Evangelienbuch auf einen von ihnen angezündeten Scheiterhaufen legen; würde es unverletzt bleiben, so wollten sie seine Religion annehmen. Da habe denn der Missionar brünstig gebetet, daß Christus seinen Namen vor den Heiden verherrlichen wolle, und wirklich sei das Evangelienbuch unbeschädigt nach einiger Zeit aus der Asche hervorgezogen worden. Dieß Wunder habe einen solchen Eindruck auf die Heiden gemacht, daß sie sich alle auf der Stelle haben taufen lassen.

Bekehrungen solcher Art konnten nun wohl unmöglich von rechter Dauer sein; auch der um die Mitte des zehnten Jahrhunderts erfolgte Uebertritt der Großfürstin **Olga** zum Christenthume war noch von keinem entscheidenden Erfolge. Erst durch ihren Enkel, den Großfürsten **Wladimir**, kam das Werk zu Stande. Auch ihm war die Herrlichkeit des christlichen Gottesdienstes, dem einige Abgeordnete in der Sophienkirche zu Konstantinopel beigewohnt hatten, angepriesen worden;

 und

und er erklärte sich bereit, das Christenthum anzunehmen, wenn die griechische Prinzessin Anna ihm zur Gemahlin gegeben würde. Als diese bei ihm anlangte, wurde er von so heftigen Augenschmerzen befallen, daß er das Gesicht zu verlieren fürchtete. Schon meinte er, seine Götter straften ihn wegen seines Abfalls von ihnen. Indeß Anna versicherte ihn, er werde gewiß genesen, wenn er sich taufen ließe. Er machte den Versuch, und wirklich erhielt er sein Gesicht wieder. Er war nun auf immer für das Christenthum gewonnen, und es ist erfreulich, daß sein Glaube sich auch durch die That bewährte. Er war der Wollust sehr ergeben gewesen, hatte fünf Gemahlinnen und mehrere hundert Beischläferinnen bisher gehabt; nun hing er seiner griechischen Gemahlin allein an. Ueberdieß war er sehr wohlthätig und überaus freigebig gegen die Kirche. Weniger Lob verdient die Art, wie er das Christenthum unter seinem Volke zu begründen bemüht war. Gewaltsam ließ er alle Götzenbilder zerstören, das Bild des vornehmsten Götzen ließ er an den Schweif eines Pferdes binden und in das Wasser stürzen. Dann ließ er ausrufen, daß ein jeder, der am folgenden Tage sich nicht zur Taufe einfinden würde, als ungehorsam gegen den Fürsten angesehen werden sollte. In stummer Unterwürfigkeit empfing das Volk die Taufe. Wladimir sorgte für Geistliche, welche die Getauften unterrichteten, legte Bisthümer und Erzbisthümer an und seine Nachfolger traten in seine Fußtapfen, so daß nun die Kirche hier nicht wieder unterging.

Wie die Russen, so empfingen auch die Ungarn

garn das Christenthum von den Griechen. Fürst Gylas ließ sich etwa im Jahre 950 zu Konstantinopel taufen, und der damalige Patriarch gab ihm einen Mönch mit, der für die weitere Verbreitung des Evangeliums Sorge tragen sollte. Wir haben schon öfter zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß den Frauen es vorbehalten war, einen besondern Einfluß auf die Einführung und Befestigung des Christenthums unter den rohen Völkern der damaligen Zeit zu üben. So war es auch hier. Die Tochter des Fürsten **Gylas**, welche an den ungarischen Herzog **Geysa** verheirathet war, gewann das Herz ihres Gemahls ganz für das Evangelium, und dasselbe brach sich unter diesem Fürsten immer weitere Bahn, bis endlich **Geysas** Sohn, König **Stephan** (997—1038), der wegen seines christlichen Eifers den Beinamen des „Heiligen" erhielt, die Kirche für immer in **Ungarn** begründete.

Den **Polen** wurde das Evangelium von Böhmen aus zugeführt. Auch hier bewährte sich der gesegnete Einfluß der Frauen. **Dambrowka**, eine böhmische Prinzessin, bestimmte ihren Gemahl, den polnischen Herzog **Miecislaw**, nicht allein sich taufen zu lassen, sondern auch alles daran zu setzen, daß unter seinem Volke die Kirche Christi begründet werde. Er legte zu Posen das erste polnische Bisthum an, dem im achten Jahrhunderte die Erzbisthümer **Gnesen** und **Krakau** mit sechs andern Bisthümern folgten. Die Kirche hatte demnach hier festen Fuß gefaßt. Die polnischen Fürsten waren auch stets bemühet, das Christenthum den benachbarten Völkern zu bringen, allein da es un-

unter ihnen selbst doch nur auf eine sehr äußerliche Weise bestand, gelang ihnen dieß auch meist nur durch die Gewalt der Waffen.

§. 6. Ausbreitung des Christenthums in Liefland und den angrenzenden Ländern.

Die dänischen Könige hatten viele Versuche gemacht, den an den Küsten der Ostsee wohnenden Völkern das Christenthum mit der Gewalt der Waffen aufzuzwingen; das erzeugte aber nur Haß gegen dasselbe. Viel erfolgreicher erwiesen sich die Bemühungen christlicher Kaufleute aus Bremen, welche mit den Liefländern Handelsverbindungen angeknüpft hatten. Ihnen schloß sich noch im hohen Alter ein ehrwürdiger Greis aus dem Holsteinschen, der Priester **Meinhard**, an und wußte sich von dem russischen Fürsten **Wladimir** im J. 1186 die Erlaubniß zu verschaffen, den **Liefen** das Evangelium förmlich zu predigen. Er gründete zu **Yxküll** oberhalb **Riga** die erste christliche Kirche, wo bereits die erwähnten Kaufleute eine Burg zur Beschützung ihres Handels angelegt hatten. Er suchte zunächst dadurch sich Zugang zu den Herzen der Liefländer zu verschaffen, daß er ihnen im Leiblichen allerlei Dienste erwies; aber er mußte auch die traurige Erfahrung machen, daß sie nur so lange ihm anhingen, als sie seiner bedurften. **Meinhard** erhielt inzwischen einen Gehilfen in seiner mühseligen Arbeit an dem Mönche Theoderich. Dieser aber erregte um so mehr den Haß der Heiden, je treuer er seines Amtes wartete. Schon mehrere Male war er in Gefahr, von denselben ihren Göttern geopfert zu werden, wozu

einmal auch eine Sonnenfinsterniß Gelegenheit gab, welche sie seinen Zauberkünsten zuschrieben; aber Gott war mit ihm, und ließ manche wunderbare Hilfe ihm angedeihen. Einmal trat ein Verwundeter zu ihm mit dem Versprechen, sich taufen zu lassen, wenn er ihn heile. Theoderich verstand freilich nichts von der Heilkunst, aber desto mehr vertraute er dem, der allein der rechte Arzt ist. Im Hinblick auf ihn reichte er dem Kranken eine Mischung von zerstoßenen Kräutern, welche denn auch von der gesegnetsten Wirkung war. Der Kranke vergaß seines Versprechens nicht, und da er einer der Angesehensten des Volkes war, folgten viele seinem Beispiel, und ließen, wie er, sich taufen. Im Uebrigen aber hatten die beiden Glaubensboten fortwährend mit der Unbeständigkeit und Treulosigkeit der Liefen zu kämpfen. Oft waren sie im Begriffe, dieselben zu verlassen; dann hielten diese sie unter den heiligsten Versprechungen zurück, weil sie ihrer Hilfe bedurften, und bald darauf verhöhnten sie sie wieder. In dieser Bedrängniß hatte Meinhard schon mehrere Male den Papst um Hilfe für diese schwierige Mission angerufen; endlich wurde sie ihm zugesagt. Er sollte aber die Erfüllung dieser theuersten Wünsche seines Herzens nicht sehen, denn der Herr rief ihn i. J. 1196 von seinem mühevollen Tagewerke ab. Vor seinem Tode hatte er sich aber von den Liefen das Versprechen geben lassen, daß sie nach ihm einen christlichen Bischof wieder annehmen wollten. Ein solcher kam nun auch in der Person Bertholds, ehemaligen Abtes des Klosters Lockum. Die Liefen verläugneten auch gegen ihn ihre trügerische

Sin-

Sinnesart nicht. Sie ließen es sich wohl gefallen, daß er sie bei seiner Ankunft freigebig mit Speise und Trank bewirthete und sie reichlich beschenkte; als er aber anfing, ihnen das Evangelium zu predigen, mußte er von ihnen mörderische Nachstellungen erfahren. Es war aber diesem Boten Gottes die Geduld seines frommen Vorgängers nicht gegeben. **Berthold** verließ den gefahrvollen Posten, auf den ihn der Herr gestellt hatte, um bald mit einem Kriegsheere wieder zu erscheinen. Diese Bekehrungsart war freilich in der damaligen Zeit die beliebteste, weil sie am schnellsten zum Ziele zu führen schien; aber selbst in dieser mußte man noch große Anstrengungen machen, ehe man die Liefländer auch nur zur äußerlichen Unterwerfung unter das Gesetz der Kirche brachte. Es wurde ein eigner Ritterorden, der sogenannte Schwertorden, gegründet, um die nun nach der Stadt **Riga** verpflanzte christliche Stiftung zu schützen, und den Bekehrungskrieg weiter fortzuführen. Erst nach zwanzigjährigem Kampfe war die Ruhe gesichert, und es verbreitete sich nun von Liefland aus das Christenthum auch in **Esthland** und **Kurland** gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

Es darf aber doch nicht verschwiegen werden, daß man mitten unter jenen kriegerischen Unternehmungen es nicht ganz verabsäumte, durch das Wort Gottes auf den Verstand und das Herz jener Völker einzuwirken, und wir begegnen hier manchem treuen Zeugen der Wahrheit, welcher mit der edelsten Hingebung dem Werke Gottes diente. Im Jahre 1205 benutzte der von den Dänen herübergekommene Bischof **Andreas von Lund** die kurze

Zeit einer Waffenruhe, um mit den Geistlichen in Riga den Psalter durchzulesen und durchzubeten. Ein Mönch Namens Sigfried erwarb sich durch sein frommes Leben und durch sein unermüdliches Wirken zum Wohle des Volkes so sehr die Liebe desselben, daß sie nach seinem Tode ihn weinend zu Grabe trugen. Ein anderer, Namens Friedrich von Celle, der an der Kirche des neuerbauten festen Platzes Friedland als Priester angestellt war, hatte hier am Palmsonntage rührende Worte von dem Leiden des Herrn zu dem Volke gesprochen; als er dann aber mit seinen Gehilfen nach Riga überfahren wollte, wurde er auf dem Schiffe von einem Haufen wüthender Heiden überfallen; langsam marterten sie ihn zu Tode, er aber hob unter den schrecklichen Todesqualen dankend seine Augen zum Himmel empor, daß er gewürdiget werde, die Märtyrerkrone zu empfangen. Im Jahre 1206 wurde ein Dorf bei Threida von den heidnischen Letten gerade überfallen, während die Gemeinde in der Kirche versammelt war. Kaum hatte sich hier die Nachricht davon verbreitet, als alles in Angst und Entsetzen auseinander stob. Der Priester Johann Strica aber mit seinen Gehilfen ließ sich in seiner Andacht bei der Feier der Messe nicht stören; er weihete sich selbst Gott zum Opfer, und erwartete in stiller Geduld, was geschehen sollte. Dann, nach Beendigung der Messe, entkleideten sie den Altar, und verbargen alles heilige Geräthe in einen Winkel der Sacristei, sie selbst aber saßen hütend dabei. Und drei Mal brachen die Feinde in die Kirche ein, und eben so oft wichen sie wieder zurück, da sie den Altar

ent-

blößt fanden, und der Herr das Uebrige, das sie hätten rauben mögen, ihren Augen verbarg. Die treuen Priester aber brachten am Abend dem Beschützer ihres Lebens laute Dankopfer; sie begaben sich in die Wälder, und nachdem sie sich hier drei Tage lang von dem mitgenommenen Brote ernährt hatten, erreichten sie am vierten unverletzt Riga. Die fortgesetzten Bemühungen so treuer Priester um die christliche Bildung des Volks waren am Ende nicht vergebens. Die frühere Barbarei verschwand immer mehr; an die Stelle des Faustrechts und der Sclaverei, unter deren Druck besonders die Letten zu seufzen hatten, trat allmählig ein geordneter Rechtszustand und die Priester unterließen auch nicht, alle Stände zur Liebe und Nachsicht gegen einander zu ermahnen.

§. 7. Ausbreitung des Christenthums in Preußen.

Noch größere Schwierigkeiten, als in den bisher genannten Ländern angetroffen wurden, hatte die Gründung der Kirche in **Preußen** zu besiegen. Unsere Vorfahren hier waren gar wilde Leute, und es mußte erst viel Märtyrerblut fließen, ehe es mit der Verkündigung des Evangeliums bei ihnen auch nur zum rechten Anfang kam. Nur ein so kühner Mann, wie der oben schon genannte Prager Erzbischof **Adalbert**, konnte es wagen, diese gefahrvolle Mission zu eröffnen. In Begleitung von dreißig Soldaten, welche ihm der Herzog von Polen, **Boleslav I.**, gegeben hatte, begab er sich zunächst nach **Danzig**, dem Grenzorte von Preußen nach Polen hin. Seine Predigt war hier nicht ganz vergeblich, viele ließen sich taufen. Von da begab

er sich an das jenseitige Ufer, und als einer, der hinfort keines andern Schutzes genießen wollte, als der Hut seines Gottes, und keine andern Waffen führen wollte, als das Schwert des Geistes, verabschiedete er hier Schiff und Mannschaft und fuhr, nur in Begleitung zweier Gefährten, des Benedictus und Gaudentius, auf einem kleinen Kahne nach einer kleinen von der Pregel bei ihrer Mündung gebildeten Insel hinüber. Kaum aber waren sie gelandet, als die Grundbesitzer mit Knütteln herbeikamen, um sie wegzutreiben. Adalbert erhielt einen so heftigen Schlag, daß er zu Boden fiel. Als er wieder zu sich kam, sprach er: „Ich danke dir, Herr, daß du mir verliehen hast, wenigstens einen Schlag für meinen Gekreuzigten zu leiden.“ Nicht ganz so übel war der Empfang, der den Glaubensboten an der Küste von Sameland bereitet wurde. Man schlug wenigstens nicht gleich auf sie los, sondern führte sie in eine große Volksversammlung, um sie erst zu hören. Wie sie aber den Zweck ihrer Ankunft offen darlegten, erklärte man, daß man von einem fremden Gesetze nichts wissen wolle, und drohete ihnen den Tod, wenn sie nicht noch in derselben Nacht abfahren würden. Nach ihrer Rückkunft zu ihrem Ausgangsorte hatte der Bruder Gaudentius einen Traum. Er sah mitten auf dem Altare einen goldnen Kelch halb voll Wein. Als er davon zu trinken begehrte, wollte es der Altardiener nicht zulassen, denn dem Bischofe sei dieser Trank zu seiner geistlichen Stärkung für den andern Tag vorbehalten. „Des Herrn Wille geschehe!“ sprach dieser, als ihm Gaudentius das bedeutungsvolle

Traum-

gesicht mittheilte. Mit Tagesanbruch machten die Missionare sich auf, um weiter ins Land zu dringen. Die Wälder hallten wieder von ihren Lobgesängen. Am Mittag feierten sie für sich die Messe, Adalbert nahm das Brot und den Kelch. Dann gingen sie weiter, ruheten wieder und verfielen, ermüdet von der Anstrengung der Reise, in einen tiefen Schlaf. Plötzlich weckte sie das Toben einer wüthenden Heidenschaar, und gleich darauf sahen sie sich in Fesseln. „Betrübet euch nicht," sagte Adalbert zu seinen Gefährten, „wir wissen ja, für wen wir leiden, was giebt es Herrlicheres, als das Leben hinzugeben für den theuern Jesus!" Kaum hatte er es gesprochen, als er eine Lanze in seiner Brust fühlte. Haupt und Augen hob der Märtyrer noch einmal zum Himmel empor, dann verschied er. Es war der 23. April 997. Bald darauf machte Bruno, erst Hofkapellan des Kaisers Otto III., dann Benedictinermönch, mit achtzehn Gefährten einen zweiten Versuch zur Bekehrung der Preußen, aber auch sie fanden am 14. Febr. 1008 hier alle den Märtyrertod. Die Stunde der Erlösung war für die lieben Preußen noch nicht gekommen. Zwei Jahrhunderte hindurch ruhete die Mission ganz. Dem Mönche Christian, einem Pommern, war es vorbehalten, die ersten entscheidenden Erfolge der dann wieder beginnenden Mission zu sehen. Auch er hatte noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihm nicht bloß von den Eingebornen, sondern auch theils von seinen Ordensbrüdern, theils von den Herzögen von Pommern und Polen bereitet wurden, welche die Einführung des Christen-

stenthums unter den Preußen als ein Mittel zur Unterdrückung derselben benutzen wollten. Der Papst Innocenz III. aber, dem er im Jahre 1209 persönlich in Rom sein Unternehmen empfohlen hatte, ließ ihm allerseits die kräftigste Unterstützung angedeihen, und es geschah nun, daß zwei bekehrte preußische Fürsten dem Missionar ihr Ländergebiet als Besitzthum für die neue Kirche schenkten. Christian reisete mit ihnen nach Rom, wo sie getauft und er zum Bischof geweihet wurde. Nach ihrer Rückkehr aber erhob sich ein schrecklicher Sturm wider sie von Seiten des heidnischen Volkes. Lange Kriege folgten darauf; der oben schon genannte Orden der Schwertbrüder vereinigte sich mit den deutschen Rittern, um sie auszufechten und erst im Jahre 1283 war das Werk vollendet, nachdem schon im Jahre 1243 vier Bisthümer für Preußen: Kulm, Pomesanien, Ermeland und Sameland gestiftet waren.

§. 8. Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern.

Die Pommern waren ein lebensfrohes, mit Naturgaben reichlich gesegnetes, wohlhabendes Volk, unter dem es keine Arme und Bettler gab. Sie waren gewohnt, namentlich ihre Priester in Glanz und Reichthum auftreten zu sehen. Es kann daher nicht befremden, wenn sie auf die Mönche, welche in armseliger Tracht unter ihnen erschienen, um ihnen das Evangelium zu verkündigen, mit Verachtung herabblickten. Das hatte besonders ein spanischer Priester, Namens **Bernhard**, welcher in der mönchischen Enthaltsamkeit es noch dazu weiter trieb, als andere, erfahren müssen. Da er

den

den Pommern sich als Gesandten des Schöpfers Himmels und der Erden ankündigte, wiesen sie ihn kurz mit der Bemerkung zurück, daß ein so großer Gott sich keines Bettlers zum Abgesandten bedienen würde. Bernhard mußte daher nach manchem vergeblichen Versuche, sich noch Eingang zu verschaffen, zurückkehren; aber in Bamberg fand er einen Mann, der ganz für die Mission geeignet schien, den Bischof Otto.

Otto stammte aus einer angesehenen, aber nicht reichen Familie. Er hatte früher seine Kräfte anstrengen müssen, um die Mittel zu seinem Lebensunterhalte und zu seiner wissenschaftlichen Bildung herbeizuschaffen. Durch mancherlei Umstände war er dem Herzoge Wladislav Herrmann von Polen, und durch diesen dem Kaiser Heinrich IV. empfohlen worden, welcher ihm das Bisthum Bamberg verlieh. Er war ein sehr würdiger Bischof. Er entzog sich das Nöthigste, um es den Armen zu geben, oder es für den Dienst der Kirche zu verwenden. Als einst in den Fasten, da die Fische sehr theuer waren, ein Fisch von hohem Preise ihm zur Tafel gebracht wurde, sagte er zu seinem Verwalter: „Fern sei es, daß der elende Otto heute allein so viel Geld verzehren sollte. Bring' diesen theuern Fisch meinem Christus, welcher mir theurer, als ich mir selber bin, sein muß, bring' ihm denselben, wo du einen auf dem Krankenlager findest. Für mich als einen Gesunden ist mein Brot genug." Einst war ihm ein kostbarer Pelz zum Geschenk gesandt worden, mit der Bitte, daß er denselben dem Geber zum Andenken tragen möge. Er sagte, „er wolle das theure Geschenk so gut auf-

bewahren, daß keine Diebe es stehlen, und keine Motten es verzehren können," und er schenkte den Pelz einem armen, gelähmten Manne. Er besaß ein genaues Verzeichniß von allen einzelnen Kranken der Stadt, um einem jedem zu geben, was ihm noth that. Außerdem that er unendlich viel für die Verschönerung der Kirchen, für Anlegung und Verbesserung von Klöstern, und was noch mehr ist, für den Unterricht und die christliche Bildung des Volks.

So war der Mann beschaffen, dem Bernhard den Antrag machte, die angefangene Mission unter den Pommern fortzusetzen; und er fand denselben auch um so bereitwilliger dazu, als der Sohn des Herzogs von Polen, mit dem er früher in so genauer Verbindung gestanden, zu gleicher Zeit eine dringende Aufforderung zu demselben Zwecke an ihn ergehen ließ, auch sich erbot, alle Kosten des Unternehmens zu tragen. So sehr Otto auch die mönchische Dürftigkeit liebte, so war er doch willig, die Erfahrungen, welche sein Vorgänger unter den Pommern gemacht, zu benutzen, und in weiser Berücksichtigung ihrer Eigenthümlichkeit und Schwachheit traf er alle Anstalten, um in bischöflichem Glanze vor ihnen zu erscheinen. Zunächst begab sich Otto zu dem Herzoge von Polen; dieser nahm ihn nicht allein ehrfurchtsvoll auf, sondern versah ihn auch mit allem, was ihm zur Reise noch nöthig war, und gab ihm überdieß noch drei seiner Kapelläne und einen Obrist Paulitzky mit, der theils zum Dollmetscher, theils dazu dienen sollte, das Ansehen des Herzogs bei den Pommern zu vertreten, damit

sie

sie desto bereitwilliger den Glaubensboten aufnähmen. An der Grenze kam ihnen der pommersche Herzog Wartislaw mit 500 Bewaffneten entgegen; es hatte hier eine Unterredung Statt, in welcher zwischen beiden Theilen das bei der Mission zu beobachtende Verfahren verabredet wurde.

Am andern Morgen überschritten die Missionare die Grenze und nahmen ihren Weg nach der Stadt Pyritz. Es war elf Uhr Nachts, als sie hier ankamen; alles war noch wach, denn es waren hier eben viele tausend Pommern zur Feier eines heidnischen Festes versammelt, das mit vielen Schmausereien und Trinkgelagen auf eine sehr lärmende Weise begangen wurde. Unter diesen Umständen hielt es der Bischof nicht für rathsam, die Stadt zu betreten. Aber am folgenden Morgen sandte er die Abgeordneten des polnischen und pommerschen Herzogs mit der Botschaft an die Bewohner ab, daß er gekommen sei, das Evangelium ihnen zu verkündigen, und die Abgeordneten riethen ihnen dringend, ihn nicht zurückzuweisen, denn er sei ein weiser Mann, der nichts von ihnen verlange, und den nur die Sorge für ihr ewiges Heil zu ihnen geführt; die ganze Welt bekenne den christlichen Glauben, sie würden dem Gotte der Christen auf die Dauer doch nicht widerstehen können. Und diese Vorstellungen leuchteten den guten Leuten so sehr ein, daß sie ohne langes Widerstreben dem Bischof die Stadt öffneten. Als dieser aber mit seinen vielen Wagen und seinem zahlreichen Gefolge seinen Einzug hielt, ward ihnen fast bange, denn sie fürchteten einen feindlichen Ueberfall; bald aber wich die Furcht dem herzlichsten Vertrauen.

Sieben Tage lang war der Bischof mit seinen Gehilfen unaufhörlich beschäftigt, das lehrbegierige Volk zu unterrichten; dann vollzog er die Taufe an den Neubekehrten und er beobachtete bei dem damals noch gewöhnlichen Untertauchen der Täuflinge so viel Anstand und Würde, daß er auch dadurch den Pommern gefiel. Während seines zwanzigtägigen Aufenthaltes in dieser Stadt soll Otto nicht weniger als Siebentausend getauft haben.

Er schied von ihnen mit den herzlichsten Ermahnungen und Warnungen; und eilte weiter nach der Stadt **Kammin**. Hier wohnte die am meisten bevorzugte Gemahlin des Herzogs. Längst schon hatte der Herr das gute Werk in ihrem Herzen angefangen; als sie Kunde von dem erhielt, was in **Pyritz** vorgegangen, redete sie laut zu Allen von ihren theuern Hoffnungen, und es entstand ein solch' Verlangen nach dem Heil Christi in den Gemüthern, daß die vierzig Tage, welche der Bischof in dieser Stadt zubrachte, kaum hinreichten, die Taufe denen zu geben, welche sie begehrten. Auch der Herzog kam herbei; groß war die Ergebung, welche er den Glaubensboten bezeugte; durch einen Eid versprach er denselben, wie sie es von allen Neubekehrten verlangten, nur einer Frau anzuhangen, die übrigen aber, die er daneben gehabt, zu entlassen. Hier war es nun auch, wo Otto die erste Kirche für Pommern gründete; und der Herr befestigte den Glauben der Neubekehrten durch allerlei Zeichen und Wunder. Unter andern hatte eine reiche Wittwe, welche hartnäckig dem Evangelio widerstrebte, ihren Leu-

Leuten befohlen, daß sie an einem Sonntage, als alles zur Predigt eilte, in die Ernte gehen sollten, denn das sei nützlicher, als den neuen Gott zu verehren, den Otto mitgebracht habe; und damit niemand Anstand nehmen möchte, zu thun, was sie befohlen, legte sie selbst zuerst Hand an. Aber kaum war es geschehen, so erstarreten ihre Glieder zum Entsetzen aller; und da sie dennoch in ihres Herzens Sinn verstockt blieb, gab sie bald nachher den Geist auf. Alle, vor die solches kam, verwunderten sich der Macht des Christengottes und liehen der göttlichen Predigt ein um so willigeres Ohr.

Unter weniger günstigen Umständen betrat Otto die Stadt Julin. Es fehlte nicht viel, so hätte er hier die Märtyrerkrone empfangen; es blieb indeß nur bei harten Mißhandlungen, unter welchen der treue Obrist Paulitzky ihm ein besondrer Schutz war. Diese Gefahren konnten den unerschrockenen Glaubenshelden nicht bestimmen, sogleich das Feld zu räumen; er wartete noch etliche Tage, ob die erhitzten Heiden nicht eines Bessern sich besinnen würden, und erlangte endlich wenigstens so viel, daß sie versprachen, das Christenthum anzunehmen, wenn Stettin, die älteste und edelste Stadt von Pommern, die neue Religion gebilligt haben würde.

Dahin richtete Otto nun unverzüglich seinen Weg; aber die Stettiner wollten zuerst eben so wenig von dem neuen Glauben etwas wissen, als die Juliner. Diese Leute befanden sich noch in einem glücklichen Naturzustande; Betrug und Diebstahl war bei ihnen etwas Unerhörtes; die

Gast-

Gastfreundschaft wurde bei ihnen in dem Maaße geübt, daß ein jeder Hausvater ein eignes Zimmer, in welchem stets ein gedeckter Tisch stand, für etwa eintretende Gäste bereit hielt. Darauf trotzten sie. „Unter den Christen,“ sprachen sie, „giebt es Diebe und Straßenräuber, es werden den Leuten die Füße verstümmelt, die Augen ausgestochen, alle Arten von Verbrechen und Strafen kommen bei ihnen vor, der Christ verabscheut den Christen, fern sei von uns eine solche Religion.“ Freilich hatten sie darin wohl Recht, daß die meisten Christen durch ihr Leben ihrem Glauben Schande machten, aber Unrecht hatten sie, dem Glauben davon die Schuld beizumessen; Unrecht, selbst diesen Glauben zu verschmähen, denn bei all' ihrer äußern Gerechtigkeit fehlte noch viel daran, daß sie vor Gott auch gerecht waren. Otto indeß war als ein echter Jünger seines Herrn vor allem darauf bedacht, eben diese Einwendungen, welche sie von dem Leben der Christen gegen das Christenthum hernahmen, durch sein eigenes Beispiel zu widerlegen. Er that Gutes, wo er nur konnte; er speisete die Hungrigen, er errettete Verschuldete, er kaufte Gefangene los. Dann war er aber auch ohne Ermüden thätig in der Verkündigung des Evangeliums, und der Herr that manches Herz auf, daß es Acht hatte auf das, was von ihm gepredigt wurde. Solche Gnade empfingen unter andern zwei Söhne einer Frau, welche in ihrer Jugend als Gefangene aus einem christlichen Lande weggeführt war, und dann einen angesehenen Mann hier in Stettin geheirathet hatte. Diese fühlten sich so von dem Worte des Bischofs ergriffen, daß

sie verlangten getauft zu werden. Es geschah dieß ohne Wissen der Eltern, und acht Tage nach der Taufe blieben sie noch im Hause des Bischofs, um ihren Glauben weiter zu gründen. Die Mutter erfährt in dieser Zeit, was geschehen; sie verlangt den Bischof und ihre Söhne zu sehen. Der Bischof empfängt sie, von seinen Geistlichen umgeben, die Söhne im weißen Taufgewande zu seinen Füßen. Der Anblick überwältigt sie; weinend fällt sie zur Erde. Erschrocken eilen alle herbei; sie aber faßt sich bald und staunend hören es alle, wie sie ruft: „Ich preise dich, Herr Jesus Christus, du Quell aller Hoffnung und alles Trostes, daß ich meine Söhne in deine Sakramente eingeweihet, durch den Glauben an deine göttliche Wahrheit erleuchtet sehe.“ Und die Lieblinge ihres Herzens umarmend und küssend, setzt sie hinzu: „denn du weißt, mein Herr Jesus Christus, daß ich diese hier im Verborgenen meines Herzens schon seit vielen Jahren deiner Erbarmung zu empfehlen nicht aufgehört habe, indem ich dich bat, das an ihnen zu thun, was du nun gethan hast.“ An den Bischof aber wendet sie sich mit dem Worte: „Gesegnet sei eure Ankunft in der Stadt; denn, wenn ihr nur ausharret, werdet ihr dem Herrn eine große Gemeinde hier gewinnen. Seht, ich selbst, die ich hier vor euch stehe, ich bekenne durch den Beistand des allmächtigen Gottes, ermuthigt durch eure Gegenwart, ehrwürdiger Vater, gestärkt durch den Uebertritt dieser meiner Kinder, daß ich eine Christin bin, was ich bisher noch nicht offen auszusprechen wagte.“ Darauf erzählte sie ihre Lebensgeschichte; der Bischof aber pries Gott für die wunder-

derbaren Wege seiner Gnade, und entließ Mutter und Kinder reichlich beschenkt. Diese ließen das Licht weit leuchten, das ihnen aufgegangen war; sie zeugten mächtig durch Wort und That von der Gnade Christi; Jung und Alt strömte zur Taufe; und überdieß kam jetzt eine gleich nach der Ankunft Ottos an den polnischen Herzog abgeschickte Gesandtschaft zurück, welche den Stettinern die größten Verheißungen, im Fall sie das Christenthum annähmen, brachte, aber mit ewiger Feindschaft sie in dem Namen des Herzogs bedrohete, wenn sie es zurückwiesen. Das brachte die Sache nun vollends zur Entscheidung. Man gestattete Otto, sich mit seinen Priestern an die Zerstörung der Götzenbilder zu begeben, und als man sah, daß die Götter ihnen nichts thaten, leistete man selbst ihnen die thätigste Hilfe. Der Hüter eines großen schwarzen Pferdes, das die Pommern göttlich verehrten und in Kriegen zu Zeichendeutereien gebrauchten, war am Ende noch der einzige, der für die Ehre der Götzen stritt; da er aber plötzlich starb, sahen alle darin ein göttliches Strafgericht; die Zerstörung der heidnischen Heiligthümer, bei welcher Otto übrigens mit eben so viel Weisheit als Uneigennützigkeit verfuhr, ward vollendet, die Taufe an großen Schaaren Neubekehrter vollzogen und eine Kirche gegründet, welche das Bestehen des angefangenen guten Werks sichern sollte.

Jetzt sträubten sich auch die Bewohner der Stadt Julin nicht länger, das Christenthum anzunehmen. Otto soll hier in zwei Monaten mehr als 22000 Menschen getauft haben; und hier war es, wo im J. 1125 das erste pommersche Bis-

thum gegründet wurde, welches der Herzog Boleslav mit einem seiner Kapläne, Namens Adalbert, besetzte. Nachdem nun Otto noch verschiedene Städte, namentlich Colberg und Belgard besucht und auch hier viele getauft, und überall, so viel es bei seinen beschränkten Mitteln möglich war, Vorsorge für den weitern Unterricht der Neubekehrten getroffen hatte, kehrte er nach Bamberg zurück.

§. 9. Fortsetzung.

Otto hatte bisher allerdings Großes in Pommern ausgerichtet, aber es fehlte doch noch viel, daß das Christenthum schon festen Fuß hier gefaßt hätte. Ein großer Theil des Landes war noch dem Heidenthume völlig ergeben; die Neubekehrten noch zu wenig im Glauben befestigt, um den Versuchungen zum Rückfall, welche von dorther an sie traten, zu widerstehen; die Zahl der Priester zu gering, welche Otto bei ihnen hatte zurücklassen können. Es trat bald ein Zustand großer Bedrängniß für die neugegründete Kirche ein; und Otto konnte nicht eher, als nach drei Jahren, daran denken, dieselbe wieder zu besuchen, zu pflegen und zu stärken.

Sein Geschichtsschreiber sagt, damit er seiner Braut weder beschwerlich falle, noch verächtlich in ihren Augen erscheine, wenn er leer käme, so habe er vorher große Ankäufe gemacht und sei mit funfzig beladenen Wagen zuerst wieder in Demmin erschienen. Hier hatte er gleich Gelegenheit, seinen Vorrath gut unterzubringen. Das Land lag in Folge eines verwüstenden Krieges öde da; Otto

theilte

theilte den Bedrängten reichlich von dem Seinen mit. Den Herzog Wartislav, der bald nach seiner Ankunft hier mit einer großen Menge Kriegsgefangener erschien, bewog er, die meisten derselben frei zu entlassen, für die andern zahlte er das Lösegeld, unterrichtete, taufte sie und sandte sie so zu den Ihrigen zurück. Außerdem traf er mit dem Herzoge die Verabredung, daß am nahe bevorstehenden Pfingstfeste ein Landtag auf der Insel Usedom ausgeschrieben werden solle, um von diesem die Erlaubniß zur freien Verkündigung des Evangeliums in ganz Pommern zu erwirken.

Auf diesem Landtage nun, bei welchem der Herzog sowohl als Otto anwesend waren, ergriff der Erstere das Wort und machte den Versammelten in einer langen Rede bemerklich, wie der Mann, der jetzt bei ihnen Eingang begehre, einer der vornehmsten, beim Kaiser und Papste beliebtesten Bischöfe sei, wie er von ihnen durchaus nichts begehre, und bloß in der Absicht so weit hergekommen sei, um sie von der Herrschaft des Teufels zu befreien und mit Christo zu vereinigen, und das nicht betrügerisch und gewaltsam, sondern lediglich um ihres Heils willen und zu Gottes Ehre. Ihre gewöhnliche Lästerung, der Gott der Christen müsse geringer sein, als alle andern Götter, weil er nur sehr ungeschickte, bäuerische Diener habe, falle bei Otto ganz weg, sie hätten daher keine Entschuldigung und möchten, als die Ersten und Vornehmsten der Nation, den andern mit gutem Beispiele vorgehen. In der ersten Kirche sei zwar das Werk Gottes vom gemeinen Volk ausgegangen, sie aber sollten es Gott durch eine umgekehrte Ordnung ver-

vergelten. Darauf nahm der Bischof selbst das Wort und Beider Rede machte einen so tiefen Eindruck auf die Versammlung, daß die Anwesenden sich nicht allein selbst taufen ließen, sondern auch gern die Erlaubniß zur freien Verkündigung des Evangeliums in ganz Pommern gaben.

Von dieser machte nun Otto auch ohne Säumen Gebrauch. Die Stadt Wolgast war das Ziel seiner ersten Unternehmung. Hier bestand noch eine mächtige Partei, welche das Ansehen der alten Volksreligion aufrecht zu erhalten bemüht war. Ein heidnischer Priester, als er von der bevorstehenden Ankunft der christlichen Glaubensboten hörte, bot alles auf, die Gemüther zu entflammen. Man faßte den Beschluß, wenn jene kämen, sie zu tödten. Otto hatte zwei seiner Priester vorauf geschickt. Sie finden bei einer christlich gesinnten Frau gastfreundliche Aufnahme. Als sie ihr sich zu erkennen geben, und sie mit ihrem Vorhaben bekannt machen, geräth sie in die äußerste Bestürzung. Sie weiß sie aber vor den schon Verdacht schöpfenden Mitbürgern zu verbergen. Inzwischen hat Otto von der drohenden Gefahr Nachricht bekommen. Er erscheint in Begleitung des Herzogs, und die Furcht vor diesem unterdrückt noch den Ausbruch der beabsichtigten Feindseligkeiten. Die Priester aber, dadurch sicher, sogar übermüthig gemacht, fangen an das Volk durch allzu dreiste Reden zu reizen. Einer dringt sogar in den Tempel; das Volk, in der Meinung, er wolle ihn in Brand stecken, dringt nach; schnell entzündet sich der Aufruhr; sie wollen den verwegenen Priester tödten; dieser ergreift in der Todesangst einen da hängen-

genden, dem Kriegsgott geweihten Schild; mit diesem springt er unter das Volk; scheu weicht dieses zurück; glücklich entkommt noch jener; der Bischof aber benutzt diese Gelegenheit, um die Seinen zu größerer Vorsicht zu ermahnen; und durch seinen von edler Mäßigung geleiteten Eifer bringt er es am Ende noch dahin, daß das Volk nun seine Götzentempel zerstört, und der Grund zu einer Kirche auch hier gelegt wird.

Von hier wandte sich **Otto** nach **Gützkow**. Der Mitwirkung der weltlichen Macht bediente er sich nur in so weit, als er Sicherheit für die Verkündigung des Evangeliums brauchte. Der Markgraf Albrecht der Bär bot ihm jetzt seine Unterstützung für die Mission an; er lehnte sie aber ab. Allein unter dem Schutze des Allmächtigen trat er in **Gützkow** ein. Ein Leichtes wäre es ihm hier gewesen, gleich von vorne herein bei dem Volke durchzudringen, wenn er nur hätte einen hier befindlichen prächtigen Götzentempel verschonen wollen. Er gab aber nicht nach; und endlich fügte sich das Volk seinen fortgesetzten Ermahnungen. Der Tempel wurde zerstört und eine neue Kirche erbaut. **Otto** veranstaltete ein großes Kirchweihfest, und hier war es, wo ein Vorfall sich ereignete, der einen eben so schönen Beweis von Ottos echt christlicher Amtsthätigkeit, als von der Kraft des göttlichen Wortes giebt. Ein Vasalle des Herzogs **Mizlav**, der das Gebiet der Stadt **Gützkow** regierte, war bei der von **Otto** veranstalteten Kirchweihe gegenwärtig. An ihn besonders wendete sich der Bischof in seiner Weiherede. „Du bist das wahre Haus Gottes, mein theurer

rer Sohn!" sprach er zu ihm. „Du sollst heute geweiht und eingeweiht werden, geweiht Gott, deinem allmächtigen Schöpfer, auf daß du, fern von jedem fremden Herrn, nur seine Wohnung und sein Eigenthum seiest; also, mein theurer Sohn, hindere diese Weihung nicht, denn es nützt nichts, sein Haus, welches du vor dir siehst, äußerlich zu weihen, wenn nicht auch in deinem Innern solche Einweihung vollbracht wird." Der Bischof hielt inne; Mizlav fragte, was denn von ihm zu solcher Weihung erfordert werde. „Zum Theil," erwiderte der Bischof, „hast du angefangen, ein Haus Gottes zu sein, werde es ganz! Du hast den Götzendienst mit dem Glauben vertauscht, zeige den Glauben nun durch Werke der Frömmigkeit!" Und der Bischof forderte ihn nun auf, die Vielen, welche ihrer Schulden wegen in seinen Gefängnissen schmachteten, frei zu geben, denn nur dann könne er hoffen, die Vergebung auch seiner Schuld von Gott zu erlangen. „Du hast ein Hartes gebeten," sprach Mizlav erst. Dann aber setzte er tiefaufseufzend hinzu: „Im Namen des Herrn Jesu gebe ich allen die Freiheit, damit mir meine Sünden vergeben werden und Gottes Weihung heute in mir vollbracht werde!" Aber es fehlte an dem Opfer noch etwas. In tief verborgenem Gefängnisse schmachtete noch ein Gefangener, der Sohn eines dänischen Großen, der dem Vasallen fünfhundert Pfund Goldes schuldig war. Zufällig hatte der Bischof auch von diesem Unglücklichen Kunde erhalten. Da er aber schon so viel gebeten, hatte er zu der neuen Bitte nicht mehr Muth. So wandte er sich denn zu Gott

und flehete, er wolle an diesem Einen auch noch Barmherzigkeit thun; dann gebot er seinen Geistlichen, für ihn bei Mizlav auf schonende Weise zu reden. Und siehe, Gott hatte das Gebet des frommen Bischofs erhört. „Ja, meinen Leib und all' das Meine," rief der gerührte Vasalle, „bin ich für den Namen meines Herrn Jesu Christi hinzugeben bereit, wenn er es fordert." O wie viele Christen unserer Tage beschämt dieser eben erst bekehrte Heide in grauer Vorzeit!

Nach diesen Vorgängen richtete Otto sein Augenmerk auf die Insel Rügen. Lange schon hatte ihr Schicksal ihm auf dem Herzen gelegen. Diese Insel war von einem kriegerischen und dem Heidenthum eifrig ergebenen Volke bewohnt. Die Nachricht von dem, was in Pommern geschehen, hatte die Wuth dieser Heiden aufs Höchste entflammt. Man drohte dem Bischof den Tod, wenn er kommen werde. Gern war dieser bereit, denselben für den Namen Christi zu leiden. Um Gottes willen aber bat man ihn, sein Leben den Tausenden der neubekehrten Christen zu erhalten, die seines Unterrichts, seiner Ermahnungen so sehr noch bedurften. Endlich gab er den Bitten der Freunde nach. An seiner Stelle aber machte sich ein Priester, Ulrich, auf den Weg. Da aber wiederholte Stürme ihn an der Vollbringung seines Vorhabens hinderten, erkannte selbst Otto hierin den Willen des Herrn, daß für jetzt diese Mission noch auszusetzen sei.

Desto mehr trieb es ihn nun nach Stettin hin. Was er hier gewirkt, war nicht vergeblich gewesen. Besonders die vornehmern Bürger hatten

ten im Glauben sich bewährt. Namentlich flammte ein angesehener Mann, Namens **Witstak**, in heiligem Eifer für den Herrn und sein Reich. Aber das gemeine Volk war durch die nicht von Herzen bekehrten Priester aufs neue für seine Götzen erregt worden. Es hatte schon Hand an die Zerstörung der neuerbauten Kirche gelegt. Aber einer von denen, welche am eifrigsten dabei arbeiteten, erstarrete plötzlich, der Hammer, mit dem er die Wände einschlagen wollte, fiel ihm aus der Hand und er stürzte die Leiter hinab. Alle erschracken vor der Macht des zürnenden Christengottes. Aber noch war die Wuth nicht gedämpft. Da erschien Otto. Er wagte nicht sogleich unter das aufgeregte Volk zu treten. Unbemerkt begab er sich in eine vor der Stadt erbaute Kirche. Kaum verbreitete sich aber die Nachricht von seiner Ankunft in der Stadt, als ein Haufen Bewaffneter die Kirche umstellte. Otto hoffte, die Märtyrerkrone nun zu empfangen. Er zog die bischöfliche Kleidung an, nahm das Kreuz und die Reliquien in die Hände, und Loblieder singend, wie einer, der dem größten Glücke entgegen geht, trat er hervor. Das war zu viel, selbst für die rohen Herzen der Heiden. Beschämt verlief sich das Volk. Die Freunde aber, und besonders der treue **Witstak**, verdoppelten ihre Kräfte, die Bewegung der Gemüther zu dämpfen. Nun begab sich Otto in die Stadt; am Sonntage hielt er erst Messe, dann ließ er sich von **Witstak** auf den Markt führen, wo alles Volk der Stadt versammelt war. Er bestieg die Rednerbühne, aber kaum hatte er begonnen zu reden, als einer der Götzenpriester, groß und stark,

mit

mit donnernder Stimme rief, man solle den Feind der Götter über den Haufen stoßen. Viele hatten schon ihre Spieße erhoben, als sie plötzlich erstarreten und Bildsäulen gleich unbeweglich dastanden. Da wies der Bischof alle Anwesenden auf die Macht des Christengottes hin, dankte für den verliehenen Schutz und bat Gott, als ein wahrer Christ, daß er seinen Feinden vergeben möge. Noch viele Gefahren dieser Art hatte Otto zu bestehen, der sichtbare Schutz aber, mit dem ihn sein Herr überall umgab, die unerschütterliche Standhaftigkeit, die unbegrenzte Wohlthätigkeit, welche Otto zu üben fortfuhr, brachten in Stettin alles wieder in gute Ordnung.

Schon war der unermüdliche Mann im Begriff, einen neuen Versuch zu machen, den wilden Bewohnern der Insel Rügen das Evangelium zu bringen, als ein unabweisbarer Befehl des Kaisers Lothar ihn in sein Bisthum zu Bamberg zurückb rief. Es war ihm nicht vergönnt, seine Pflanzungen in Pommern wiederzusehen, aber bis an seinen Tod trug er mit unablässigem Eifer Sorge für ihr Gedeihen. Die dankbare Nachwelt hat auch bei der im Jahre 1824 Statt gehabten siebenhundertjährigen Gedächtnißfeier der Einführung des Christenthums in Pommern seines Namens und seiner Verdienste mit Rührung gedacht und noch weniger wird der Herr an jenem Tage der Treue dieses seines auserwählten Dieners vergessen.

§. 10. Noch ein paar Glaubensboten im nördlichen Deutschland.

In den an der Elbe, Saale, Havel und Oder belegenen Gegenden des nördlichen Deutschlands wohnten sehr wilde Völker wendischen und slavischen Stammes, deren Bekehrung dem deutschen Kaiser **Otto** besonders am Herzen lag. Er stiftete hier die Bisthümer **Havelberg**, **Brandenburg** und **Oldenburg**, wozu später im Jahre 968 noch die viel wichtigern zu **Meißen**, **Merseburg** und **Zeiz** kamen, welche einen Vereinigungspunkt in dem Erzbisthum zu **Magdeburg** fanden, welches der Kaiser in Gemeinschaft mit dem Papste durch die ausgedehntesten Vorrechte und die reichsten Schenkungen zur höchsten Stufe der Macht zu erheben suchte.

Im Jahre 983 vernichtete indessen eine allgemeine Empörung der Wenden unter **Mistiwoi** diese christlichen Stiftungen. Aber der Herr erweckte ihnen in einem Nachkommen des genannten Zerstörers, bald einen mächtigen treuen Pfleger. Es war dieß **Gottschalk**. Er hatte in Lübeck eine christliche Erziehung genossen, war jedoch dieser, seinen hochaufstrebenden Sinn zu sehr beengenden, Zucht entflohen, hatte an der Aufwiegelung seiner Landsleute den thätigsten Antheil genommen, wurde aber später durch die gute Hand Gottes so von Herzen dem Christenthume zugeführt, daß ihm nichts mehr so sehr anlag, als dasselbe in dem von ihm neu gestifteten, großen wendischen Reiche zu verbreiten. Er selbst machte den Dolmetscher der vielen deutschen Geistlichen, welche er be-

berufen hatte, das Evangelium unter seinem Volke zu predigen; aber nicht lange war ihm vergönnt, dieß Werk zu treiben; er empfing bald die Märtyrerkrone, indem er von den durch seinen christlichen Eifer gereizten Heiden ermordet wurde i. J. 1066. Dem Sohne Gottschalks gelang es freilich i. J. 1105 das nach dem Tode des Vaters zerstörte Reich und die ebenfalls zerstörten christlichen Stiftungen wieder herzustellen, aber da in der Herrscherfamilie selbst Streit entstand, und diese dann auch ausstarb, so zerfiel das Reich gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts; die benachbarten christlichen Fürsten bemächtigten sich desselben und gründeten nun größtentheils durch die Gewalt der Waffen das Christenthum hier auf dauernde Weise.

Es kann aber nicht unser Zweck sein, weiter in diese kriegerischen Unternehmungen einzugehen; wir nennen statt dessen ein paar Männer, welche vielmehr durch das Wort Gottes in diesen Gegenden das Christenthum den Herzen nahe zu bringen suchten, und zwar zuerst **Vicelin**.

Vicelin lebte um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, war von Geburt ein Westphale, und bekleidete zuerst eine geistliche Stelle auf dem Schlosse **Eberstein**. Er scheint damals von einem gewissen Dünkel nicht frei gewesen zu sein. Als ihm aber einst ein anderer Geistlicher eine Frage aus einem Buche, welches er ebenfalls gelesen haben wollte, vorlegte, und er sie nicht beantworten konnte, gingen ihm die Augen über sich selbst auf, und beschämt verließ er unter vielen Thränen das Schloß. Von dieser Zeit an lag er mit

mit eben so großem Eifer den gottseligen Uebungen, als der Erlernung der Wissenschaften ob. Es wurde ihm bald klar, daß ihn Gott berufen habe, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Der Erzbischof von Hamburg verschaffte ihm dazu Gelegenheit. Er nahm ihn mit sich auf einer Reise, welche er zur Besichtigung seines weitläufigen Sprengels machte. Hier fand er an der holsteinischen Grenze ein rohes Volk, welches vom Christenthume nichts als den Namen hatte und neben allem möglichen heidnischen Aberglauben an das Rauben und Stehlen so gewöhnt war, daß es hier für einen Schimpf galt, keine Fertigkeit darin zu haben. **Vicelin** jammerte der Zustand dieser armen Leute; und obgleich er hier nichts, als öde unangebaute Felder wie in geistlicher, so auch in leiblicher Hinsicht um sich her sah, so entschloß er sich doch da zu bleiben. Und es durfte ihn nicht gereuen. Man will zwar die Bemerkung gemacht haben, daß unter allen groben Sündern die Diebe am schwersten zu bekehren seien, aber diese Völker wenigstens machten eine Ausnahme. Als sie den **Vicelin** von dem künftigen Leben und dem zukünftigen Gerichte reden hörten, kam sie eine heilsame Furcht an, welche sie dem in die Arme führte, der da spricht: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, ich habe dich erlöset, du bist mein!" Die Hingebung, mit welcher **Vicelin** hier wirkte, und der gesegnete Erfolg, mit welchem sein Wirken gekrönt wurde, bewog einige geistesverwandte Männer, sich ihm anzuschließen. Es bildete sich ein frommer Verein von unverehelichten Geistlichen und Laien, welche

che unter seiner Leitung zu einem Leben des Gebets, der Liebe und der Entsagung sich mit einander verbanden, und besonders es sich zur Aufgabe machten, für das Seelenheil der Neubekehrten und Unbekehrten zu beten, zu arbeiten, und ihre Herzen durch eine Liebe zu gewinnen, welche nicht müde ward, Samariterdienste an den Armen und Kranken zu üben. Als Kaiser **Lothar II.** i. J. 1134 nach dem Holsteinschen kam, schenkte er dem frommen Wirken unsers **Vicelin** alle Theilnahme und allen Schutz; er übertrug ihm auch die Sorge für die Kirche zu **Lübeck**; und hier sowohl, als zu **Segeberg** gründete der rastlos thätige Mann eine Pflanzschule für künftige Heidenbekehrer. Aber der bald darauf erfolgte Tod des Kaisers brachte nicht allein diesen neuen, sondern auch den frühern Stiftungen **Vicelin's** den Untergang. Um so fester aber umfaßte der fromme Mann das, was ewig dauert. Nach einigen Jahren großer Trübsal ward es indeß ihm möglich, die zerstörte Kirche zu **Segeberg** wieder aufzubauen, und in der benachbarten Stadt **Högelsdorf** ein Kloster zu errichten, welches unter den Stürmen des Krieges und den Leiden einer schrecklichen Hungersnoth die hochgepriesene Zufluchtsstätte aller Bedrängten wurde. Die Siege Herzogs **Heinrich** des Löwen machten es um diese Zeit dem Erzbischof zu **Hamburg** möglich, die unter den damaligen kriegerischen Unruhen zerstörten Bisthümer **Oldenburg**, **Ratzeburg** und **Mecklenburg** wieder aufzurichten, und derselbe weihete unsern **Vicelin** zum Bischof von **Oldenburg**. Das war aber freilich weder eine Ehren- noch eine

eine Ruhestelle für diesen, denn eines Theils war dieß Land, wie der Geschichtschreiber jener Zeit sich ausdrückt, „das Land der Dürftigkeit und des Hungers, wo der Sitz des Satans und aller unreinen Geister sich befand,“ und andern Theils gerieth er mit dem genannten Herzoge Heinrich über die Besitznahme seines Bisthums in harten Streit. Dieser nämlich verlangte, daß er das Bisthum aus seiner Hand annehmen solle; der Erzbischof aber, einer, wie der oben erwähnte Geschichtsschreiber sich ausdrückt, von den mit eitelm Stolze erfüllten und durch die Reichthümer einer alten Kirche satt gewordenen Bremensischen Geistlichen, verbot ihm solches, weil es eines Bischofs unwürdig sei, der Knecht eines Fürsten zu werden. Dafür aber mußte Vicelin sich gefallen lassen, daß der Herzog überall seinem ohnehin schon so mühseligen Wirken hindernd in den Weg trat. So erwog er denn in seinem Herzen, daß es doch besser sei, daß er der Knecht eines Fürsten heiße, als daß die armen Leute, die ihm vom Herrn zugewiesen worden wären, Knechte der Sünde blieben, und er erklärte dem Herzoge, daß er um des Heilandes willen, der sich für uns gedemüthiget habe, nicht allein von ihm, sondern auch von jedem seiner Diener das Bisthum empfangen wolle. Unter dem nunmehrigen Schutze des Herzogs setzte Vicelin sein mühseliges Tagewerk, obwohl immer noch nicht mit sehr großem Erfolge, fort, bis der Herr ihn nach langen Krankheitsleiden zu sich rief, um ihm den Lohn seiner Demuth und Treue zu geben.

Sein Nachfolger Gerold trat in seine Fuß-

tapfen. Aber die Habgier der Fürsten vereitelte am meisten seine frommen Bemühungen. Als der Bischof einst in Lübeck dem slavischen Fürsten Pribizlav und dem mit ihm hier versammelten Volke die dringendsten Vorstellungen machte, dem Götzendienste und ihren Räubereien doch nun endlich zu entsagen, antwortete dieses: „Deine Worte, ehrwürdiger Bischof, sind Worte Gottes und unserm Heil zuträglich. Aber wie wollen wir diesen Weg betreten? Unsere Fürsten behandeln uns mit solcher Strenge, daß uns um der Steuern und der Knechtschaft willen, worunter wir seufzen, der Tod besser ist, als das Leben. Wie sollen denn wir, die wir täglich zur Flucht genöthigt werden, uns dieser neuen Religion ergeben, Kirchen bauen und uns taufen lassen? Und wäre uns nur noch ein Ort zur Flucht übrig! Aber überall Verfolgung! Was bleibt uns übrig, als unter den Fluthen des Meeres zu wohnen!" **Gerold** machte sie zwar darauf aufmerksam, daß sie besser behandelt werden würden, wenn sie zum Christenthum überträten, wie sie es an den Sachsen sehen könnten; und sie waren auch bereit, sich taufen zu lassen, wenn ihnen gleiche Rechte mit diesen eingeräumt würden: aber die christlichen Fürsten fuhren, ungeachtet aller Vorstellungen **Gerolds**, doch in ihren Bedrückungen fort; und nicht eher wurde in diesen Gegenden das Christenthum auf dauerhafte Weise befestigt, bis die meisten der Bewohner vertrieben waren, und das Land eine andere Bevölkerung aus Flandern erhielt.

§. 11. Ein Blick nach Spanien.

Während in dem übrigen Europa die Kirche ihre Grenzen immer weiter ausdehnte, hatte sie in Spanien große Mühe, sich überall nur zu behaupten; aber es ist die Frage, ob nicht gerade unter diesem Drucke hier das christliche Leben besser gedieh, als irgend wo anders. Wir haben bereits vernommen, wie die Mahammedaner im achten Jahrhunderte ganz Europa mit ihren siegreichen Schaaren zu überfluthen drohten, wie sie aber durch den denkwürdigen Sieg bei Poitiers (Kirchengesch. II, 1. p. 162.) von Carl Martell bis nach Spanien zurückgedrängt wurden. Hier freilich behaupteten sie noch lange ihre Herrschaft, und, wenngleich von Seiten der Obrigkeit den Christen freie Religionsübung zugestanden wurde, so hatten diese vom Volke doch immer viel zu leiden. Selten erschienen die Priester auf der Straße, ohne von demselben verspottet zu werden; bei öffentlichen Aufzügen, besonders bei Beerdigungen, ergoß sich über die Christen ein Strom von Fluch- und Lästerreden. Das Verhalten der einzelnen Christen unter diesen Bedrängnissen war, wie es sich nicht anders erwarten ließ, verschieden. Manche ließen sich einschüchtern; andre wieder suchten die Gefahr in schwärmerischem Eifer und reizten die Gegner durch unzeitigen Trotz zu größerer Wuth. So kamen von den Bergen, aus den Wäldern und Einöden oft Schaaren von Mönchen herbei, um als Zeugen für die Wahrheit zu sterben, und Jünglinge und Jungfrauen aus den ersten Familien, Männer und Weiber, Kinder und Greise

dräng-

drängten sich zum Märtyrertode. Ein Greis und ein Jüngling begaben sich einst in ein mohammedanisches Gotteshaus, traten hier als Bußprediger auf, verkündeten den Zorn Gottes gegen die Ungläubigen und schmäheten öffentlich den Mohammed als einen Propheten der Lüge. Es konnte nicht ausbleiben, daß die versammelte Menge wuthentbrannt über sie herfiel, und sie wären zerrissen worden, wenn die Obrigkeit sie nicht den Händen der Wüthenden entzogen hätte. Sie wurden indeß, da sie die heilige Stätte entweihet, verurtheilt, enthauptet zu werden, nachdem ihnen zuvor Hände und Beine abgehauen worden waren. Ein Ehepaar, welches durch den Anblick der Standhaftigkeit eines andern Märtyrers hoch begeistert worden war, faßte ebenfalls den Entschluß, sich dem Märtyrertode zu weihen. Sie bereiteten sich lange dazu vor durch Gebet und Fasten, und selbst die Rücksicht auf die beiden kleinen Kinder, die sie als Waisen zurückließen, konnte sie nicht bewegen, von ihrem Vorsatze abzustehen. Sie fanden den Tod, den sie suchten. Es fehlte aber auch nicht an Solchen, welche mit muthiger Todesverachtung auch evangelische Besonnenheit und Wachsamkeit verbanden. Unter diese gehört der erste unter Spaniens Märtyrern, der Priester Perfectus. Als dieser einst, um für sein Kloster etwas einzukaufen, in die Stadt ging, traf er mit etlichen Mohammedanern zusammen, welche ihm nach manchem andern Gespräche mehrere verfängliche Fragen über den Stifter ihrer Religion vorlegten. Perfectus suchte ihnen zuerst auszuweichen, dann gestand er ihnen offen, er fürchte sie zu verletzen, wenn er

die verlangte Antwort ihnen gebe. Als sie dennoch weiter in ihn drangen und ihm versprachen, es solle ihm nichts Uebels geschehen, er möge sagen, was er wolle, trug er kein Bedenken mehr, ihnen zu erklären, daß Mohammed einer von den falschen Propheten sei, welche in der letzten Zeit kommen sollen. Mit verbissener Wuth hörten ihn die Anhänger des Propheten an; zwar thaten sie ihm jetzt nichts, um das gegebene Wort nicht zu brechen; als er aber ein ander Mal vor ihnen sich sehen ließ, ergriffen sie ihn und klagten ihn vor dem Richter als einen Lästerer Mohammeds an. Mit Ketten beladen wurde er fürs erste ins Gefängniß geworfen; und als er darauf, wieder vor den Richterstuhl geführt, muthig von seinem Glauben zeugte und nichts zurücknahm von dem, was er zuvor gesagt, ward er zum Tode verurtheilt und mit dem Schwerte hingerichtet. Wie er, starben noch viele, und ihr Beispiel erweckte denjenigen Glaubensmuth, durch welchen allein die spanische Kirche unter den Bedrängnissen, denen sie ausgesetzt war, sich behaupten konnte, und dieselbe steht im neunten Jahrhunderte unter ihren Leiden und Kämpfen als ein Lichtpunkt in der sonst finstern Zeit da und als eine lebendige Erinnerung an das Märtyrerthum der ersten verfolgten Kirche. Später änderten sich freilich die Verhältnisse gar sehr. Die Araber verloren nach und nach ihre Herrschaft in Spanien wie in Portugal; und sie hatten nun von den Christen schwerere Verfolgungen zu erdulden, als diese von ihnen früher erlitten hatten. Die Christen gewährten den Mohammedanern wie den in großer Zahl hier lebenden

den durchaus keine Duldung, sondern ließen ihnen nur die Wahl zwischen Taufe und Auswanderung; die Frucht der vormaligen Trübsal zeigte sich somit bei ihnen so wenig nachhaltig, daß sie von den Ungläubigen selbst beschämt wurden.

§. 12. Blick in die außereuropäische Welt.

Es ist dieser Blick im Ganzen wenig erfreulich. In Asien hatte sich zwar im elften Jahrhunderte, unter dem Einflusse der dort noch immer bestehenden nestorianischen Kirche, nördlich von China ein christliches Reich gebildet, welches von einem Priesterkönige, dem sogenannten Presbyter Johannes, beherrscht wurde. Er war ein Tartarenfürst, der von einem nestorianischen Bischofe sich hatte taufen und zum Geistlichen weihen lassen und dann nach morgenländischer Weise die priesterliche Würde mit der königlichen vereinigte. Es wurden im Abendlande viele fabelhafte Nachrichten von der Glückseligkeit dieses Reiches verbreitet. Gewiß aber ist, daß dasselbe nicht lange bestand, denn die um diese Zeit so mächtigen Mongolen, welche auf eine ähnliche Weise, wie einst die Hunnen und Araber, unter ihren siegreichen Fürsten Dschingiskhan und Tamerlan mit ihren ungezählten Schaaren selbst einen großen Theil Europas überflutheten, zerstörten nicht allein dieses Reich, sondern auch die meisten der andern christlichen Stiftungen, welche sich in Asien bis jetzt noch erhalten hatten. Es wurden zwar mehrere Versuche gemacht, unter ihnen selbst das Christenthum auszubreiten, aber es wurde damit nicht mehr gewonnen, als daß hier und da einige christ-

christliche Ceremonieen mit dem heidnischen Aberglauben verbunden wurden. Nur ein Missionar, der Franziskanermönch Johannes de Monte Corvino arbeitete am Ende des dreizehnten Jahrhunderts unter den Mongolen in China mit gesegnetem Erfolge, der nächst Gott seiner hingebenden und ausdauernden Treue zuzuschreiben ist. Nachdem er 6000 Mongolen getauft und das N. T. und die Psalmen in die mongolische Sprache übersetzt hatte, ward er zum Erzbischof von Cambalu ernannt und setzte bis an seinen Tod mit mehreren ihm nachgesandten Gehilfen sein gesegnetes Tagewerk fort. Aber auch diese junge christliche Pflanzung ward mit der Vertreibung der Mongolen aus China zerstört, und konnte nicht wieder emporblühen, weil die Chinesen allen Fremden den Zutritt in ihr Reich versagten, wiewohl sich doch in diesen Gegenden immer noch wenigstens einige Spuren vom Christenthum erhalten haben.

Durch die Entdeckung des westlichen Afrika und Amerikas am Ende dieses Zeitraums eröffnete sich der Missionsthätigkeit der Europäer ein weites Feld; aber es ist bekannt genug, wie die Spanier und Portugiesen den Bewohnern jener Länder durch ihre Grausamkeit und ihre unersättliche Habsucht das Christenthum nur verleideten und ihnen mehr die Laster der Christen als die Segnungen des Evangeliums brachten.

Zweiter Abschnitt.

Das Papstthum.

Der Herr sagt allerdings: „Es wird eine Heerde und ein Hirte sein," und daß es dahin komme, das ist der Gegenstand aller Wünsche, aller Gebete, aller Bestrebungen der Gläubigen. Aber auf göttlichem Wege soll dieß Ziel angebahnt werden, und erreicht ist es dann, wenn alle Herzen der Menschen im Gehorsam des Glaubens, in dem Drange der Liebe einmüthig sich dem unterwerfen, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, darum, daß er sich erniedrigt hat bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. Es ist aber ein arges Mißverständniß, wenn man mit menschlichen Mitteln erzwingen will, was nur die Gnade Gottes geben kann; wenn man vor der Zeit äußerlich darstellen und behaupten will, was noch nicht innerlich geworden ist. Es entsteht daraus nichts anders, als eine große Lüge, welche alsdann ihren Stützpunkt nur in Anmaßung und Gewaltthätigkeit findet. Das Papstthum erstrebte von Anfang an etwas dieser Art; in dieser Periode sehen wir es mit unglaublichem Erfolge diesem Ziele sich nähern. Als Stellvertreter Christi auf Erden wollen die Päpste die Welt im Gehorsam gegen ihr Gebot vereinigen; sie machen darauf Anspruch, daß nicht bloß die Diener der Kirche, sondern auch die Fürsten und Könige mit ih-

ihren Völkern unter ihren Hirtenstab sich beugen. Unterwerfung ist ihre Losung in allen Verhältnissen; sie zu erzwingen, bewaffnen sie ihre Hand mit Bannflüchen, lassen mörderische Kreuzzüge predigen, und halten fast jedes Mittel für erlaubt; — und das alles darum, daß die Christen eine Heerde und ein Hirte sein sollen. Wer erkennt aber nicht gleich die ungeheure Lüge die sich hier offenbart! Der Herr im Himmel will der eine Hirte sein — „einer ist euer Meister," spricht er, „ihr aber seid alle Brüder" — es ist eine Lüge, wenn der Papst es zu sein vorgiebt; — eine freie Vereinigung der Herzen will der Herr; es ist eine Lüge, wenn ein Nothstall, in welchen Schaafe und Böcke zusammen gezwungen werden, für die eine Heerde Christi ausgegeben wird. Es ist das Papstthum auf Lüge gegründet; es zieht sich ein Geist der Lüge durch alle seine Einrichtungen; fast überall gewahren wir nur Schein und Schatten der Wahrheit, und es ist deßhalb nicht mit Unrecht behauptet worden, daß sich hier aufs deutlichste etwas offenbare von dem Bilde „des Menschen der Sünde und des Kindes des Verderbens, der da ist ein Widerwärtiger und sich überhebet über alles, das Gott oder Gottesdienst heißet, also daß er sich setzet in den Tempel Gottes als ein Gott, und gibt vor, er sei Gott." (2 Theß. 2, 3. 4.) Aber unmöglich hätte diese ganze Erscheinung eine solche Bedeutung erlangen und so lange Bestand haben können, wenn sie nicht an der Wahrheit doch auch ihren Antheil gehabt hätte. Und es läßt sich nicht läugnen, wie irrthümlich man es auch auffaßte, wie mißbräuchlich man es

auch

auch durchführte, es war doch immer eine Wahrheit, daß alle Menschen und vorzüglich die Gläubigen eine Heerde unter einem Hirten, einen Leib unter einem Haupte bilden sollen, und was die Hauptsache, nach der Art, wie das Christenthum seit dem vierten Jahrhunderte sich verbreitet hatte, nach dem rohen Zustande, in welchem die bekehrten Völker sich befanden, stellte es sich als ein wahres Bedürfniß heraus, daß die Kirche in fester Einheit diesen ein unerschütterliches Ansehen entgegenstellte, und daß ihr Haupt an ihnen das Amt eines strengen Zuchtmeisters übte. Dieser Gedanke war es nun auch, an welchem die bessern Päpste einen wirklichen Stützpunkt für ihre großartigen Unternehmungen fanden, und der sie mit solcher Beharrlichkeit ihr Ziel verfolgen ließ; aus ihm heraus begreift man es allein, wie ihre Bestrebungen mit einem solchen Erfolge gekrönt wurden, und wie aus denselben der damaligen Welt doch so mannichfaltiger Segen erwuchs. Unsere nachfolgende Erzählung wird dieß bestätigen. Dieselbe wird des unmittelbar Erbaulichen weniger haben, weil die Päpste, vermöge der Stellung, die sie einmal eingenommen hatten, in alle Händel der Welt sich verflochten; aber insofern die Geschichte des Papstthums eine höchst bedeutende Stufe in der Entwickelung der christlichen Kirche bildet, so werden wir ihr unsere Theilnahme doch nicht versagen können, und auch oft genug Gelegenheit finden, die wunderbaren Wege des Herrn anzubeten, der aus allem, was die Menschen Verkehrtes thun, doch noch weiß, einen Segen zu bereiten.

§. 1.

§. 1. Anfänge der päpstlichen Weltherrschaft.

Das Streben der Päpste ging nicht unmittelbar auf die Erlangung der Weltherrschaft. Sie wollten zunächst nur unabhängige Regierer der Kirche sein. Nun aber war die Kirche dadurch in eine allerdings sehr bedenkliche Abhängigkeit von der weltlichen Macht gekommen, daß die Bischöfe große weltliche Besitzthümer von den Fürsten empfangen hatten. Denn diese betrachteten nun die geistlichen Stellen geradezu als ihr Eigenthum, und suchten sie für sich so gut zu nutzen, als sie konnten, indem sie dieselben entweder an den Meistbietenden verkauften, oder an ihre Günstlinge verschenkten. Die Bischöfe aber begünstigten dieß Verhältniß, weil sie von den weltlichen Herren mehr Vortheil hatten, als von der Kirche und dem Papste. Sollte die Kirche nun dieser unwürdigen Abhängigkeit entrissen werden, so mußten die Päpste nicht nur die weltlich gesinnten Bischöfe, sondern auch die mächtigen Fürsten bekämpfen. Der Kampf um die Herrschaft über die Kirche wurde den Päpsten bei der damaligen Lage der Sachen ein Kampf um ihre Herrschaft über die Welt. Dieser Kampf wurde ihnen sehr erleichtert durch eine kirchliche Gesetzsammlung, welche um die Mitte des neunten Jahrhunderts unter dem Namen der Decretalen Isidors bekannt wurde. Es war dieselbe zwar ein Werk der Lüge und des Truges, denn es kommen darin Briefe unter dem Namen der ersten Bischöfe von Rom vor, in welchen auf Personen und Begebenheiten hingedeutet wird, die ihre Stelle erst in spätern Jahrhunderten

ten haben. Allein durch Mittheilung solcher vorgeblich alten Urkunden wurde hier dargethan, daß die römischen Bischöfe von jeher das ausschließliche Richteramt über alle Bischöfe, die vollkommene Oberherrschaft über die ganze Kirche gehabt hätten, welche ihnen niemand und am allerwenigsten die weltlichen Regenten streitig machen könnten. Nichts konnte den Päpsten erwünschter kommen, als ein Gesetzbuch dieser Art, denn alle herrschsüchtigen Ansprüche, welche sie erhoben, schienen dadurch wohl begründet und geheiliget zu sein. Unmöglich aber hätte eine so falsche Urkunde ein so mächtiger Stützpunkt der päpstlichen Macht werden können, wenn sie denselben nicht vielmehr schon in der ganzen Richtung der Zeit gefunden hätte. Es bemerkt deßhalb nicht mit Unrecht ein neuerer Schriftsteller, es wäre alles denselben Gang gegangen auch ohne die Decretalen, und die Kirche hätte nicht den Vorwurf absichtlicher Fälschung leiden müssen.

Der erste Papst, der in einer Streitigkeit mit einem mächtigen Erzbischofe sich erfolgreich auf dieses Gesetzbuch berief, war Nicolaus I. (i. J. 858.); er war es zugleich, der auf eine bisher noch nicht erhörte Weise die päpstliche Macht auch gegen kaiserliches Ansehen geltend machte, und darum die Bahn eigentlich eröffnete, auf der die Päpste nunmehr zur Weltherrschaft fortgingen. Die Veranlassung war folgende. König Lothar II., Urenkel Karls des Großen, lange schon mit Theutberga, einer burgundischen Prinzessin, vermählt, sah sich plötzlich in den Reizen eines fränkischen Fräuleins, Namens Wallrade, so gefangen, daß er kein Mittel mehr verschmähete, um die heiligen

gen Bande, die ihn bereits fesseln, zu lösen. Er beschuldigt seine Gemahlin des Ehebruchs, und sie wird zum sogenannten Kesselgriffe verurtheilt. Dieser Kesselgriff gehörte zu den damals so gewöhnlichen Gottesurtheilen, durch welche man Recht und Unrecht, Schuld und Unschuld in zweifelhaften Fällen zu enthüllen suchte, und bestand darin, daß der Beklagte in Gegenwart der Geistlichen und unter ihren Gebeten und Beschwörungen aus einem mit kochendem Wasser gefüllten Kessel einen Ring oder einen Stein mit bloßer Hand herausnehmen mußte. Blieb die Hand unverletzt, so wurde das als Zeichen der Unschuld betrachtet, im entgegengesetzten Falle aber der Beschuldigte für strafbar erkannt. Vornehmen Personen aber wurde gestattet, die Probe vermittelst eines andern zu bestehen. Diese Wahl hatte auch Theutberga getroffen, und der Erfolg war günstig für sie gewesen. Aber neue Beschuldigungen und Drohungen, welche selbst von pflichtvergessenen Geistlichen, die Lothar für seine Absichten gewonnen hatte, unterstützt wurden, bewogen sie endlich in ein Kloster zu fliehen, und selbst auf die Ehescheidung nun zu dringen. Bald aber bereuete sie diesen Schritt, und ließ ihre Klagen vor den Ohren des Papstes laut werden. Dieser forderte den treubrüchigen König sogleich vor eine von einem seiner Gesandten berufene Kirchenversammlung, und bedrohete ihn im Fall des Nichterscheinens mit dem Banne. Lothar aber wußte seine Richter zu bestechen, und sie erklärten sich zu seinen Gunsten. Der Papst indeß, von der Unschuld der Königin überzeugt, verdammte die Beschlüsse der Versammlung und ent=

entsetzte ohne Weiteres zwei betheiligte Erzbischöfe ihrer Würden. Aber diese, nicht gesonnen, einem so eigenmächtigen und in dieser Weise noch von keinem Papste versuchten Urtheilsspruche sich zu fügen, wußten Kaiser Ludwig, Lothars Bruder, zu bewegen, mit einem Kriegsheere den Papst in Rom zu bedrohen; doch vergebens. Der Papst, obwohl eingeschlossen in die Peterskirche, wich, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, der Gewalt nicht; und als ein Soldat aus dem kaiserlichen Heere, der in rohem Uebermuthe ein Crucifix beschimpft hatte, eines plötzlichen Todes starb und der Kaiser selbst eben so plötzlich erkrankte, zog dieser, in diesem Allen Gottes Strafe erkennend, sein Heer eilig zurück. Und die Folge davon war, daß Lothar unter des Papstes Willen sich demüthigte und die verstoßene Gemahlin wieder zu sich nahm. Zwar versuchte die viel bedrängte Dulderin, welche vergebens das Herz des leichtsinnigen und meineidigen Gatten wieder zu gewinnen suchte, den Papst später um die Einwilligung zur Trennung von ihm; dieser aber verweigerte sie standhaft, und ebenso sein Nachfolger. Der Papst hatte in dieser ganzen Angelegenheit Großes gewonnen. Er hatte Bischöfe und Könige unter seine Hand gedemüthiget, und weil er dabei als standhafter und mächtiger Beschützer des Rechts und der bedrängten Unschuld dastand, so hatte diese seine neue Macht in den Augen der Welt eine höhere Weihe und wurde ihm um so weniger streitig gemacht.

§. 2. Die Weiberherrschaft in Rom.

Hätten alle Päpste ihre neu erlangte Macht allein zum Schutze des Rechts und der Unschuld, wie Nicolaus, gebraucht, so hätte man sie ihnen allenfalls gönnen können; aber die Geschichte der Nachfolger dieses Papstes zeigt nur zu deutlich, wie gefährlich eine solche Macht in der Hand eines schwachen, sündigen Menschen war. Es ist diese Geschichte ein Gewebe von Scheußlichkeiten, welche man nicht ohne Erröthen erzählen kann. Es ist freilich wohl eine nicht genug begründete aber doch ziemlich allgemein geglaubte Sage, daß in der Mitte des neunten Jahrhunderts eine Päpstin Johanna auf dem Stuhle Petri gesessen habe: aber eine Thatsache ist es, daß in dem zehnten Jahrhunderte Weiber, die lasterhafte Theodora mit ihren eben so lasterhaften Töchtern, den päpstlichen Stuhl mit ihren Buhlen besetzten, und daß eine solche Schamlosigkeit unter den sogenannten Statthaltern Christi einriß, daß die Römer selbst an Kaiser Otto über einen derselben, Johann XII., nachdem sie ihn der größten Lasterhaftigkeit beschuldigt hatten, so schreiben konnten: „Was wir gesagt haben, ist nichts Geheimes. Ein offnes Zeugniß davon legt ab Reinera, die Wittwe eines seiner Vasallen, welcher er aus blinder Liebe die Regierung vieler Städte anvertrauet, und die hochheiligen goldnen Kreuze und Kelche des heiligen Petrus geschenkt hat. Eine andere Zeugin ist seine Geliebte, Stephana, welche neulich, nachdem sie von ihm schwanger, frühzeitig niedergekommen war, gestorben ist. Wenn alles schweigen sollte, so würde

de es doch der Lateranensische Pallast, sonst ein Aufenthalt der Heiligen, jetzt ein Hurenhaus, nicht verschweigen, daß er mit der Schwester Stephana, der Beischläferin seines Vaters, in unzüchtiger Verbindung lebe. Auch die Abwesenheit der Frauenspersonen von allen Nationen, ausgenommen der römischen, kann dieses bezeugen; sie scheuen sich, zu den Gräbern der Apostel zu wallfahrten, weil sie gehört haben, daß er vor wenigen Tagen Ehefrauen, Wittwen und Jungfrauen genothzüchtiget habe." Wir wollen die Greuel nicht weiter enthüllen, welche die Geschichte von den Päpsten dieser Zeit zu erzählen weiß; wir bemerken nur noch, daß der Stuhl Petri jetzt auch förmlich feil geboten, und daß er auch einmal für einen zehnjährigen Knaben erstanden wurde. Ein Räthsel aber bleibt es, daß unter diesen Umständen die päpstliche Macht von den empörten Völkern nicht gestürzt wurde, ja daß sie gleich nach dieser Zeit ihren höchsten Gipfel erreichte. Es findet nur darin seine Erklärung, daß die päpstliche Herrschaft tief in den Bedürfnissen der damaligen Zeit begründet gewesen sein muß. Immer aber bleibt diese Erscheinung ein Zeugniß von dem tiefen Verfall der christlichen Kirche.

§. 3. Gregor VII.

Nachdem das zehnte Jahrhundert nur die unwürdigsten Päpste auf dem Stuhle Petri gesehen hatte, erblickte das elfte Jahrhundert auf demselben **Gregor VII.** Auf sehr verschiedene Weise ist dieser außerordentliche Mann beurtheilt worden. Darüber sind zwar alle einig, daß er ein Mann

war von den seltensten Geistesgaben, einer Klugheit, welche alle Verhältnisse eben so schnell als sicher durchdrang, und sie sogleich aufs glücklichste zu benutzen wußte, einer Gewandtheit, welche in jede Lage sich augenblicklich fand und sie aufs vortheilhafteste ausbeutete, einer Festigkeit, welche in unglaublicher Besonnenheit immer nur ein Ziel verfolgte, und durch nichts, weder durch Lockungen noch Drohungen, sich je davon abwenden ließ, einer Beharrlichkeit, welche vor keinen Schwierigkeiten zurückbebte und in keinem Kampfe ermüdete — ein geborner Herrschergeist. Desto verschiedener ist das Urtheil über seine Gesinnung ausgefallen. Er hat Verehrer gefunden, welche, geblendet durch den Glanz seiner menschlich großen Eigenschaften, und die erstaunlichen Erfolge, welche seine umfassende Thätigkeit gehabt hat, es unternommen haben, alle seine Gesinnungen und Handlungen zu rechtfertigen; andere dagegen haben durch ihren heftigen Widerwillen gegen die päpstliche Herrschaft überhaupt, für deren Hauptbeförderer sie ihn allerdings mit Recht ansahen, sich bestimmen lassen, alle seine Handlungen zu verdammen, sie lediglich aus dem ungemessensten Stolze, der unbändigsten Herrschsucht und andern unlautern Beweggründen herzuleiten. Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen. Es ist eine Thatsache, welche nicht leicht jemand in Abrede stellen wird, daß Gregor ein Mann von strengen Sitten und von unbescholtenem Wandel war, daß er im Ganzen stets mit männlicher Offenheit zu Werke ging, und daß der Widersprüche in seinem Leben sich wenige werden auffinden lassen. Und unter solchen

chen Umständen hat man wenigstens kein Recht, ihm von vorn herein das Uebelste zuzutrauen, und ihn geradezu der Lüge und Heuchelei zu bezüchtigen, wenn er versichert, er habe von Gott sich berufen gefühlt, gerade auf die Weise, wie er es that, der Kirche die verlorne Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen. Eine andere Frage ist die, ob einestheils diese Handlungsweise dem Worte Gottes stets gemäß war, und ob anderntheils, ihm selbst unbewußt, sich nicht Falsches und Sündliches in die ursprünglich reine Absicht gemischt habe. Gewiß ist das eine, wie das andere der Fall, denn Gregor war ein sündlicher Mensch, wie alle andern; seine Stellung bot ungewöhnliche Versuchungen dar, und er lebte in einer Zeit, die vom Worte Gottes sehr entfremdet war. Wir sind daher nicht gesonnen, alles, was er that, zu rechtfertigen, aber wohl sind wir geneigt zu glauben, daß er nicht das Seine gesucht, sondern daß er nach dem Maße der ihm verliehenen Erkenntniß nur das Heil der ihm anvertrauten Kirche, die Unverletzbarkeit ihrer Gesetze und die Würde des ihm von Gott verliehenen Amtes redlichen Herzens gegen rohe Willkühr und offenbare Unsittlichkeit bis aufs Aeußerste habe vertheidigen wollen. Und daß er gerade das traf, was seiner Zeit noth war, beweiset am besten der Beifall, der seinen Bestrebungen im Ganzen gezollt wurde und der außerordentliche und nachhaltige Erfolg, mit dem sie gekrönt wurden.

Es wäre sehr zu wünschen, daß über die frühern Lebensumstände dieses merkwürdigen Mannes uns mehr aufbehalten wäre. Wir wissen nur so viel,

viel, daß er von Geburt Italiener, daß sein Vatername Hildebrand war, und daß er seine frühern Jahre in dem durch Gelehrsamkeit berühmten französischen Kloster zu Clugny zubrachte. Schon damals war er voll von dem Gedanken, der die Seele seines ganzen nachherigen Lebens wurde, daß Kirche und Papst von aller weltlichen Macht unabhängig sein müssen. Als daher der Papst Leo IX., eben von dem deutschen Kaiser Heinrich III. zur päpstlichen Würde erhoben, sein Kloster besuchte, stellte er ihm dringend vor, wie viel er sich und der Kirche vergeben, daß er die oberste geistliche Gewalt aus der Hand eines weltlichen Machthabers empfangen habe, so daß Leo die schon angenommenen Zeichen der päpstlichen Hoheit auch wieder ablegte, und sich nicht eher als Papst betrachtete, bis er zu Rom nach alter Weise von dem Volke und der Geistlichkeit gewählt war. Hildebrand aber, in dem der Papst bald den außerordentlichen Mann erkannt hatte, wurde von diesem sogleich mit nach Rom genommen, und er ward hier von nun an so sehr die Seele der ganzen päpstlichen Regierung, daß er von einem Zeitgenossen der Herr der Päpste genannt wird. Er wußte unter dem Papste Nicolaus II. eine Verordnung durchzusetzen, wonach die Papstwahl nicht mehr, wie früher, von dem römischen Adel, dem Volke und der Geistlichkeit, sondern von dieser allein, nämlich von sieben Bischöfen und acht und zwanzig Pfarrern der vorzüglichsten Kirchen, welche Cardinäle genannt wurden, vorgenommen werden, der Kaiser aber das Bestätigungsrecht nur kraft einer besondern

Ver-

leihung desselben von Seiten der Päpste ausüben sollte, wodurch denn freilich schon ein sehr bedeutender Schritt zur gänzlichen Unabhängigkeit der päpstlichen Macht geschehen war. Zwanzig Jahre lang hatte er bereits unter vier verschiedenen Päpsten diesem Zwecke gedient, als er endlich, von den Cardinälen gewählt, unter dem lauten Beifallsrufen des Volks den päpstlichen Stuhl selbst bestieg.

Die Grundsätze, welche ihn bei seiner nachfolgenden päpstlichen Regierung leiteten, und die in seinen Briefen sich wörtlich so ausgesprochen finden, waren vornämlich folgende: „Die Kirche ist jetzt sündlich, weil sie nicht frei, weil sie an die Welt und weltliche Menschen gekettet ist; und ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt eingesetzt sind. Daher liegt die Religion in schwerem Kampfe, das Herz der Menschen ist kalt für das göttliche Wort, hie und da der Glaube zertreten. Also muß die Kirche frei werden und dieses durch ihr Haupt, den Papst. Dieser muß also die Diener des Altars losreißen von den Banden weltlicher Macht. Wie aber die Seele nicht ist ohne den Körper, so auch die Kirche nicht ohne äußern Besitz. Diesen ihr zu geben und zu erhalten, ist das Obliegen des Kaisers und der weltlichen Großen. Darum sind beide allerdings nöthig für die Kirche, aber der Papst steht über allen. Die Welt wird gelenkt durch zwei große Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. Die apostolische Gewalt ist wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet

durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Papstes weit größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papste Gehorsam schuldig. Weil der Papst durch Gott ist, so ist unter ihm alles; Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen; er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden." Vor dem Worte Gottes werden diese Grundsätze nicht bestehen; aber sie sind aus den Begriffen der damaligen Zeit hervorgegangen, welche Innerliches und Aeußerliches gänzlich verwechselte, und die allgemeine Herrschaft, welche Christo und seinem Reiche geistlicher Weise zukommt, ohne Weiteres auf den Papst und die Kirche übertrug.

Es waren aber besonders zwei Maßregeln, durch welche **Gregor** der Kirche diejenige Unabhängigkeit von der weltlichen Macht zu geben hoffte, welche sie zur Herrschaft über diese führen konnte; Maßregeln, deren Durchführung die Hauptaufgabe seiner nachfolgenden Regierung wurde. Sie waren das Gebot des **Cölibats**, und das Verbot der **Simonie**. Die Bande, welche den Einzelnen am stärksten an den Staat fesseln, sind ohne Zweifel die Bande der Familie; vom Staate allein kann er Schutz, Sicherheit und dereinstige Versorgung für die Seinigen hoffen. **Gregor** war daher vor allem darauf bedacht, von diesen Banden die Geistlichen frei zu machen. Er verbot daher diesen die Ehe so streng, daß er dem Volke untersagte, irgend eine kirchliche Handlung von beweibten Priestern anzunehmen. Dieß Verbot

bot der Priesterehe war keinesweges etwas Neues, aber die ältern darüber erlassenen Verordnungen waren so sehr in Vergessenheit gekommen, daß Gregor den stärksten Widerspruch von Seiten der Geistlichen erfuhr, vor dem jedoch seine Standhaftigkeit nicht zurückwich. In noch heftigere Kämpfe verwickelte den Papst das Verbot der Simonie. In Bezug auf jenen Apostelg. 8. erwähnten Simon, der dem Petrus Geld bot für die Gabe des Geistes, belegte man nämlich mit diesem Namen den damals so üblichen Handel, welchen die Fürsten und weltlichen Großen mit den geistlichen Stellen trieben. Es war dieß allerdings der Krebsschade, an welchem die Kirche litt. Und um ihn von Grund aus zu heilen, nahm Gregor den Fürsten das sogenannte Investiturrecht. Die Fürsten nämlich hatten bisher das Recht geübt, die geistlichen Stellen zu besetzen und pflegten zum Zeichen dieses Rechts die Bischöfe beim Antritt ihres Amtes mit einem Stabe, der auf ihr Hirtenamt, und einem Ringe, der auf ihre Vereinigung mit der Gemeinde, als ihrer Braut, hindeutete, zu investiren oder zu bekleiden. Gregor erklärte nun: „Der Papst hat allein des Recht, geistliche Stellen zu besetzen. Er hat es nur eine Zeit lang den Königen überlassen, aber da diese sich desselben unwürdig gemacht haben, so muß es der Papst wieder zurücknehmen. Wer nun künftig ein Bisthum, eine Abtei oder eine andere Kirchenstelle aus der Hand eines Laien annimmt, der soll gar nicht unter die Bischöfe, Aebte oder Kirchendiener gerechnet werden; die Gnade Petri und der Eingang

in die Kirchen sollen ihm verschlossen sein, bis er die Stelle, die er durch ein Verbrechen erlangt hat, wieder aufgegeben haben wird; und eben so soll der Kaiser, der König, Herzog, Graf und jeder Laie, welcher solche Belehnung ertheilt, bestraft werden." Allen Fürsten der Christenheit wurde dieser päpstliche Beschluß bekannt gemacht; viele fügten sich, andere widerstrebten, **Gregor** aber war mit dem Siege zufrieden, den er über den mächtigsten Fürsten der damaligen Zeit, den deutschen Kaiser, davon trug. In diesem Kampfe entwickelte sich die große Lebensfrage, wer die Welt beherrschen solle, der Papst, oder der Fürst, und weil durch den Ausgang desselben eigentlich die Weltherrschaft der Päpste begründet wurde, so verdient er allerdings eine nähere Betrachtung.

§. 4. Kampf Gregors mit dem deutschen Kaiser.

Heinrich IV., Sohn des deutschen Kaisers **Heinrich III.**, hatte das Unglück, schon im sechsten Jahre seinen Vater zu verlieren. Seine Mutter, **Agnes**, eine verständige und gottesfürchtige Frau, übernahm zuerst seine Erziehung und des Reichs Regierung. Eine mächtige Partei aber, mißvergnügt darüber, daß sie nicht in den Rath der Kaiserin berufen wurde, und an deren Spitze **Hanno**, Erzbischof von **Cöln**, stand, suchte ihr beides zu entreißen, und bediente sich dazu einer eben so grausamen als nichtswürdigen List. Man veranstaltete ein Festmahl in **Kaiserswerth** am Rhein, wohin **Agnes** mit ihrem zwölfjährigen Sohne gelockt wurde. Ein prächtiges, **Hanno** zugehöriges Jagdschiff erregte hier die Neugierde des muntern

Knaben, und mit kindlicher Unbefangenheit machte er von dem scheinbar freundlichen Anerbieten, es näher zu besehen, Gebrauch; kaum aber hatte er es betreten, so ruderten die Schiffsleute auf ein gegebenes Zeichen davon, und der Vogel war in die ihm tückisch gelegte Schlinge gegangen. Umsonst warf der bestürzte Knabe sich in die Fluthen, um die Arme der verzweifelnden Mutter zu erreichen; man ergriff ihn wieder, führte ihn nach Cöln, und **Hanno** wurde Erzieher des jungen Königs und Reichsverweser zugleich. Doch nicht lange darauf wußte **Adelbert**, Erzbischof von **Bremen**, den fürstlichen Zögling, wie die Zügel der Regierung ihm wieder zu entreißen. Dieser Mann hat eigentlich **Heinrichs** ganzes nachheriges Unglück auf seinem Gewissen. Als Geistlicher hätte er über die Seele seines Pflegbefohlnen wachen und sie dem Herrn zuführen sollen; statt dessen verderbte er sie von Grund aus, denn er that jeder verkehrten Neigung des hochfahrenden, wollüstigen und unbeständigen Jünglings allen nur möglichen Vorschub, damit er in der Gunst des künftigen Kaisers sich auf immer festsetze. Dazu nahm er ihn aus persönlichem Haß gegen einen großen Theil seines Volkes ein, und verstimmte wieder dieses gegen ihn durch die unsäglichen Bedrückungen, welche die Befriedigung seiner Prachtliebe und Verschwendungssucht nöthig machte. So konnte denn niemand unter ungünstigern Umständen die Regierung antreten, als Heinrich, und kein Herrscher konnte geeigneter sein, dem besonnenen, kräftigen, beharrlichen Papste die Durchführung seiner Pläne

zu

zu erleichtern, als er. Der Kampf zwischen beiden entspann sich bald.

Heinrich war der Wollust aufs äußerste ergeben; so schamlos war er, daß er seine eigne Schwester, welche Nonne war, in seiner Gegenwart schänden ließ. Und die Kirche sollte seinen schändlichen Lüsten dienen. Mit den Diamanten der heiligen Geräthe schmückte er seine Buhldirnen; den Handel mit den geistlichen Stellen trieb er auf eine Weise, daß es nicht mehr zu ertragen war. Alle Vorstellungen und Warnungen waren vergebens gewesen; es mußte etwas Entscheidendes geschehen. In Gemäßheit der von ihm gegen die Simonie erlassenen Verordnungen sprach Gregor das Absetzungsurtheil über mehrere deutsche Bischöfe aus, die ihre Aemter gekauft hatten, und zugleich den Bann über fünf Vertraute des Königs, durch welche jener Handel vornämlich betrieben worden war. Heinrich, von mancherlei Kriegsnöthen gerade bedrängt, gab für den Augenblick nach und entließ seine Räthe. Kaum aber fühlte er sich wieder frei, als er dieselben wieder zu sich nahm und eben so willkührlich, wie vorher, mit der Besetzung geistlicher Stellen verfuhr. Nach den bestehenden Kirchengesetzen war jeder, der Umgang mit Personen unterhielt, über die der Bann war ausgesprochen, in eben denselben verfallen. Gregor, entschlossen dieselben ohne Ansehen der Person aufrecht zu erhalten, forderte Heinrich vor eine Synode in Rom, um sich wegen seines gesetzwidrigen Verhaltens zu rechtfertigen, und um so mehr, da eine Menge Klagen wider ihn, besonders von dem sehr hart und treulos behandel-

ten

ten Sachsenvolke, bei dem Papste eingelaufen waren. Der jetzt noch sehr hochfahrende Heinrich versammelte, anstatt Folge zu leisten, die deutschen Bischöfe in Worms, wußte sie, die Gregors Ernst und Strenge fürchteten, leicht zu bewegen, das Absetzungsurtheil über diesen auszusprechen, und sandte demselben als Antwort ein Schreiben zu mit der höhnischen Aufschrift: „An Hildebrand, nicht mehr Papst, sondern den falschen Mönch." Gregors Standhaftigkeit war aber weit entfernt, vor solcher Sprache zurückzubeben; mit Ruhe las er die königlichen Schreiben, die voll der gröbsten Beschuldigungen gegen ihn waren, der Versammlung seiner Bischöfe vor; und so groß war die allgemeine Entrüstung gegen den König, so groß der Eifer für Gregor, daß sie alle riefen, sie wollten ihn nicht verlassen bis in den Tod. Nun sprach Gregor feierlich den Bann aus über den König, als einen solchen, der Gemeinschaft mit andern Gebannten unterhalten, und dem Stellvertreter Christi den Gehorsam geweigert, wie über alle seine Anhänger; auch entsetzte er ihn seiner königlichen Würden, weil ein aus der Kirchengemeinschaft Ausgeschlossener nicht Beherrscher christlicher Unterthanen sein könne, und entband diese von dem ihm geleisteten Eide. So unerhört, so unvereinbar mit dem Worte Gottes und so schwer bedenklich in seinen Folgen es auch war, daß ein Mensch die heiligen Eide lösete, die Fürst und Volk mit einander verbinden: so glaubte Gregor doch, als Statthalter Christi, hiezu ein Recht zu haben, und so sehr gestand die damalige Zeit ihm solches zu, daß der größte Theil der deutschen Fürsten, wel-

che

che inzwischen Heinrich durch seinen Uebermuth immer mehr gegen sich aufgebracht hatte, auf einer feierlichen Versammlung zu Tribur den Ausspruch des Papstes für rechtmäßig erklärten und Heinrich verließen. Nur so viel erhielt er durch seine dringenden Bitten noch von ihnen, daß sie erst dann zu einer neuen Königswahl schreiten zu wollen versprachen, wenn er binnen Jahresfrist nicht vom Banne losgesprochen sein würde. Und was that nun Heinrich? Die schimpflichste Demüthigung schien seiner unedlen Seele ein nicht zu theurer Preis, um die irdische Krone sich zu erhalten. Was er erst so stolz verworfen, dazu entschloß er sich nun. Er begab sich auf den Weg nach Rom, um die Gnade des Papstes anzurufen. Seine Widersacher aber hatten die Straße dahin besetzt, und er mußte nun auf weiten und rauhen Umwegen über die Alpen im härtesten Winter die schmachvolle Bußfahrt antreten. Tausend Gefahren umringten ihn auf den starren Eisfeldern, durch welche sein Pfad ihn führte; bald kroch man auf Händen und Füßen die steilen Berge hinan, bald glitt man auf dem Rücken oder auf dem Bauche die schlüpfrigen Abhänge hinunter; die Frauen wurden auf ausgespannten Ochsenhäuten, die Pferde, nachdem ihnen die Beine gebunden, mit Stricken die eisigen Gletscherrücken hinabgelassen. Endlich erreichte die unglückliche Königsfamilie die freundlichern Ebenen Italiens; aber größere Demüthigungen, als alle vorigen, erwarteten hier den tief gesunkenen Beherrscher Deutschlands. Der Papst befand sich zu Canossa auf dem festen Schlosse der mächtigen Markgräfin **Mathildis**, der wärmsten und treusten

Ver-

Verehrerin Gregors. Von ihrer Fürsprache hoffte Heinrich des Bannes Lösung. Aber vergebens war ihre Verwendung bei dem strengen Hirten der Kirche. Eine schnelle Aussöhnung mit dem beweglichen, leicht gewonnenen Könige wäre nur sein Vortheil gewesen. Aber die Gesetze der Kirche stehen ihm höher; nach diesen kann der Statthalter Christi nur den vom Banne lösen, der bußfertig sich zeigt, er sei König oder Bettler. Buße fordert er daher auch vor allem erst von Heinrich, und um so ernstlicher, als er seinen veränderlichen Sinn kennt. Er selbst erzählt in einem seiner Briefe, wie sie Heinrich leistete. „Heinrich kam,“ sagt er, „mit Wenigen vor das feste Schloß zu Canossa, wo wir uns aufhielten. Drei Tage stand er, alles königlichen Schmuckes beraubt, barfuß mit einem wollenen Hemde angethan, in kläglicher Gestalt vor dem Thore, und hörte nicht eher auf, unter häufigen Thränen um apostolisches Erbarmen, Hilfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesenden so sehr zum Mitleid bewegte, daß sie unter vielen Thränen für ihn baten und alle über die ungewöhnliche Härte unsers Herzens erstaunten. Einige riefen sogar, unser Betragen verrathe mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit, als apostolische Strenge.“ Erst am vierten Tage ließ Gregor den königlichen Büßer vor sich, und lösete seinen Bann unter der Bedingung, daß er noch der Ausübung der königlichen Gewalt sich enthalten solle, bis auf einem anzusetzenden Reichstage entschieden worden sei, ob er König der Deutschen bleiben könne, oder nicht. Nachdem Heinrich sich hiezu mit feierlichen Eidschwüren verpflichtet hatte,

be-

begab er sich mit ihm in das Gotteshaus, um durch die Darreichung des Sacraments ihn feierlich in die Kirchengemeinschaft wieder aufzunehmen. Beide standen vor dem Altare. Der Papst aber sprach: „Ich habe vorlängst von dir und deinen Anhängern Briefe erhalten, in welchen du mich beschuldigst, den apostolischen Stuhl durch simonische Ketzerei bestiegen und mein Leben durch Verbrechen befleckt zu haben, die mir jeden Zutritt zu den heiligen Aemtern verschließen müßten. Und wiewohl ich durch viele unbescholtene Zeugen diese Beschuldigungen widerlegen könnte, so will ich doch, um das menschliche Zeugniß dem göttlichen nicht vorzuziehen, jetzt zum Beweise meiner Unschuld den Leib des Herrn nehmen, damit mich der allmächtige Gott reinige, wenn ich unschuldig bin, oder mich mit plötzlichem Tode vertilge, wenn ich schuldig bin.“ Nach diesen schrecklichen Worten zerbrach er die Hostie und verschluckte einen Theil derselben. Da schrie alles gegenwärtige Volk laut auf zum Lobe des Herrn. Es war das Gottesurtheil der Abendmahlsprobe, welches Gregor bestanden hatte. Hierauf wandte sich der Papst wieder zum Könige und sprach: „Thue nun auch du, mein Sohn, wie du mich thun gesehen. Die deutschen Fürsten betäuben meine Ohren täglich mit Klagen gegen dich und legen dir schwere Verbrechen zur Last, für welche du bis zu deinem Ende von der Regierung ausgeschlossen sein müßtest. Sie verlangen ein Gericht über dich; du aber weißt wohl, wie schwankend alles menschliche Urtheil ist. Fühlst du dich nun unschuldig, so befreie auf dem kürzesten Wege die Kirche Gottes vom Aergerniß, und

und dich von einem langen Streite. Nimm diesen übrig gebliebenen Theil von dem Leibe des Herrn, damit durch Gottes Zeugniß deine Unschuld klar werde und allen Lästerern die Zunge gebunden sei, damit, wenn ich dann selbst als der eifrigste Vertheidiger deiner Unschuld auftrete, die Fürsten sich mit dir versöhnen, die Regierung dir zurückgegeben werde, die Stürme der Bürgerkriege für immer schweigen." Aber Heinrich war sich zu vielfacher Schuld bewußt, als daß er ein solches Gottesurtheil auf sich zu nehmen gewagt hätte. Bestürzt und verlegen entschuldigte er sich mit der Abwesenheit der Fürsten, welche Zeugen seiner Reinigung sein müßten. Hierauf entließ ihn der Papst.

Heinrich hatte bei dieser ganzen Verhandlung in einer zu traurigen Gestalt dagestanden, als daß das Vertrauen seines Volks ihm hätte wieder gewonnen werden können. Verachtung begegnete ihm fast überall. Und da er nun sah, daß er durch seine schimpfliche Demüthigung mehr verloren als gewonnen, wechselten Reue, Rachsucht, Furcht in seinem zerrissenen Busen. In diesem Zustande wurde es den Feinden des Papstes leicht, ihn der Eidschwüre vergessen zu machen, die er diesem geleistet. Er umgab sich wieder mit den frühern, noch im Banne befindlichen Räthen und erschien nicht auf der nunmehr angesetzten Reichsversammlung, die über sein Schicksal entscheiden sollte. Auf dieser wurde seine Absetzung beschlossen, und ein neuer König, Herzog Rudolph von Schwaben, gewählt. Ein langer blutiger Kampf entspann sich nun zwischen diesem und Heinrich. Er endigte damit, daß Rudolph in einer Schlacht bei Merse-

seburg blieb. Es ward im Gefechte seine Rechte so getroffen, daß sie sammt dem Schwerte, das sie hielt, zu Boden fiel. Als man nachher dieselbe ihm wies, soll er seufzend zu den umstehenden Bischöfen gesagt haben: „Dieß ist die Hand, mit welcher ich einst Heinrich, meinem Herrn, den Eid der Treue geschworen habe.“ Noch jetzt wird die verdorrete Hand **Rudolphs** im Dome zu **Merseburg** den Reisenden gezeigt.

Heinrich war inzwischen vom Papste aufs neue in den Bann gethan worden, weil er seine Versprechungen nicht gehalten. Durch das frühere Unglück gekräftigt, und das jetzige Glück, wie immer, kühn gemacht, dachte er nicht mehr daran, eine schmachvolle Bußfahrt nach Rom anzutreten. Er ließ das Absetzungsurtheil über den Papst aussprechen und zog mit einem Kriegsheere nach Italien, um **Gregor**, wo möglich, lebendig in seine Hand zu bekommen. Dieß gelang ihm selbst durch eine dreijährige Anstrengung nicht, und noch weniger vermochte er **Gregors** Standhaftigkeit zu beugen. Als die römischen Großen, der kriegerischen Bedrängnisse müde, ihn fußfällig baten, Friede mit dem Könige zu machen, erwiderte er: „Wenn er für seine offenbaren Sünden Gott und der Kirche Genugthuung geben will, so werde ich ihn gern frei sprechen und ihm die Kaiserkrone mit meinem Segen aufsetzen, anders kann und darf ich euch nicht erhören.“

Gregor, lange in der Engelsburg eingeschlossen, ward endlich von einem getreuen Vasallen, **Robert Guiscard**, befreiet und nach **Salerno** in Sicherheit gebracht, wo er bald darauf im Jahre

1085

1085 seinen Geist mit den Worten aushauchte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebet und das Unrecht gehasset, darum sterbe ich in der Verbannung."

Heinrich ward nun zwar durch den von ihm erwählten Papst die römische Kaiserkrone aufgesetzt; aber **Gregors** Freunde, weit entfernt, diesen Papst anzuerkennen, erregten ohne Aufhören Unruhen, welche den König zwangen, abermals nach Italien zu ziehen. Während dieser Zeit aber empörte sich sein eigner ältester Sohn gegen ihn; nachher auch der zweite, der sogar kein Bedenken trug, durch schändlichen Verrath sich des Vaters zu bemächtigen. Heinrich wurde zwar befreiet, aber als der Unglückliche endlich dem Gram erlag und mit kaiserlichen und kirchlichen Ehren bestattet worden war, trieb der entartete Sohn den Frevel so weit, daß er des Vaters Leiche aus der geweihten Erde wieder herauf holen und unbeerdigt auf einer kleinen Insel hinstellen ließ, bis der Papst den Kirchenbann gesühnt haben würde. Hier sang ein mitleidiger Mönch aus Jerusalem Tag und Nacht Bußpsalmen am Sarge für des Kaisers Seele. Erst fünf Jahre nachher ward der Bann gelöset, und da erst fand in der väterlichen Erbgruft die entseelte Hülle eines unglücklichen Fürsten ihre Ruhe, der, mit mancher Schuld beladen und schwer gezüchtigt, durch sein Beispiel den thatsächlichen Beweis lieferte, daß die Unabhängigkeit der Kirche und das päpstliche Ansehen auch von der königlichen Macht nicht mehr ungestraft angetastet werden könne.

§. 5. Das Papstthum auf dem höchsten Gipfel seiner Macht.

Ein neuerer Schriftsteller sagt: „Was Gregor im Geist gesäet, das ernteten seine Nachfolger größten Theils im Fleisch.“ Wollte Gregor nur die Gerechtsame der Kirche gegen fremden willkührlichen Eingriff schützen und ihre Unabhängigkeit sichern, so handelte es sich bei der Mehrzahl der ihm folgenden Päpste lediglich um die Herrschaft. Ihre Bemühungen zu diesem Zwecke sind mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt gewesen; das Papstthum erstieg den höchsten Gipfel seiner Macht.

Unmittelbar nach Gregors Tode war es aber weniger die ausgezeichnete Beschaffenheit der einzelnen Päpste, als vielmehr die Zeitumstände, welche das päpstliche Ansehen hoben. Die jetzt beginnenden Kreuzzüge stellten den Papst ganz natürlich an die Spitze der Völker, der Könige und Fürsten, welche auf sein Gebot in den heiligen Krieg zogen. Später aber erblicken wir Männer auf dem päpstlichen Stuhle, welche mit eben so großer Klugheit als Kraft einen Kampf zur Entscheidung brachten, welcher sich zwischen ihnen und mehrern Herrschern, vorzüglich aus einem deutschen Kaisergeschlechte, eröffnete, welches nicht gewillet war, ihnen ohne Weiteres die angemaßte Herrschaft einzuräumen. Wir nennen von diesen

1. Hadrian IV. und Alexander III. (1154—1181.)

Es war Friedrich I., genannt Barbarossa, aus dem Geschlechte der Hohenstaufen, einer der größten Regenten des Mittelalters, der mit den eben

eben genannten Päpsten den großen Kampf dieses Geschlechts gegen das Papstthum eröffnete. Friedrich, von dem Gedanken erfüllt, die alte Herrschaft Karls des Großen wieder herzustellen, fest entschlossen, die wankende Oberhoheit der deutschen Könige über Italien zu befestigen und die Macht der Päpste und Bischöfe in ihre Grenzen wieder zurückzuweisen, hatte bald nach dem Antritte seiner Regierung seine Schaaren zu einem Römerzuge versammelt. Nach kurzem Streite empfing der Sieger die eiserne Krone Italiens aus bischöflichen Händen, um in Rom nun auch die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes, wie üblich, zu nehmen. Schon hier trat ihm die päpstliche Anmaßung keck und kühn entgegen. Es war im Lager bei **Sutri**, wo Papst **Hadrian** und **Friedrich** zuerst zusammentrafen. Der König geht herkömmlich dem Oberhirten der Kirche entgegen, hält ihm indeß, wie sonst wohl üblich war, den Steigbügel nicht beim Absteigen vom Pferde, sondern führt ihn ohne Weiteres in sein Zelt. Man sollte es nicht glauben, daß der, welcher der Stellvertreter deß zu sein vorgab, der seinen Jüngern die Füße wusch, dem Könige um dieser Vernachlässigung willen den Friedenskuß verweigern konnte. Aber, von Stolz geblähet, sprach er zu ihm: „Weil du mir die gewöhnliche schuldige Ehre nicht bezeigt hast, die deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser, unsern Vorfahren, den römischen Päpsten, aus Ehrerbietung gegen den Apostel Petrus und Paulus erzeigt haben, so werde ich dich nicht zum Friedenskusse zulassen, bis du mir Genugthuung geleistet haben wirst." Friedrich wollte um eines so geringfügigen persönlichen

Zwistes willen das Wohl der Völker nicht aufs Spiel setzen; weiser und edler, als der ehrgeizige Kirchenfürst, gab er nach und ward gekrönt. Dem Papste aber war die wachsende Macht Friedrichs in Italien ein Dorn im Auge; er suchte bald eine Gelegenheit zum Streit. Er führte dem Kaiser zu Gemüthe, daß er sein Reich allein von ihm habe, stellte sich an die Spitze derer, welche in Italien sich gegen Friedrichs Herrschaft auflehnten, nannte ihn in dem immer heftiger entbrennenden Zwist einen Fuchs „der den Weinberg des Herrn zu zerstören trachte, einen Rebellen gegen Gott und einen wahren Heiden.“ Friedrich dagegen, gestützt auf die deutschen Fürsten, ermangelte nicht, dem Papste eben so freimüthig zu eröffnen, „daß die deutsche Krone frei sei durch Gottes Gnade und werde übertragen durch freie Wahl; das Kaiserthum habe mit Gottes Hilfe die Kirche gehoben; jetzt wolle diese, wie es scheine, ohne Gott das Kaiserthum zerstören; aber der Kaiser werde solche Eingriffe nie dulden, sondern lieber die Krone niederlegen, als sie unter seiner Regierung erniedrigen lassen;“ zugleich ermangelte Friedrich nicht, dem Papste die ernstliche Besorgniß blicken zu lassen, „daß der Hochmuth, dieses verabscheuungswürdige Thier, bis zum Stuhle Petri herangekrochen sein müßte“ und um allen diesen Vorstellungen gehörigen Nachdruck zu geben, fiel Friedrich mit einem Kriegsheere in Italien ein. Hadrian indeß starb plötzlich; desto heißer wurde der Kampf mit seinem Nachfolger Alexander III.

Dieser Papst, ein Mann von eben so großer Klugheit als Entschlossenheit, war von der Mehrzahl

zahl der Kardinäle in Rom erwählt worden. Friedrichs Partei, den Alexander fürchtend, hatte einen andern, Namens Victor IV., auf den päpstlichen Stuhl erhoben; der Kaiser machte die unglaublichsten Anstrengungen, um das Ansehen seines Papstes und damit sein eignes geltend zu machen. Alexander that Beide in den Bann. Friedrich achtete dieß wenig, und ließ, da Victor starb, in der Folge noch zwei Päpste gegen Alexander erwählen, zog vier Mal mit seinen Schaaren nach Italien, um den Letztern zu demüthigen: aber alle diese Anstrengungen erwiesen sich als fruchtlos. Alexander wußte unter den Staaten Italiens einen Bund (den sogenannten lombardischen) gegen Friedrich zusammenzubringen, mit dessen Hilfe er triumphirte; und beim Friedensabschlusse mußte sich der große Kaiser der Deutschen einer Reihe von Demüthigungen unterwerfen, welche nur zu sehr zeigten, daß der Papst der unumschränkte Herr der Könige und Fürsten geworden sei. In Venedig war es, wo Alexander mit seinen Kardinälen vor der Marcuskirche sitzend den Kaiser empfing; und dieser that alsbald den kaiserlichen Mantel von sich, warf sich vor dem Oberhaupte der Kirche nieder und küßte seine Füße. Als aber am folgenden Tage der Papst auf des Kaisers Ersuchen die Messe las, warf sich dieser nach geendigtem Gottesdienste abermal vor ihm nieder, küßte ihm wieder die Füße, opferte ihm Gold, dann geleitete er ihn zu seinem Pferde, und hielt ihm nicht allein die Steigbügel, sondern erbot sich auch, das Pferd bis zu seiner Wohnung zu führen, welches der Papst jedoch, um des weiten Weges

willen, ablehnte. Wenige Tage darauf sprach der Papst in einer großen Versammlung von Fürsten und Bischöfen über die große Freude, daß ein verlorner Sohn der Kirche wieder zurückgekehrt sei von dem Irrthum seines Weges und ein verirrtes Schaf zu seinem Hirten; der Kaiser bekannte reuig seine bisherigen Vergehungen, dankte Gott, daß er ihn wieder zur Wahrheit geleitet, und bezeugte laut seine Unterwerfung unter das Ansehen des Papstes.

Nicht minder glänzend war der Triumph, den dieser Papst über einen andern mächtigen Fürsten jener Zeit, Heinrich II., König von England, davontrug. Dieser entschlossene Mann wollte das Ansehen der weltlichen Gerichte, denen die Geistlichkeit zum großen Schaden der Rechtspflege sich gänzlich entzogen hatte, wieder herstellen, auch sich selbst als den obersten Schiedsrichter in allen geistlichen Angelegenheiten angesehen wissen, ohne dessen Erlaubniß keine Appellationen an den Papst gerichtet werden dürfen. Zur Ausführung dieses Planes hatte er sich einen sehr begabten Mann ausersehen, an dessen Ergebenheit er um so weniger zweifeln zu dürfen glaubte, als er ihn aus dem niedrigsten Stande zu den höchsten Würden des Reichs erhoben hatte. Er hieß Thomas Becket. Dieser war bisher Reichskanzler gewesen und ward nun zum Erzbischofe des Reichs vom Könige erwählt, damit er Hand ans Werk lege. Wie bitter aber war die Täuschung, welche der König nun erfahren mußte! Von Stund an veränderte Becket seine ganze Lebensart; hatte er vorher mit Pracht und Glanz sich umgeben, so kleidete er jetzt

sei-

seinen Körper in ein grobes Haartuch voll Schmutz, geißelte sich häufig und wusch täglich auf seinen Knieen dreizehn Bettlern die Füße, um durch den Ruf ausbündiger Heiligkeit desto sicherer zu herrschen. Hatte er früher seinem Könige sich ergeben gezeigt, so wollte er nun unabhängiger Regierer der Kirche von England werden, der nur dem Papste zu gehorchen habe. Es war vorauszusehen, daß der Papst nicht in die obenerwähnten Forderungen des Königs willigen werde; und kaum war des Papstes Beschluß bekannt geworden, so trat Becket, der inzwischen ganz mit dem Könige zerfallen war, mit solcher Kühnheit diesem entgegen, daß ihm einst die unbedachtsamen Worte entfuhren: „Ist denn unter den Feigen, die mein Brot essen, keiner, der mich von einem aufrührerischen Priester befreie?“ Und sogleich eilten vier Diener des Königs, die durch diese Klage ihre Ehre verletzt hielten, nach dem erzbischöflichen Sitze, und ermordeten den Erzbischof, der es verschmähete, sich durch die Flucht zu retten, an den Stufen des Altars. Tief erschütterte den König diese Nachricht, und um so mehr suchte er sich bei dem Papste gleich zu rechtfertigen, als er von vielen andern Seiten her sich noch bedrängt sah. Dieser aber sandte sofort zwei Gesandte an ihn ab, welche zuerst und vor allem von ihm die Aufgabe seiner mehrmals erwähnten Forderung und die vollständigste Unterwerfung unter das oberrichterliche Ansehen des Papstes verlangten, dann ihn aber in die Kirche führten, wo er, knieend vor allem Volke schwur, daß er Beckets Tod weder gewollt noch befohlen habe, und daß er seine Versprechun-

gen

gen redlich erfüllen werde. Der Papst erhob den Ermordeten später unter die Zahl der Heiligen; Tausende wallfahrteten zu seinem Grabe, und Heinrich selbst unternahm eine solche Wallfahrt nach einigen Jahren, indem er sich barfuß dem heiligen Orte näherte, vier und zwanzig Stunden unter Fasten und Beten hier weilte, und den entblößten Rücken von den anwesenden Bischöfen zur Buße sich geißeln ließ. So hatte Alexander über die zwei mächtigsten Fürsten seiner Zeit im glänzendsten Siege sein oberherrliches Ansehen behauptet.

2. Innocenz III. (1198—1216).

Besonders bei dem Streite mit dem großen Friedrich mußten wir die oben gemachte Bemerkung bestätigt finden, daß die Nachfolger Gregors nur das Ihre suchten, unumschränkte Herrschaft für sich selbst. Ein Gleiches wird dem Papste Innocenz III. vorgeworfen, aber er hat in neueren Zeiten, wie sein Geistesverwandter, Gregor VII., billigere Beurtheiler gefunden. Den Ruhm machen ihm selbst seine entschiedensten Widersacher nicht streitig, daß er neben Gregor der ausgezeichnetste aller Päpste war. Er war ein Mann von einer außerordentlichen, Alles durchdringenden Klugheit, auch nicht ohne Gelehrsamkeit; sein Eifer, seine Kraft und Entschlossenheit waren ohne Gleichen, aber gemäßigt durch ruhige Besonnenheit. Tiefer Ernst erfüllte sein ganzes Wesen; durch die Strenge seiner Sitten, durch die Reinheit seines Wandels hatte er sich früh schon die Achtung seiner Zeitgenossen erworben, so daß er bereits im sieben und dreißigsten Jahre sei-

seines Alters zur höchsten kirchlichen Würde erhoben wurde. Gern gestattete er den Bittenden unmittelbaren Zutritt; unermüdlich war er in der Entscheidung von Klagen und Streitigkeiten, die in großer Zahl vor ihn gebracht wurden; und in seinen Aussprüchen zeigte er sich eben so weise, als gerecht und erhaben über jede niedere Rücksicht. Den Geistlichen war er ein leuchtendes Vorbild in Erfüllung ihrer Berufspflichten; und unablässig ermahnte er sie zur Treue in ihrem hohen Amte, zur Unsträflichkeit des Wandels, denn ihre gläubige Hingebung betrachtete er als einen der vorzüglichsten Grundpfeiler der Kirche. Er war voll von dem Gedanken, daß das Christenthum alles durchdringen, verbinden, beherrschen müsse. Die Kirche aber war ihm die Hüterin, die Bewahrerin desselben, und dem Papste, meinte er, sei die Obhut über diese anvertraut. Ihm liege es daher ob, zu sorgen und zu wachen, daß alles, was in der christlichen Welt geschehe, in und aus christlichem Sinne vollbracht werde. Die Rechte aller Christen solle er schirmen, aber zur Erfüllung der Christenpflichten auch jeden antreiben, wer es sei. Auch die Könige sollten als Bekenner Christi dieses Recht des Papstes anerkennen, und ihn als obersten Schiedsrichter im Namen Gottes, der über den Frieden der Welt wache, annehmen. Ja, wie Christo die Reiche der Welt gehören, so sollten sie seinem Statthalter ihre Reiche zu Lehen geben, und zur Erinnerung und zum Zeichen, daß auch sie der Kirchenzucht unterworfen seien, einen jährlichen Zins an den Stuhl Petri entrichten.

Wir haben schon öfter darauf hingewiesen,

daß

daß Grundsätze dieser Art in dem Sinne dessen gewiß nicht waren, der zu jenem Menschen, welcher ihn aufforderte, er solle zu seinem Bruder sagen, daß er das Erbe mit ihm theile, sprach: „Wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt?“ (Luc. 12, 14.) Aber jeder Mensch ist ein Kind seiner Zeit; Innocenz sprach nur aus, was der Gedanke, das Bedürfniß seiner Zeit war; er hat mit seltnem Geschick, mit beispielloser Kraft und Beharrlichkeit, und mit wunderbarem Erfolge dem nachgestrebt, was er für die von Gott ihm gestellte Aufgabe seines Lebens hielt, er hat die Würde und Hoheit der Kirche in einer finstern, rohen Zeit siegreich behauptet, und dadurch sie gelehrt, daß es noch etwas Höheres gebe, als die Welt; er hat eine strenge Zucht geübt unter unmündigen, ungezügelten Völkern, und dem Rechte und der christlichen Sitte Ansehen verschafft. Aber nicht läugnen wollen wir auch, daß die Höhe, auf welche er sich gestellt, ihn oft schwindlicht machte, daß er oft hochmüthig herrschte, wo er nur demüthig zu dienen wähnte, daß er seine Gewalt weiter ausdehnte, als es selbst von seinem Standpunkte aus nöthig war, daß auf der gefahrvollen Bahn, die er einmal betreten, Menschliches und Sündliches genug ihm widerfahren ist.

Innocenz wurde in der Erreichung seiner umfassenden Absichten ungemein durch die damaligen Zeitverhältnisse begünstigt. Der deutsche Kaiserthron war erledigt. Er benutzte diesen Umstand zunächst dazu, seiner unmittelbar weltlichen Herrschaft, ohne welche die geistliche, wie er meinte, keinen sichern Bestand haben könne, eine bessere Grund-

la-

lage zu geben. Er forderte von den obrigkeitlichen Personen, welche die deutschen Kaiser, zur Wahrung ihrer Rechte über die Stadt, in Rom noch gehabt hatten, den Eid der Treue, erwarb auf diese Weise das den Päpsten bisher so lebhaft bestrittene Eigenthumsrecht von Rom, vergrößerte diesen Besitz noch durch mehrere Städte um Rom, welche er erlangte, und ward so der eigentliche Begründer des jetzigen Kirchenstaates. Von der vielfach bedrängten Gemahlin des verstorbenen deutschen Kaisers, welche auf andere Weise ihr Erbreich sich und ihrem unmündigen Sohne nicht erhalten zu können glaubte, ward er zum Oberlehnsherrn von Sicilien und später zum Vormund ihres Kindes eingesetzt. Er that das Seinige, um die Rechte seines Mündels zu schützen. Da derselbe auch Anspruch auf die deutsche Kaiserkrone hatte, brachte er es nach mancherlei Streitigkeiten, in welchen er als Richter über zwei Mitbewerber um diese Krone auftrat, am Ende doch dahin, daß dieselbe seinem Pflegbefohlnen gegeben wurde. Auch in dem übrigen Europa erschien Innocenz als Schiedsrichter und Ordner der Staaten, als Hüter des Rechts und nicht selten als kräftiger Beschützer der Unschuld. Er zwang den König von Frankreich, seine widerrechtlich verstoßene Gemahlin wieder anzunehmen, den König von Leon, die seinige wegen zu naher Verwandtschaft zu entlassen, den König von Portugal, einen früher versprochenen, nun aber verweigerten Zins wieder zu entrichten; die Fürsten von Aragonien und der Bulgarei empfingen ihre Kronen von ihm; in Ungarn entschied er den Streit zwischen zwei Kö-

nig-

niglichen Brüdern und in Norwegen zwischen zwei Kronbewerbern. Merkwürdiger aber, als dieses alles, war die Demüthigung, welche Johann, der König von England, durch ihn erfuhr.

Dieser Fürst, eben so jähzornig und grausam, als schwach und veränderlich, hatte während seiner Regierung schwere Schuld und Verantwortung auf sich gehäuft. Er hatte niederträchtig und treulos gegen seinen Bruder gehandelt, seinen Neffen mit eigner Hand ermordet, und durch seine Ausschweifungen und Grausamkeiten das ganze Volk gegen sich erbittert. In dieser Lage gerieth er mit dem Papste in Streit über eine Bischofswahl. Der erledigte erzbischöfliche Sitz war durch zwei verschiedene nach den Kirchengesetzen verwerfliche Wahlen besetzt worden; der Papst erkannte beide nicht an, befahl den zwölf in dieser Angelegenheit in Rom anwesenden Mönchen, seinen Cardinal Stephan Langton zu wählen, und als diese Besorgniß wegen der Bestätigung des Königs äußerten, erklärte er, allerdings ziemlich eigenmächtig, daß es zu Wahlen, die vor dem apostolischen Stuhle angestellt würden, keiner landesherrlichen Einwilligung bedürfe. Um aber des Königs Gemüth einigermaßen vorzubereiten, sandte er ihm einen Brief, welchen ein Geschenk von vier goldenen, mit Edelsteinen besetzten Ringen begleitete. „Er schicke" sagte er, „ihm diese Ringe zum Zeichen seiner Liebe und Gnade, er möge aber auf ihre Deutung wohl Acht haben. Ihre runde Gestalt sei ein Bild der Ewigkeit, zu der er sich vom Irdischen erheben müsse; ihre vierfache Zahl zeige die immer gleiche Festigkeit des Geistes an,

wel-

welche aus den vier Hauptttugenden entstehe: durch das Gold werde die Weisheit, als die herrlichste aller Gaben angedeutet; und unter den Edelsteinen könne er sich am grünen Smaragd den Glauben, am hellen Saphir die Hoffnung, am röthlichen Granat die Liebe, und am klaren Topas die guten Werke sehr deutlich vorstellen, alles zu seiner Belehrung und Ermahnung." Der König war über diesen Brief und dieses Geschenk erst sehr erfreut, als er aber erfuhr, daß er den vom Papste bestimmten Erzbischof aufnehmen solle, verwandelte sich seine Freude in die größte Wuth. Der Papst ließ es zwar zuerst an sanftmüthigen Ermahnungen nicht fehlen; als diese aber nichts fruchteten, beauftragte er die Bischöfe, ihm mit dem Banne zu drohen. Trotzig erwiderte der König: „Bei Gottes Zähnen, waget es Bann oder Interdict auszusprechen, dann will ich euch und die ganze Klerisei dem Papste zuschicken und die Güter an mich ziehen. Ja, alle Römer, die in meinem Lande gefunden werden, sollen mit ausgestochenen Augen und abgehauenen Nasen heimziehen, damit man sie in der ganzen Welt kenne. Und wenn euch eure Haut lieb ist, so packt euch fort, mir aus den Augen!" Diese Sprache jedoch schreckte die Bischöfe wenig; sie belegten auf Befehl des Papstes das ganze Königreich wirklich mit dem Interdicte, einer erst neu eingeführten, furchtbaren Art des Bannes. Aller Gottesdienst hörte auf, die Altäre wurden ihres Schmuckes beraubt, die Glocken herunter genommen, die Trauungen auf dem Kirchhofe vollzogen, die Leichen an der Straße verscharrt, alle Vergnügungen

und Gastmähler, sogar das Fleischessen verboten; das ganze Land schien wegen der Sünde des Einen unter dem Fluche zu liegen. Aber Johann, weit entfernt, dadurch gedemüthigt zu werden, wüthete nur um so mehr; er ließ, wie er gedrohet, die Geistlichen aus ihren Sitzen vertreiben, nahm ihre Güter in Beschlag, erbitterte aber auch das Volk noch weiter durch seine Zügellosigkeit und Grausamkeit. Der Papst verhängte nun auch den Bann über ihn selbst, untersagte jede Gemeinschaft mit ihm und sprach alle Unterthanen vom Eide der Treue los. Und als Johann selbst dadurch noch nicht gedemüthigt wurde, rief er alle christlichen Fürsten auf, sich gegen den gottlosen Herrscher zu vereinigen und beauftragte den König von Frankreich mit der Vollstreckung des Urtheils und der Eroberung Englands. Nun erst, als Johann sich von seinen Unterthanen verlassen, von allen Seiten bedrängt sah, entfiel ihm der Muth. Er demüthigte sich vor dem Papste, versprach die Wiederaufnahme des verschmäheten Erzbischofs, wie aller vertriebenen Bischöfe, eine bedeutende Schadloshaltung an alle Geistliche, und Bann und Interdict wurden nun aufgehoben. Aber eingesetzt in die königliche Würde war er noch nicht. Da legte Johann seine Krone und Scepter zu den Füßen des päpstlichen Gesandten nieder, bekannte, daß, weil er Gott und die Kirche vielfältig beleidigt habe, er nichts Würdigeres zur Genugthuung für seine Sünden thun könne, als das ganze Reich Gott, der Kirche und deren Oberhaupte, dem Papste, zu übergeben, und es aus seinen Händen erst wieder als Lehen gegen eine jährliche Abgabe

zu empfangen. Darauf legte er knieend den gewöhnlichen Lehnseid in die Hände des päpstlichen Gesandten ab und ward so feierlich wieder in sein Reich eingesetzt. Johann war durch diese schimpfliche Demüthigung vollends in der Achtung seines Volks gesunken, er hatte noch viele Kämpfe zu bestehen, in denen der Papst ihn aber mit seiner Macht nun beschützte. Sein Todesjahr war auch Innocenz's Todesjahr. In dem Maaße hatte noch kein König sich unter des Papstes Gewalt gedemüthigt und kein Papst so über Könige geherrscht.

3. Letzter Kampf und Fall der Hohenstaufen.

Die deutschen Kaiser waren es, welche der Ausbreitung der päpstlichen Herrschaft immer am meisten im Wege standen, weil sie das meiste Recht und auch die meiste Macht zu ihrer Beschränkung hatten. Und in Friedrich I. hatte ein gewaltiger Kampf zwischen den Päpsten und einem hohen Kaisergeschlechte begonnen, der jetzt in einer Weise fortgeführt und beendigt wurde, die es nur zu deutlich zeigte, wie gefährlich die Macht war, welche die Päpste wider Gottes Wort in ihre Hand genommen; ihr trügerischer Glanz verblendete sie nun, jedes Mittel, wie schlecht es auch war, für erlaubt zu achten, wenn es nur dazu dienen konnte, die angemaßte Herrschaft ihnen zu sichern. Dieser Kampf hatte unter Innocenz III eine kurze Unterbrechung erlitten; der Mündel dieses Papstes aber, Friedrich II aus dem Hause der Hohenstaufen und Enkel Friedrichs I, ein Mann von unabhängiger Denkungsart, von ebenso großer Kraft und Beharrlichkeit, als Klugheit und Besonnenheit,

nahm

nahm ihn mit großer Entschlossenheit wieder auf. Und er war von den Päpsten so gefürchtet, daß sie nur dann erfolgreich ihm widerstehen zu können glaubten, wenn sie ihn möglichst aus ihrer Nähe entfernten. Nun hatte Friedrich schon bei seiner Krönung das Gelübde eines Kreuzzuges gethan; unaufhörlich ward er daher von den Päpsten zur Erfüllung desselben gedrängt, und als er aus guten und rechtschaffenen Gründen immer noch Aufschub suchte, schleuderte Papst Gregor IX, nachdem er in einer donnernden Predigt den Kaiser eine Schlange genannt, den Bannstrahl gegen ihn. Friedrich, entrüstet über diese Ungerechtigkeit, erklärte, daß es sich bald zeigen werde, ob den Päpsten das heilige Grab so sehr am Herzen liege, oder ob sie nur sein Verderben suchten. Und das Letztere zeigte sich nur zu sehr. Denn als nun Friedrich kurz darauf den Kreuzzug wirklich unternahm und auch durch eine sehr vortheilhafte Verhandlung mit den Saracenen glücklicher beendete, als seine Vorgänger, nahm der unversöhnliche Papst den Bann nicht allein nicht zurück, stellte nicht allein den geschlossenen Frieden als ein Gewebe von Falschheit und Tücke dar, sondern ließ auch ein Heer in die Erblande Friedrichs während seiner Abwesenheit einfallen. Nur der glückliche Fortschritt der Waffen des heimgekehrten Kaisers vermochte den Papst, eine gebotene Aussöhnung anzunehmen und Friedrich vom Banne loszusprechen. Aber nicht lange dauerte der Friede. Der Papst konnte es dem Kaiser nicht vergeben, daß er seine Macht in Italien immer mehr befestigte und Ansprüche auf ein Reich geltend machte,

wel-

welches der Papst für sich haben wollte; und da Friedrich nicht nachgab, sprach er zum zweiten Male den Bann über ihn aus. Friedrich führte vor der ganzen Christenheit Klage über das ihm geschehene Unrecht, und es entstand zwischen Kaiser und Papst ein Federkrieg. In diesem beschuldigte der Papst Friedrich unter anderm, er habe gesagt, die ganze Welt sei von drei Betrügern, Moses, Christus und Mohammed getäuscht worden, davon zwei in Ehren, der dritte aber am Holz hangend gestorben." Der Kaiser dagegen behauptete: „was der auf dem Stuhle der verkehrten Lehre sitzende und mit dem Oele der Schelmerei gesalbte Pharisäer vorbringe, seien abgeschmackte Verläumdungen; der Papst habe ihn mit dem aus dem Meere aufsteigenden Thiere der Offenbarung Johannis verglichen, welches voller Namen der Lästerung sei; der Papst selbst aber sei vielmehr jenes Thier, von welchem eben daselbst geschrieben stehe: Es ging ein anderes Pferd vom Meere aus, und der darauf saß nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander selbst tödteten." Es blieb aber nicht bloß bei diesem Federkriege; der Papst entsetzte den Kaiser, forderte alle Fürsten auf, sich gegen ihn zu verbünden; aber Friedrich war so glücklich in seinen kriegerischen Unternehmungen, daß er den Papst aufs äußerste in Rom bedrängte, als dieser plötzlich starb.

Sein Nachfolger Innocenz IV, früher Friedrichs Freund, als Papst aber sein Todfeind, erneuerte den von seinen Vorgänger begonnenen Kampf mit größerer Wuth, sprach aufs neue den Bann wider den Kaiser aus, entsetzte aufs neue ihn

ihn der kaiserlichen Würde, stiftete Aufruhr in allen Ländern des Kaisers, suchte den eignen Sohn Friedrichs zur Empörung gegen seinen Vater zu reizen, und ernannte einen neuen König fürs deutsche Reich; aber Friedrich blieb unerschüttert; er beklagte sich vor allen Fürsten Europas, „daß er nicht der erste sei, den der Mißbrauch der priesterlichen Gewalt in den Abgrund zu stürzen suche; er ermahnte sie, ihre leichtgläubige Einfalt nicht betrügen zu lassen durch den Ehrgeiz dieser Scheinheiligen, deren unersättliche Begierde wo möglich noch den ganzen Ocean verschlucken werde, und daß sie sich alle vereinigen sollten, alles Ueberflüssige ihnen zu nehmen, damit sie, zufrieden mit mäßigen Einkünften, Gott dieneten und dem Erlöser nachfolgten, dessen Diener sie zu sein vorgäben. Am Ende unterlag dieser entschlossene Fürst, nicht den Drohungen des wüthenden Papstes, wohl aber dem Kummer seiner Seele und den Schmerzen einer gefährlichen Krankheit den 13. Decbr. 1250.

Frohlockend über den Tod seines Feindes schrieb Innocenz den Sicilianern: „Himmel und Erde sollen sich erfreuen, daß nun das starke Donnerwetter, welches uns bisher so hoch geschadet, sich in einen sanften Wind verwandelt hat.“ Allein der Sieg schien nicht vollständig, so lange noch ein Sprößling der Hohenstaufen übrig war. Das ganze feindliche Haus sollte untergehen. Nur mit Mühe vermochte Friedrichs Sohn sich noch im Besitze seiner Erblande, des Königreichs beider Sicilien, auf welches die Päpste unaufhörlich Ansprüche erhoben, weil sie keinen Feind im Rücken haben wollten, zu erhalten. Als dieser aber gestor-

storben war, verschenkte der Papst dieses Reich ohne Weiteres an den Bruder des französischen Königs, Carl von Anjou. Aber die schändlichen Bedrückungen dieses Fremdlings erbitterten das Volk, und es wünschte voll Sehnsucht seinen rechtmäßigen Herrn, Friedrichs Enkel, den eben zum Jüngling erblüheten Conradin, herbei. Dieser, von dem Geiste seiner Väter beseelt, erschien auch bald mit einer Schaar Getreuer in dem väterlichen Reiche; Tausende eilten seinen Fahnen zu; es entspann sich ein furchtbarer Kampf, in welchem die Tapferkeit Conradins und seiner Ritter zwar zuerst siegte, dann aber der List des Kronräubers unterlag. Conradin war eben im Begriff, ein rettendes Schiff zu besteigen, als er, ergriffen und gefangen, den Händen seines Feindes überliefert wurde. Dieser urtheilte, daß er sterben müsse, und der Statthalter Christi heiligte durch seinen Ausspruch den empörenden Königsmord. Conradin bestieg das Blutgerüst, und mit dem Ausrufe: „Jesu Christe, soll dieser Kelch nicht an mir vorübergehen, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" endigte der letzte Sprößling des Heldengeschlechts der Hohenstaufen sein Leben, ein laut und ewig redender Zeuge gegen das nun blutdürstig gewordene Papstthum. Das unschuldig vergossene Blut schrie aber zu Gott um Rache. Das Volk, aufs Aeußerste gebracht durch die Bedrückungen und Grausamkeiten des blutbefleckten Herrschers und seiner Franzosen, verschwor sich gegen ihn. Am zweiten Osterfeiertage des Jahres 1282, als man in Palermo eben im Begriff war, in die Vesper zu gehen, erhebt sich plötzlich ein Tumult in den Stra-

 ßen.

ßen. Die Sicilianer, mit Dolchen bewaffnet, fallen über die Franzosen her; der Aufruhr verbreitet sich wie ein Gewitter über ganz Sicilien, und in kurzer Zeit lebt kein Franzose mehr im ganzen Reiche. Dieser Aufstand führt in der Geschichte den Namen der sicilianischen Vesper.

§. 6. Sinkende Macht der Päpste.

Daß alle menschlichen Anschläge eitel sind, beweisen tausend Erfahrungen, aber die Geschichte des Papstthums nicht minder. Die Päpste wähnten an das Ziel ihrer Wünsche gelangt zu sein und einer unumschränkten Herrschaft sich erfreuen zu dürfen, als der letzte Sprößling ihrer mächtigsten Feinde auf dem Blutgerüste gestorben war; aber, als ob das unschuldig vergossene Blut sie verfolgte, gerade von dieser Zeit an begann ihre Macht so zu sinken, daß sie seitdem nie wieder ihre vorige Größe erlangt hat. Den ersten Stoß erhielt die päpstliche Herrschaft in dem Kampfe des Papstes Bonifacius VIII, welcher im J. 1294 die päpstliche Regierung angetreten hatte, mit dem König von Frankreich, Philipp IV.

Dieser mächtige König war in einem blutigen Kriege mit dem Könige von England begriffen. Bonifacius versuchte den an sich schönen und durch die herrschenden Ansichten anerkannten päpstlichen Beruf, zwischen Völkern und Fürsten Frieden zu stiften, auch hier zu üben. Da aber der Papst in einem herrischen Tone sich vernehmen ließ, erklärte Philipp, sein Streit mit England sei keine Religionssache, dem Papste ziemten höchstens Ermahnungen, nicht Befehle. Endlich nahm

nahm er des Papstes Vermittlung nur mit der ausdrücklichen Erklärung an, daß er hier denselben bloß als Privatmann ansehe, verwarf jedoch die Bedingungen, die dieser gestellt hatte, weil sie ihm nicht günstig genug schienen. Schon dadurch war der Papst sehr gereizt, noch mehr aber wurde er es durch andere Eingriffe, die Philipp sich erlaubte. Da er zum Kriege viel Geld brauchte, hatte er, was bisher unerhört war, auch von den Geistlichen die gewöhnlichen bürgerlichen Abgaben gefordert. Kaum hatte das der Papst erfahren, als er einen Erlaß bekannt machte, worin der mit dem Banne bedrohet wurde, der ohne päpstliche Genehmigung den Geistlichen Abgaben und Leistungen auferlegte. Philipp indeß ließ sich durch diese Drohungen wenig schrecken, behauptete, die Priester seien so gut Glieder des Staats, wie die andern Bürger, und wenn sie Gaukler und Buhlerinnen unterhalten könnten, so müßten sie auch die Lasten des Staats tragen helfen; überdieß verbot er, Geld oder Kostbarkeiten in fremde Länder zu versenden, wodurch dem Papste alle seine Einkünfte aus Frankreich entgingen. Dieß empfand der Papst so schmerzlich, daß er nachgab und mit dem Könige sich auszusöhnen suchte. Da jedoch Philipp die Kirche zu beeinträchtigen fortfuhr, ward der Papst wieder anderen Sinnes. Er befahl seinem Gesandten in Frankreich, eine ernstere Sprache gegen den König zu führen, welche aber Philipp so übel nahm, daß er den anmaßenden Priester gefangen setzen ließ. Schwer gereizt erließ Bonafacius eine Reihe von Ermahnungsschreiben an den König, worin er ihm zu Gemü-

the führte, „daß er in allen geistlichen und weltlichen Dingen ihm unterworfen sei, und wer anders glaube, der sei ein Ketzer.“ Philipp antwortete noch derber, als der Papst geschrieben; er sagte: „deine Aberwitzigkeit wisse, daß wir in zeitlichen Dingen niemand unterworfen sind, wer anders glaubt, den halten wir für närrisch und unsinnig.“ Dazu ließ er die Schreiben des Papstes verbrennen, durch seinen Reichskanzler Nogaret in einer Reichsversammlung die schwersten Anklagen gegen den Papst erheben, und durch ihn den Antrag stellen, daß eine Kirchenversammlung berufen werde, um den unwürdigen Papst abzusetzen und einen neuen zu wählen. Alles dieses konnte er um so eher wagen, weil er das Volk auf alle Weise für sich zu gewinnen gewußt hatte. Der Papst aber, aufs Aeußerste gebracht, sprach nun den lange zurückgehaltenen Bann über den aufrührerischen König aus, und war schon im Begriff, auch seine Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden, als Nogaret mit einem im Stillen geworbenen Heere plötzlich in die Stadt Anagni, den damaligen Aufenthaltsort des Papstes, eindrang, um sich desselben zu bemächtigen. Allerdings setzte Bonifacius diesem Gewaltstreich eine würdevolle Standhaftigkeit entgegen. Als man ihn gefangen genommen hatte, sprach er: „Weil ich verrätherischer Weise, wie einst der Erlöser, in die Hände meiner Feinde geliefert worden bin, so will ich doch wenigstens als Papst sterben.“ Er ließ sich darauf seinen päpstlichen Schmuck anlegen, nahm das Kreuz in die Hand, setzte die Krone auf sein Haupt, verharrete in diesem Zustande drei Tage

ge lang und weigerte sich sogar Speise zu nehmen, weil er glaubte, man wolle ihn vergiften. Gerührt durch diese Standhaftigkeit, griffen die Einwohner von Anagni zu den Waffen, befreieten den Papst, führten ihn im Triumph nach Rom, aber noch in demselben Jahre starb Bonifacius aus Gram über die erlittenen Beleidigungen.

Es war dieß die erste vollständige Niederlage, welche das Papstthum seit seinem Emporsteigen erlitten hatte, und sie war so entscheidend, daß es ungeachtet aller Anstrengungen, welche Gewalt und List aufboten, nie wieder das vorige Ansehen erlangte. Gott hatte zu diesen stolzen Wellen bereits gesprochen: „Bis hierher sollt ihr kommen und nicht weiter!" und eine Menge von Umständen mußten sich vereinigen, Gottes Rathschluß in Erfüllung zu bringen; am meisten aber mußten die Päpste selbst an ihrem Verderben arbeiten, damit Gottes Gerechtigkeit auch hierin gepriesen werde.

Die Hauptursache des sinkenden Ansehens der Päpste war unbestritten die zunehmende **Mündigkeit der christlichen Völker.** Vergebens wären, wie schon bemerkt wurde, alle Anstrengungen der Päpste zur Erlangung jener Weltherrschaft, welche sie übten, gewesen, wenn sie nicht dem Bedürfnisse einer Zeit entsprochen hätte, welche nun einmal in ihrer geistlichen Unmündigkeit eine solche Bevormundung und Leitung nöthig hatte, wie sie die Päpste führten; vergebens mußten aber auch wieder alle Anstrengungen zur Behauptung ihrer Herrschaft werden, als jenes Bedürfniß immer mehr sich verringerte, wie es jetzt der Fall war.

Neben dieser innern Hauptursache wirkten

aber viele andere äußere Ursachen mit, den Fall der päpstlichen Herrschaft zu beschleunigen. Zu diesen ist aber zunächst zu rechnen die Verlegung der päpstlichen Residenz von Rom nach Avignon, welche gleich nach Bonifacius VIII. Tode eintrat, und mehr als funfzig Jahre dauerte (v. J. 1309 bis 1377). König Philipp von Frankreich nämlich, nachdem er einen so glänzenden Sieg über Bonifacius davon getragen hatte, wußte es leicht zu bewirken, daß nach dessen Tode solche Päpste gewählt wurden, welche nach seinem Willen handelten; und um sie in steter Abhängigkeit von sich zu erhalten, veranlaßte er sie, ihren Sitz in seinem Reiche, in der französischen Stadt Avignon, zu nehmen. Der Papst Clemens V. war der erste, der im Jahre 1309 hier seine Residenz aufschlug. Die Römer waren allerdings hiermit sehr unzufrieden, denn einmal sahen sie darin nur schimpfliche Zurücksetzung, und noch unlieber entbehrten sie das Geld, welches die glänzende päpstliche Hofhaltung ihnen zugeführt hatte. Vergebens stellten sie dem Papste vor, daß er doch da sein müsse, wo der heilige Petrus gelebt hätte, und wo seine Gebeine ruheten. Der Papst erwiderte, die römische Kirche sei jederzeit da, wo der Papst sich befinde. Wenn die Römer nun aber auch ihr Rom mit Jerusalem verglichen und Avignon mit Babylon, so hatten sie wenigstens in dem Letztern nicht Unrecht; denn in Avignon vereinigte sich die französische Ueppigkeit und Zügellosigkeit in dem Maße mit der schon vorhandenen Sittenlosigkeit der päpstlichen Umgebung, daß die Zeitgenossen das hier herrschende Verderben nicht

stark

stark genug zu schildern wissen. Und sowohl dieß, als auch die Abhängigkeit, in welcher die Päpste hier stets von den französischen Königen erhalten wurden, verringerte in bedeutendem Grade das Ansehen, das bisher dieselben genossen hatten.

Noch mehr aber litt dasselbe durch das sogenannte päpstliche Schisma (Doppelherrschaft), bei welchem fast ein halbes Jahrhundert hindurch kein allgemein anerkannter Papst zu finden war. Nachdem nämlich der Papst Gregor XI. i. J. 1377 unter dem Jubelrufe des Volkes endlich nach Rom zurückgekehrt, aber gleich darauf auch schon wieder gestorben war, forderten die Römer unter den wüthendsten Drohungen, daß ein italienischer Papst gewählt werde, welches auch geschah. Da indeß über den Stolz und die Herrschsucht dieses Papstes viele Klagen laut wurden, wählte bald darauf die französische Partei einen Franzosen, welcher sich dann wieder nach Avignon begab. So sah die Kirche nun mit Verwunderung zwei Päpste, welche beide den Stuhl Petri und die Statthalterschaft Christi für sich in Anspruch nahmen, beide zur Behauptung ihrer Ansprüche vor den Augen der Christenheit sich die gröbsten Schimpfreden sagten, und die gräulichsten Bannflüche auf einander schleuderten. Und noch ärger wurde das Uebel, als man später die beiden Päpste absetzte und einen neuen wählte, denn es wollte nun der neue sein Recht geltend machen, und die beiden andern nicht abdanken, und die Kirche hatte statt zweier nun gar drei Päpste. Das Papstthum war in der That hierdurch aufgelöset, denn da der Papst das eine sichtbare Oberhaupt der einen wahren Kirche

sein sollte, wie Christus ihr einiges unsichtbares Oberhaupt ist, so enthielt eine Mehrheit von Päpsten den Widerspruch in sich selbst. Und was konnte man noch auf das einst so gefürchtete Schreckmittel der Päpste, auf diese letzte Stütze ihrer Macht, den Bannfluch, geben, seitdem sie ihn gegen einander kehrten, und der eine den Segen des andern in Fluch verwandelte! Und wie mußte die Erbitterung gegen die Päpste steigen, da die christlichen Völker, welche schon von einem Papste genug Erpressungen zu dulden gehabt hatten, um seine unerhörte Prachtliebe und Verschwendungssucht zu befriedigen, nun zwiefach und dreifach bedrückt wurden, und um so mehr, als jeder Papst nur durch die ausgedehnteste Freigebigkeit seiner Partei sich versichern konnte! Es ist daher gewiß, daß nichts so sehr das Sinken der päpstlichen Macht befördert hat, als diese päpstliche Vielherrschaft; aber es hätte auch das ganze damalige Kirchengebäude, dessen Grundlage eben die päpstliche Herrschaft war, zusammenbrechen müssen, wenn dieser Zustand länger fortgedauert hätte. Daher suchte man ihn auf alle Weise zu enden, und nahm seine Zuflucht zu einem Mittel, welches doch auch wieder in nicht unbedeutendem Maße beitrug, das päpstliche Ansehen zu verringern.

Es war dieß die **Berufung allgemeiner Kirchenversammlungen**, von denen man, wer weiß, wie lange, nichts gehört hatte. Unter ihnen sind die berühmtesten, die zu **Costnitz** (1414) und zu **Basel** (1431). Hier wurde durch kraftvolle Männer der Grundsatz festgestellt, daß die Kirchenversammlung über dem Papste stehe, und

so

so weit auch siegreich geltend gemacht, daß die vorhandenen Päpste abgesetzt und wieder ein Papst zu allgemeiner Anerkennung gebracht wurde. Wiewohl nun diese Kirchenversammlungen das nicht bewirkten, was sie eigentlich bewirken wollten, nämlich eine durchgreifende Verbesserung des gesammten kirchlichen Wesens, so hatten sie sich doch über den Papst gestellt; die Welt hatte erkannt, daß der Papst nicht die höchste Macht in der Christenheit sei.

Was zuletzt noch das Sinken des päpstlichen Ansehens beförderte, war die Untüchtigkeit und Lasterhaftigkeit der einzelnen Päpste, welche um diese Zeit auf dem päpstlichen Stuhle saßen. Schon der Papst Johann XXIII. wurde siebenzig grober Verbrechen auf der Kirchenversammlung zu Costnitz beschuldigt, und so wenig war er sich etwas Guten bewußt, daß er die Flucht ergriff, um der Verantwortung zu entgehen. Ein Sixtus IV. (1471), Theilnehmer einer gräßlichen Verschwörung gegen ein italienisches Fürstenhaus, füllte seine Kassen durch die Erlaubniß, welche er zur Anlegung öffentlicher Häuser der Unzucht in Rom gab, und trieb dabei den antichristischen Wahnsinn so weit, daß er auf einer Inschrift sich Gott nennen ließ. Ein Innocenz VIII. ist als der Vater von funfzehn unehelichen Kindern bekannt. Ein Alexander VI., ein wahrer Teufel in Menschengestalt, entblödete sich nicht, einen unehelichen Sohn, dessen Hände noch mit Bruderblute befleckt waren, zum Cardinal zu weihen; es ereilte ihn aber die Rache Gottes, indem er aus Verwechselung das Gift trank, was er für drei Cardinäle

be-

bereitet hatte, deren Stellen er erledigt zu sehen wünschte. Von dem Papste Julius II., diesem blutdürstigen Krieger, diesem nimmer nüchternen Trunkenbolde, sagte aber Kaiser Maximilian: „Wenn der Herr Christus nicht besser für seine Kirche sorgt, als der betrunkene Julius in Rom, so wird's bald mit derselben aus sein."

Und dieser Kaiser hatte wohl Recht. Hätten die Päpste noch länger allein die Christenheit regiert, so würde alles christliche Leben bald verschwunden sein, denn an solchen Scheusalen, wie wir sie genannt, wurden die Züge „des Menschen der Sünde, des Kindes des Verderbens, des Widerwärtigen, der sich in den Tempel Gottes setzt als ein Gott, und gibt vor, er sei Gott" (2 Theß. 2, 3. 4.) immer mehr offenbar, und seine lügenhaftigen Kräfte, seine Verführung zur Ungerechtigkeit begannen schon die entsetzlichsten Wirkungen zu üben: aber Gott sei gelobet, der Herr Christus sorgete noch für seine Kirche und bereitete im Stillen ihre Rettung schon vor, gerade als alles verloren schien, damit er auch hier als der gepriesen werde, der da immer hilft, wenn die Noth am größten ist.

Dritter Abschnitt.

Die Kreuzzüge.

Die Kreuzzüge waren kriegerische Unternehmungen zur Befreiung des heiligen Grabes aus der Hand der

Un-

Ungläubigen, welche am Ende des elften Jahrhunderts begannen und dann fast zwei Jahrhunderte hindurch die ganze Christenheit in eine unglaubliche Aufregung versetzten. Rein nach dem Worte Gottes beurtheilt, können Unternehmungen solcher Art nie auf Billigung Anspruch machen. Denn eines Theils ist die Verehrung Christi niemals an einen Ort gebunden. Christus ist darum auferstanden und gen Himmel gefahren, daß wir nicht sagten von irgend einem Orte auf Erden: „Hier ist Christus, oder da ist er.“ Nicht ohne Theilnahme zwar werden wir der Orte gedenken, welche der Schauplatz des Lebens und des Sterbens des Erlösers waren, aber einen besondern Werth kann der Glaube auf ihren Besitz nie legen, es genüget ihm, daß er Christum im Geiste habe. Sodann hat Christus zum Petrus gesagt: „Stecke dein Schwert in die Scheide.“ Hat er darum nicht einmal in seinem Leben durch den Dienst irdischer Waffen aus der Hand seiner Feinde befreit werden wollen, wie viel weniger konnte es nach seinem Sinne sein, wenn Hunderttausende das Schwert ergriffen, um sein leeres Grab fremder Gewalt zu entreißen! Gleichwohl kann es uns weder befremden, daß dieser Gedanke in jener Zeit entstand, noch daß er einen so allgemeinen Anklang fand und eine so große Bewegung verursachte. Zunächst war der Aberglaube und namentlich die Reliquienverehrung aufs Höchste gestiegen, und nichts war unter diesen Umständen natürlicher, als daß man es für das höchste Glück hielt, das Land, welches nicht allein die reichste Fundgrube für die geschätztesten Reliquien, sondern auch die heiligste Reliquie

quie selbst war, eigenthümlich zu besitzen. Sodann war es nicht sowohl die inwendige Herrlichkeit des Reiches Christi, als vielmehr seine äußere Hoheit und Würde, sein äußerer Sieg und Triumph, wofür jene Zeit begeistert war, und als die höchste Schmach mußte es ihrem ritterlichen Geiste erscheinen, daß das Land, in welchem der angebetete König und Herr dieses Reiches gelebt und für alle geblutet hatte, in der Hand seiner erklärten Feinde sein und bleiben sollte. Es läßt sich hierbei nicht läugnen, daß diese Bereitwilligkeit, für das Reich Christi in den Kampf zu ziehen, diese Begeisterung, mit der Hunderttausende ihre Heimath, ihre Besitzthümer, Vater und Mutter, Weib und Kind verließen, um für die Ehre ihres himmlischen Königes ihr Blut zu vergießen, etwas Großartiges, Erhebendes und zugleich Beschämendes für uns hat, die wir uns so wenig bereit finden lassen, auch nur die geringsten Opfer für den zu bringen, der doch die höchsten Ansprüche auf unsere ganze Hingebung hat. Allein, ganz abgesehen davon, daß das ganze Unternehmen doch am Ende auf einem falschen Grunde ruhete, dürfen wir noch weniger verkennen, daß keineswegs alle Theilnehmer an den Kreuzzügen durch jene höhern Beweggründe geleitet wurden. Was Viele veranlaßte, sich an dieselben anzuschließen, war entweder der Hang zu Abentheuern, für welche sich ihnen ein weites Feld in jenen fernen Landen zu eröffnen schien, oder die Hoffnung, große Reichthümer und Besitzthümer dort zu erwerben; oder der Wunsch, aus einer augenblicklichen Noth und Bedrängniß herauszukommen, eines beschwerlichen

Scla-

Sclavenjoches, einer drückenden Schuld schnell und leicht los zu werden. Auch ist es nur zu wahr, daß von oben herab die Kreuzzüge oft nur begünstigt wurden aus Herrschsucht und Eigennutz, indem die Päpste sich oft dadurch von der Gegenwart ihrer gefährlichsten Gegner zu befreien, und die Kirchen durch die Beschlagnahme der Güter der nicht wiederkehrenden Kreuzfahrer sich zu bereichern suchten. Das Bedenklichste bei der ganzen Sache aber war, daß man die Theilnahme an diesen Kreuzzügen als ein Mittel betrachtete, seiner Sünden los zu werden und den Himmel zu verdienen; denn dadurch wurden die Herzen der Menschen immer mehr von dem einen abgeführt, in welchem nur Heil zu finden; dadurch wurde allen möglichen Lastern Vorschub gethan, indem man meinte, das Böse, was man verübt hatte, oder noch verüben werde, durch die Theilnahme an dem heiligen Kriege leicht wieder gut machen zu können. Wir werden diese Bemerkung leider nur zu sehr bestätigt finden, wenn wir den Verlauf dieser merkwürdigen Züge näher betrachten.

§. 1. Aeußere Veranlassung zu den Kreuzzügen.

Wallfahrten nach dem gelobten Lande waren in der Christenheit schon sehr früh Sitte. Besonders häufig aber wurden sie, seitdem Kaiser Constantin, und besonders seine fromme Mutter, Helena, die heiligen Orte, welche der Erlöser durch sein Leben und seinen Tod verherrlicht, auf mancherlei Weise, und vorzüglich durch Erbauung prächtiger Kirchen geschmückt hatte. Die Araber, welche seit dem siebenten Jahrhunderte in den Besitz

sitz des heiligen Landes gekommen waren, störten die Andachtsübungen der frommen Pilger nicht. Als aber im elften Jahrhunderte die seldschukischen Türken Herren von Syrien und Jerusalem geworden waren, drangen laute Wehklagen ins Abendland hinüber: Barbaren hätten die Heiligthümer inne, mißhandelten die Christen, beschimpften die geweiheten Oerter und duldeten die Andachten der gläubigen Pilger nicht mehr. Diese Klagen machten einen großen Eindruck auf die abendländischen Christen; in vieler Herzen entstand schon damals der lebhafte Wunsch, das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen. Aber, obgleich auch Papst Gregor VII. auf alle Weise in diesen Wunsch einging, kam das Unternehmen doch nicht eher, als in den letzten Jahren des elften Jahrhunderts, zu Stande.

Da nämlich erschien ein merkwürdiger Mann, Peter genannt, aus der Stadt Amiens, der ehedem im frommen Drange die Welt verlassen, das Einsiedlerleben gewählt und dann auch im Jahre 1093 eine Wallfahrt nach Palästina unternommen hatte. Eigene Erfahrung überzeugte ihn hier, welche Unbill die dortigen Christen, welche Beschimpfung die heiligen Orte von den Ungläubigen zu leiden hatten; und so groß war seine Entrüstung, daß er von nun an keinem andern Gedanken mehr lebte, als dem, das heilige Land von der Herrschaft dieser Barbaren zu befreien. Nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande begab er sich daher ungesäumt nach Rom zu dem damaligen Papste Urban II., überreichte ihm ein dringendes Bittschreiben von dem bedrängten Patriarchen zu Jerusa-

salem und unterstützte dasselbe durch eine lebendige Schilderung der Schrecknisse, deren Zeuge er selbst in dem heiligen Lande gewesen war. Dazu erzählte er ein Traumgesicht, das er gehabt: „Er habe sich einst in der Kirche des heiligen Grabes, von Beten und Wachen ermüdet, auf den Boden niedergelegt und sei eingeschlafen. Da sei Jesus mit den Worten vor ihn getreten: Petrus, stehe eilends auf und verrichte unverzagt, was dir aufgetragen ist! Ich werde dich schützen; denn es ist Zeit, daß das Heilige gereinigt und meinen Knechten Hilfe verschafft werde.“ Kaum hatte er geendet, so war des Papstes Entschluß gefaßt; die ganze Christenheit sollte aufgeboten werden, das heilige Grab zu befreien. Er ertheilte Peter seinen Segen, und sandte ihn durch Italien und Frankreich, den an ihn ergangenen Ruf des Heilandes von Stadt zu Stadt zu verkündigen, und so die Gemüther auf das vorzubereiten, was er selbst zu vollenden entschlossen war. Der Ruf von dem heiligen Pilgersmanne zog weit vor ihm her und überall, wo er erschien, ward er als ein Bote Gottes aufgenommen. Seine Persönlichkeit, sein Aufzug war ganz geeignet, ihm Eingang in die Herzen zu verschaffen. Seine Gestalt war zwar klein und unansehnlich, aber regsam war sein Geist, glühend seine Einbildungskraft, und sein tiefliegendes Auge flammte, wenn der Strom seiner Rede sich ergoß. Dabei war armselig sein Aufzug; in Lumpen gekleidet, einen Strick um die Lenden, barfuß, mit entblößtem Scheitel, und ein Crucifix in der Hand, stellte er die Schmach Christi gleichsam lebendig dar; und als er nun auf den

Gas-

Gassen und Märkten der Städte, an den Kreuzwegen und auf den Heerstraßen, in Kirchen und Kapellen der staunenden Menge in den glühendsten Farben unter Thränen und Seufzern, unter Händeringen und Geißelhieben, welche er gegen seine eigne Brust führte, die schmachvolle Entweihung der heiligen Oerter, die Bedrängnisse der Pilger, den Uebermuth der Barbaren im heiligen Lande schilderte, und endlich gar einen vorgeblich vom Himmel gefallenen Brief vorwies, in welchem geschrieben stand, daß die ganze Christenheit bewaffnet aufstehen, Jerusalem erobern und auf immer in dessen Besitze bleiben werde: so fand er eine so schwärmerische Verehrung, daß man sogar seinem Esel die Haare ausrupfte und sie als unschätzbare Reliquien bewahrte; die Begeisterung, die er hervorrief, war so groß, daß keiner mehr von dem heiligen Kampfe zurückbleiben wollte, daß Greise ihre verrosteten Waffen wieder hervorsuchten, und Kinder sich übten, die Lanze zu tragen.

Mit Wohlgefallen sah der Papst diese schwärmerische Bewegung; er säumte nicht, des günstigen Augenblicks wahrzunehmen; im November des Jahres 1095 berief er eine Kirchenversammlung nach Clermont im südlichen Frankreich. Eine weite Ebene war hier mit Bischöfen, Fürsten, Rittern, Herren und einer unzählbaren Menge Volks bedeckt; von einem erhöhten Sitze herab redete der Papst hier zu allen; mit glühender Beredsamkeit schilderte er ihnen, wie Peter, die Entweihung der heiligen Oerter, die Bedrückungen der Gläubigen; er stellte ihnen vor, wie viel rühmlicher es sei, die Waffen gegen die Ungläubigen zu dem

Schutze

Schutze der bedrängten Brüder zu ergreifen, als unter einander sich zu bekriegen und zu zerfleischen; er verhieß den Streitern des Herrn die Fürsorge der Kirche für ihre Hinterlassenschaften, den Schutz des Höchsten auf ihrem Wege, die Vergebung der Sünden, Gnade bei Gott und ewigen Lohn im Himmel. Und kein Auge blieb trocken und kein Herz unbewegt, ein tausendstimmiger Ruf durchdrang die Luft: „Gott will es! Gott will es!" Dankend hob der Papst seine Blicke zum Himmel empor, winkte dann Ruhe mit der Hand und sprach: „Wohlan, meine Brüder, das Wort, das Gott euch eingegeben, sei euer Feldgeschrei im heiligen Kriege; und wie der Heiland gesprochen, daß der sein wahrer Jünger sei, welcher das Kreuz auf sich nehme und ihm nachfolge; so bezeichne sich Jeder, der an diesem Kriege Theil nehmen will, mit dem Zeichen des Kreuzes." Da trat aus der Menge hervor der Bischof **Ademar von Puy**, ein hochverehrter Mann, erbat knieend die Erlaubniß, dem heiligen Zuge sich anzuschließen, und Tausende folgten seinem Beispiele. Sie alle hefteten, wie der Papst verlangte, zum Zeichen der gemeinsamen Unternehmung ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter, und dieses Kreuz ist es, was den Kreuzzügen ihren Namen gegeben hat. Nach allen Richtungen hin verbreiteten diese Kreuzbezeichneten die Begeisterung für den heiligen Zug, welche sie selbst erfüllte, und der Papst selbst reisete nach aufgehobener Kirchenversammlung noch in ganz Frankreich umher, um dieselbe noch mehr zu entflammen. Ueberall wollte man Zeichen am Himmel sehen, welche den Willen Gottes unwidersprechlich

verkündeten. Ein feuriger Weg, sagte man, gehe durch die dunkle Bläue nach Morgen hin; dieser wollte ein Schwert am Himmel, jener ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Ritter fechtend und den mit dem Kreuze geschmückten siegend erblickt haben; ja es ging die Sage, Karl der Große sei von den Todten auferstanden und werde die heiligen Streiter selbst anführen. So waren denn die Gemüther genugsam vorbereitet zu diesen merkwürdigen Zügen, welche fast zwei Jahrhunderte hindurch die ganze Christenheit bewegten, und nichts stand mehr ihrem endlichen Beginnen im Wege.

§. 2. Vorderzüge.

Der erste Kreuzzug sollte im August des Jahres 1096 nach vollbrachter Ernte beginnen; allein das dünkte Vielen unter dem schwärmerisch aufgeregten Volke noch zu lange. **Peter von Amiens** erschien bereits im Frühlinge dieses Jahres mit einem Heere, welches größten Theils freilich nur aus Leibeigenen und anderm rohen Gesindel bestand, und dem es an allem fehlte, was zu einem so weiten und schwierigen Kriegszuge erforderlich war. Er hatte schon große Mühe, nur bis an die Grenze von Ungarn zu kommen; hier aber erweckte die Zügellosigkeit seiner Schaaren den Argwohn und die Erbitterung der Einwohner; er gerieth mit ihnen in Kampf, in welchem er zuerst zwar siegte, hernach aber die bedeutendsten Verluste erlitt. Mit ihm zugleich war ein anderer Haufe unter der Anführung des französischen Ritters, **Walther von Habenichts** (wegen seiner Dürftigkeit so genannt), ausgezogen, der bereits ähnliche Unfälle

fälle auf der Reise erlitten hatte; mit diesem vereinigte er sich an den Grenzen des griechischen Reiches, und bat den Kaiser desselben, Alexius, um Lebensmittel und Unterstützung für das Heer. Beides wurde ihnen gewährt und auf ihr dringendes Bitten auch Schiffe, um nach Asien überzusetzen, obgleich der Kaiser ihnen gerathen, die Ankunft der andern Kreuzfahrer abzuwarten. Ihr Schicksal konnte nicht zweifelhaft sein. Diese abgehungerten und abgematteten Menschen fielen bei ihren Plünderungen haufenweise den Türken in die Hände und von den 40000 Mann, welche übergesetzt waren, blieben nicht mehr, als 3000 Mann übrig, welche mit Peter im kläglichsten Zustande nach Constantinopel zurückkehrten. Außer diesen beiden so schmählich verunglückten Haufen zogen noch mehrere andere, minder große, dem Morgenlande zu, wo möglich aber in noch größerer Unordnung und thörichterem Aberglauben. Einer dieser Züge soll sich durch eine Gans und eine Ziege haben leiten lassen; alle ergaben sich den größten Zügellosigkeiten, und insbesondere waren die armen Juden ein Gegenstand ihrer blutigen Rache. Sie hatten zuletzt aber dasselbe Schicksal, wie ihre Vorgänger, und ehe die eigentlichen Kreuzzüge begannen, hatten schon mehr denn 100000 Menschen das Leben verloren, ohne das gelobte Land auch nur zu sehen.

§. 3. Erster Kreuzzug.

Im August des Jahres 1096 brach endlich das eigentliche Kreuzheer zum Zuge nach dem Morgenlande auf. Weislich hatte man beschlossen, auf verschiedenen Wegen zu reisen, damit die Ge-

fahr des einen Heeres nicht auch das andere mit verderbe. Das Hauptheer stand unter den Befehlen des Herzogs von Niederlothringen, Gottfried von Bouillon. Er war die Seele des ganzen Unternehmens, ein seltner Mann, von schöner Leibesbildung, von feinen Sitten, von großer Beredsamkeit und Klugheit, von ungeheuchelter Frömmigkeit, im gewöhnlichen Leben so sanft, daß er, wie seine Zeitgenossen sagen, eher einem Mönche als einem Soldaten glich, im Kampfe aber furchtbar, wie ein Löwe.

Indem er strenge Mannszucht hielt, und einen ungehinderten Durchzug durch die verschiedenen Länder durch Güte sich zu verschaffen wußte, brachte er das Heer glücklich bis zum griechischen Kaiserreiche. Die Besorgnisse des griechischen Kaisers vor eigner Gefahr, mit welcher er sich von einem so großen Heere bedrohet glaubte, bereiteten den Kreuzfahrern hier mancherlei Hemmungen; allein im Frühlinge 1097 langte das nunmehr vereinigte Kreuzheer doch endlich in Kleinasien an, und bei der Stadt Chalcedon wurde Heerschau über eine Menge, welche mit Inbegriff des dem Heere folgenden Trosses von Knechten, Weibern und Kindern an 600000 Menschen betrug, gehalten, und es begann nun ein geordneter Krieg gegen die Feinde des heiligen Landes. Bei dem Kreuzheere war eine seltsame Mischung von scheinbar heißer Andacht und wilder Zügellosigkeit, von hohem Vertrauen auf unmittelbare göttliche Hilfe und schneller Verzagtheit zu bemerken; und die Habsucht und Uneinigkeit der einzelnen Anführer, wie die Anmaßung der Geistlichen, welche in alles

sich

sich mischten, und überall entscheiden wollten, schienen einem glücklichen Erfolge unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen. Gleich im Anfange des Krieges folgte ein Unfall dem andern; der türkischen Tapferkeit mußte jeder Strich Landes mit Strömen von Blut abgerungen werden; eine schon verlorne Schlacht gewann zwar durch die schnelle Dazwischenkunft des tapfern Gottfrieds von Bouillon noch einen glücklichen Ausgang, aber es war ein theuer erkaufter Sieg, und der, welcher ihn herbeigeführt, der Trost und die Hoffnung des Kreuzheeres, gerieth bald darauf in eine augenscheinliche Lebensgefahr. Gelockt durch die Anmuth einer schattigen Waldung, vergnügten sich nämlich einst die Heerführer der in einem freundlichen Thale gelagerten Truppen mit der Jagd. Da gewahrt Gottfried, von den Uebrigen getrennt, einen armen, von einem grimmigen Bären verfolgten Pilger. Nur die Bedrängniß des christlichen Bruders erwägend und der eignen Gefahr vergessend, eilt er zur Hilfe herbei und stürzt auf das wüthende Thier mit heftigem Geschrei. Dieses läßt seine Beute zwar fahren, wendet sich aber mit desto schrecklicherem Gebrülle gegen den neuen Feind. Der unerschrockene Ritter führt einen mächtigen Streich gegen die Bestie; unglücklicher Weise aber fehlt er; und der Bär springt zu und reißt den kühnen Helden vom Pferde. Zwar erhebt sich der tapfere Mann augenblicklich wieder, aber indem er sein Schwert, das ihm beim Sturze zwischen die Beine gerathen war, von neuem zieht, verwundet er sich stark im Schenkel. Dessenungeachtet gelingt es ihm, den Stahl in den Rachen des Ungeheuers zu stoßen; aber dieses, noch

nicht

nicht tödtlich getroffen, setzt den Angriff nur um so wüthender fort, während der Held, vom Blute triefend, immer mehr ermattet, und in jedem Augenblicke zerfleischt zu werden fürchten muß. Da sendet der Herr endlich Hilfe. Auf den Ruf des geretteten Pilgers sprengt einer von des Herzogs Gefährten herbei und versetzt dem mörderischen Thiere den Todesstreich. Aber jetzt erst fühlt der Errettete das Uebermaß seiner Schwäche. Seine Tritte wanken, sein Angesicht erbleicht, sein Lebenslicht scheint zu erlöschen. Auf einer Tragbahre bringt man den Helden, der sein Leben für den geringsten seiner Brüder zu opfern bereit gewesen war, ins Lager zurück; tiefe Rührung ergreift alle, und nicht eher werden die lauten Klagen gestillt, bis sie den edelsten der Heerführer außer aller Gefahr sehen.

Gottfried war aber nur genesen, um neue und vorher noch nicht erlebte Drangsale zu sehen. Bei der Belagerung von Antiochien vereinigte sich alles menschliche Elend, eine Hungersnoth, welche die Menschen Leder, Baumrinde und noch niedrigere Dinge zu verschlingen zwang, Krankheiten und Seuchen, welche Tausende dahinrafften und besonders die Furcht vor einem herannahenden feindlichen Heere von 200000 Bewaffneten, welche die Gemüther in solche Verzweiflung brachte, daß viele, und unter ihnen auch der Urheber der ganzen Unternehmung, Peter von Amiens, das Lager verließen und die Flucht ergriffen; der Letztere freilich vergeblich, denn man ertappte ihn und führte ihn mit Schmach bedeckt ins Lager zurück. Man fing indessen an zu fühlen, daß die im Heere

re

re überhand nehmenden Sünden die Hauptursache alles bisherigen Mißgeschicks seien; man ordnete allgemeine Bußübungen an, und bald darauf wurde die Stadt genommen. Da aber unterdeß das gefürchtete feindliche Heer herangekommen war, erneuerte sich innerhalb der Stadt das vorige Elend in dem Maße, daß jede Ordnung unter den Kreuzfahrern aufgelöset wurde, daß die einen schaarenweis zu den Türken übergingen und ihren Glauben abschworen, wegen der Gotteslästerungen der andern aber die Geistlichkeit den Gottesdienst mehrere Tage aussetzte. Nur eine außerordentliche Hilfe schien hier retten zu können. Diese kam auch, und zwar auf eine Weise, wie sie dem Aberglauben der damaligen Zeit entsprach. Ein Priester, Namens Stephan, erzählte den Niedergeschlagenen, Christus sei ihm erschienen mit einem über seinem Haupte glänzenden Kreuze, nebst der heiligen Jungfrau und dem Apostel Petrus. Sogleich habe er sich dem Erlöser zu Füßen geworfen und mit Thränen ihn um Erbarmen für sein Volk angerufen. Dieser habe ihm geantwortet, er habe ihnen bisher treue Hilfe geleistet, sie aber hätten sich schwer gegen ihn versündigt, besonders durch ihre Ausschweifungen, daher werde er ihrer nicht mehr schonen. Darauf haben Maria und Petrus zu ihm geflehet, er wolle doch das heilige Land wegen der Schuld weniger Christen nicht länger von den Ungläubigen verunreinigen lassen, und versöhnt durch ihre Fürbitte, habe der Herr ihm (dem Priester) aufgetragen, den Kreuzfahrern zu sagen, sie sollten sich bessern, dann werde er sich wieder zu ihnen wenden und innerhalb fünf

Ta-

Tagen ihnen den nöthigen Beistand leisten. Alle Kreuzfahrer munterten nun einander auf, ihre Sünden zu bekennen, und eilten mit Asche auf dem Kopfe und mit bloßen Füßen in die Kirchen, die göttliche Hilfe anzurufen. Schon dadurch wurde der Muth der Bedrängten aufs neue belebt, noch mehr aber durch ein anderes Wunder, welches sich bald darauf ereignete. Ein anderer Geistlicher nämlich, Namens Petrus Bartholomäus, erzählte, der Apostel Andreas sei ihm mehrere Male erschienen, habe ihm angezeigt, daß in der Kirche seines Bruders, des Apostels Petrus, die Lanze verborgen liege, mit welcher des Heilandes Seite einst durchstochen sei und habe ihm befohlen, dieß den Fürsten anzuzeigen, weil diese Lanze ihnen unfehlbar den Sieg verschaffen werde. Es wurden sogleich Nachgrabungen veranstaltet und das Kleinod wirklich entdeckt. Außerordentlich war die Wirkung, welche dieser glückliche Fund bei der abergläubischen Menge hervorbrachte. Ueberall ertönten Loblieder; man fastete, beichtete, genoß das Abendmahl und rüstete sich innerlich und äußerlich zum entscheidenden Kampfe. Obwohl sich nicht mehr als dreihundert taugliche Pferde in der Stadt befanden, so daß Herzog Gottfried selbst sich eins leihen mußte, und die geringern Pilger von Hunger abgezehrt und halb nackt waren: ward doch ein Ausfall gewagt. Als der feindliche Anführer vernahm, daß die Christen ausrückten, blieb er ruhig beim Schachspiel sitzen und spottete der Bethörten, von denen keiner seinem Schwerte entgehen solle. Aber noch ehe der Tag endete, war der Uebermüthige auf eiliger

Flucht

Flucht begriffen, und sein Heer zerstreut oder erschlagen. So richtete Gott die Sichern und Hoffärtigen, so half er denen, die zu ihm riefen und auf ihn hofften, wenn auch in schwachem, mannichfaltig getrübtem Glauben. Aber noch immer war Jerusalem nicht erobert. Und heftige Zwistigkeiten, die unter den Heerführern ausbrachen, und die nur des Volkes lautes Murren einigermaßen zügeln konnte, hemmten zuerst jede weitere Unternehmung. Endlich, am sechsten Juni 1099, kam das ungeduldige Kreuzheer auf eine Anhöhe bei Emmaus, von der man die heilige Stadt, das Ziel so vieler Wünsche und Gebete, so vieler Hoffnungen und Anstrengungen, überschauen konnte. Freudenthränen entstürzten bei diesem Anblicke den Augen der abgezehrten Krieger; sie fielen alle nieder auf ihre Kniee vor dem, der sie so weit gebracht; laute Lobgesänge erschollen; vergessen waren alle Leiden. Aber der neu belebte Muth des Heeres sollte noch auf eine harte Probe gestellt werden. Die Stadt war durch Natur und Kunst unglaublich befestigt, und von einer zahlreichen und tapfern Besatzung vertheidigt; den Belagerern fehlte es an allen tauglichen Belagerungswerkzeugen, und die Zahl des unermeßlichen Heeres war bis auf 60000 Mann zusammengeschmolzen. Dazu stellte sich bei der ungeheuren Hitze, welche eingetreten war, der empfindlichste Wassermangel ein, weil die Feinde alle Brunnen verstopft hatten, während der Hunger schon lange den höchsten Grad erreicht hatte. Dessenungeachtet wagte man im abergläubischen Vertrauen auf eine vorgebliche Verheißung einen

Sturm, der aber zurückgeschlagen wurde. Erst, nachdem eine Flotte Lebensmittel gebracht hatte und die nöthigen Belagerungswerkzeuge hergestellt waren, konnte man an eine neue Unternehmung denken. Himmlische Gesichte verkündeten, daß man in neun Tagen Jerusalem einnehmen würde, wenn alle Kreuzfahrer ihr Leben besserten, zum Zeichen der Buße mit bloßen Füßen um die Stadt herumgingen, und nicht abließen mit Fasten und Beten die Hilfe Gottes zu suchen. Und als man dieß willig gethan, ward ein neuer Sturm gewagt. Schon drohete auch dieser Angriff an der Tapferkeit der Belagerten zu scheitern, als man eine Rittergestalt mit einem glänzenden Schilde vom Oelberge her zu sehen glaubte, und mit frischer Kraft greift man die Mauern an. Herzog Gottfried ist einer der ersten auf den Zinnen derselben; ihm folgen Ritter und Fußknechte. Diese öffnen die Thore der Stadt, und mit dem Geschrei: „Gott hilf! Gott will es!" stürzen die andern nach. Ein furchtbares Blutbad begann; von Gasse zu Gasse wälzt sich das Morden; in einem mohammedanischen Gotteshause, wo Tausende Sicherheit gesucht, metzelte man, bis das Blut die Treppe hinabrieselte, bis der Dunst der Leichname die Sieger betäubte und forttrieb. Weder der Greise, noch der Weiber und Kinder ward geschont, und von den siebenzig Tausend Einwohnern, die Jerusalem zählte, blieben kaum so viele übrig, als nöthig waren, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Nur Herzog Gottfried hatte nicht Theil genommen an der blutdürstigen Raserei. Er verläßt alsbald das Mordgetümmel und geht, wohin

hin das Herz ihn ruft. In Begleitung dreier seiner Diener betritt er barfuß, ohne Helm und Panzerhemd, das heilige Grab. Hier knieet er nieder, und unter Thränen entströmt seinem frommen Herzen ein Lob- und Dankgebet zu dem, der den Sieg gegeben. Am dritten Tage folgten seinem Beispiele auch die übrigen Kreuzfahrer; eine allgemeine Wallfahrt zum heiligen Grabe wird angeordnet, von lauten Lobliedern hallt der geweihete Ort wieder; ob aber nach solchem Blutvergießen sie dem gefallen, dessen letzte Fürbitte seinen Feinden und Mördern galt, steht dahin. Nur dem Aberglauben ist diese trübe Mischung von Frömmigkeit und Grausamkeit eigen. Noch ein Werk war zu vollbringen übrig, die Wahl eines Königs, denn ohne einen Oberherrn schien das neu gegründete Reich nicht bestehen zu können. Einstimmig ward Herzog Gottfried die hohe Würde übertragen. Demuthsvoll aber weigerte er sich, mit der Königskrone seine Stirn da zu schmücken, wo der Heiland der Welt die Dornenkrone getragen. Er wollte bloß Beschützer des heiligen Grabes heißen. Bald endete er seine irdische Laufbahn; seine sterbliche Hülle ward in der Kirche des heiligen Grabes beigesetzt; sein Andenken ist mit unverwelklichem Ruhme umgeben.

§. 4. Der heilige Bernhard. (Geb. 1091, gest. 1153.)

Um den Besitz des heiligen Grabes ganz sicher zu stellen, ließ man es sich sehr angelegen sein, die Grenzen des neugegründeten Königreichs zu erweitern. Diese Bemühungen waren auch Anfangs mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt, und

un-

unter Balduin II., dem zweiten Nachfolger Gottfrieds, stand das Reich in höchster Blüthe da. Aber auf die Dauer sollte ein weltliches Reich da nicht gedeihen, wo der Sohn Gottes in tiefster Erniedrigung nur ein himmlisches Reich gegründet hatte. Kaum waren funfzig Jahre seit Jerusalems Eroberung verflossen, als die Feinde schon wieder so mächtig geworden waren, daß ein neuer Hilferuf im Abendlande erscholl. Er veranlaßte den zweiten Kreuzzug.

Wie von einem Manne hauptsächlich die Anregung zum ersten Kreuzzuge ausging, jenem Peter von Amiens, so wurde die Seele dieser neuen Unternehmung auch wieder ein Mann, aber ein viel würdigerer und bewährterer, als jener, der heilige Bernhard. Es steht dieser Mann so groß und so einzig in seiner Zeit da, daß wir seinem ganzen Leben eine ausführliche Betrachtung widmen müssen. Es geschieht am schicklichsten gleich hier, wo uns sein gefeierter Name zum ersten Male begegnet. Wir werden freilich die Erzählung der Kreuzzüge auf kurze Zeit unterbrechen, auch manches von dem vorwegnehmen müssen, was erst später ausführlicher berichtet werden kann, aber der Leser wird sich dieß gern gefallen lassen, um dieß merkwürdige Leben in seinen mannigfaltigen Verzweigungen auf einmal zu überschauen.

1. Bernhards Anfänge.

Bernhard, geboren zu Fontaines in Burgund, stammte aus einem alten adligen Geschlechte. Sein Vater, ein edler Ritter, brachte den größten Theil seines Lebens unter den Waffen zu. Sei-

Seine Mutter, Aleth, eine Frau von stiller, sanfter Gemüthsart, verlebte ihre Tage in fast klösterlicher Zurückgezogenheit, und unter häufigen Andachtsübungen. Schon bei der Geburt des Sohnes hatte sie die Verheißung empfangen, daß er ein eifriger und standhafter Streiter für die Kirche werden würde. Sie bestimmte ihn daher von Anfang an zum geistlichen Stande, und sie wußte seinem empfänglichen Gemüthe einen solchen Ernst, eine solche Liebe zum heiligen Leben einzuflößen, daß ihn auch nach ihrem Tode keine Ueberredungen der leichtfertigen Altersgenossen von der ihm gegebenen Bestimmung abwendig machen konnten. Im Gegentheil wußte der drei und zwanzigjährige Jüngling durch das Feuer seiner Begeisterung eine große Anzahl älterer und jüngerer Männer zur Entsagung von Gut, Ehre und Familie zu bewegen; und als einer seiner ältern Brüder seinem Andringen widerstand, sprach er zu ihm in der ihm eignen Zuversicht: „Ich weiß, nur Leiden werden dich zur Besinnung bringen, und es wird bald die Zeit kommen, daß eine Lanze, in diese deine Seite gestoßen, dein Herz dem Rathe des Heils, den du jetzt verschmähest, öffnen wird.“ Wirklich wurde dieser Bruder bald nachher in einem Kriege durch eine Lanze verwundet, gefangen genommen, und als er die Freiheit wieder erhielt, war er entschlossen, mit seinen Brüdern dem heiligen Leben sich zu weihen.

Sie begaben sich alle ins Kloster; **Bernhard** aber wählte zu seinem Aufenthalte das Kloster Cistertium, welches in einer wilden Einöde gelegen war und wegen seiner Armuth und strengen Zucht

nur wenige Mitglieder zählte. Während er hier, wie es die Regel des Klosters erforderte, der beschwerlichsten Feldarbeit oblag, erhob sich sein Geist frei zu Gott, und er äußerte später oft, was er in der Erklärung der h. Schrift, in der Erkenntniß göttlicher Dinge vermöge, habe er besonders in den Wäldern und auf den Feldern durch innere Betrachtung und Gebet erlangt, und keine andern Lehrer gehabt, als die Buchen und Eichen. Der heilige Sinn, der sich in seinem ganzen Benehmen kund gab, die außerordentliche Strenge gegen seinen Leib, welche ihn bald einem Todtengerippe ähnlicher, als einem Lebendigen machte, — eine Verirrung, welche er freilich später selbst beklagte — erwarben ihm eine solche Verehrung, einen solchen Ruf, daß das Kloster bald die Menge der von allen Seiten Herzuströmenden nicht fassen konnte. Es mußten daher mehre neue Klöster angelegt werden; das berühmteste von diesen wurde das zu Claravallis oder Clairvaux, und zwar allein durch Bernhards Einfluß, der zum Abte desselben bestellt war. Ein Zeitgenosse sagt von diesem Kloster: „Es war ein öder Platz zwischen finstern Wäldern, von Bergen eingeschlossen; wer von den Bergen herabkam, fand in jenem Thale voller Menschen, wo keiner müßig sein durfte, jeder arbeitete und mit dem ihm übertragenen Werke beschäftigt war, mitten am Tage die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeitenden und die Lobgesänge auf die Gottheit. Diese Stille erregte nun solche Ehrfurcht bei den Vorübergehenden, daß sie sich scheuten,

von

von andern, als von heiligen Dingen hier zu reden."

Bernhard aber sollte seine Wirksamkeit nicht auf die engen Zellen eines einsamen Klosters beschränken. Sein ausgebreiteter Ruf zog eine Menge von Menschen heran, welche seinen Rath, seinen Zuspruch, seinen Schutz begehrten; und schon jetzt sehen wir ihn in Verbindung mit den Angesehnsten geistlichen und weltlichen Standes in und außer Frankreich; wir hören ihn für Unterdrückte seine Stimme kräftig erheben, die Gewaltthaten übermüthiger Großen mit Ernst und ohne Furcht strafen, und gegen die in der Kirche herrschenden Mißbräuche mit Entschiedenheit eifern. Sehr bald aber kam es dahin, daß er der erste Mann seiner Zeit wurde, indem er den bedeutendsten Einfluß auch auf die Regierer der Völker, auf Päpste und Könige gewann, und nicht leicht etwas Wichtiges in jenen Tagen ohne ihn entschieden wurde. Nicht aber gewann Bernhard diesen weitreichenden Einfluß durch einen hochstrebenden Ehrgeiz oder woh gar durch unredliche Kunstgriffe; es war vielmehr die Uebermacht seines feurigen Geistes, das Ansehen seiner ungeheuchelten Frömmigkeit. Die Einfalt und Geradheit seines Sinnes, welche andere niemals täuschte und ihn selbst immer das Richtige sicher erkennen ließ, die wunderbare Zuversicht seines Glaubens, die Unerschrockenheit, welche kein Ansehen der Person achtete, die Beharrlichkeit, mit der er seinen Zweck verfolgte, ein prophetischer Blick, den ein wundersüchtiges Zeitalter ganz besonders anstaunte, vor allem der Zusammenhang, in dem er mit der Kirche, ungeachtet aller Wi-

dersprüche im Einzelnen, doch immer blieb, und ein Zusammenfluß von günstigen Umständen, wie wenige Sterbliche sich dessen rühmen können, — das war es, was Bernhard eine so große Anerkennung und einen so mächtigen Einfluß auf seine Zeit verschaffte.

2. Bernhard und Innocenz II.

Nach dem Tode des Papstes Honorius II waren von zwei verschiedenen Parteien zwei Päpste gewählt worden, Anaclet und Innocenz II. Die Kirche war durch diese doppelte Wahl in zerrüttende Streitigkeiten gerathen. Hier war es, wo Bernhards Einfluß auf seine Zeit zuerst in hervorstechender Weise sich offenbarte. Er gab der Kirche den Frieden wieder, indem sein Ansehen, seine unermüdliche Thätigkeit der gerechten Sache den Sieg verschaffte. Anaclet hatte die päpstliche Würde durch ränkevollen Ehrgeiz gesucht und erhalten; Innocenz aber, als rechtschaffenem Manne, war sie ohne sein Zuthun angetragen, und nur um des gemeinen Wohls willen hatte er sie angenommen. Für ihn entschied sich Bernhard ohne Bedenken; ihm erhielt er die angefochtene päpstliche Krone, ohne jedoch die mancherlei Beschwerden, welche er über das in der ganzen Kirche, und besonders am päpstlichen Hofe herrschende Verderben zu führen hatte, ihm je zu verschweigen. Bei den weitläufigen Verhandlungen, denen Bernhard in dieser Angelegenheit sich zu unterziehen hatte, ereignete sich manches Merkwürdige. Als Innocenz von dem Gegenpapste sich hart bedrängt sah, suchte er zuerst Schutz bei dem

dem Könige von Frankreich, Ludwig VI. Bernhard bewirkte es, daß nicht allein dieser und die ganze französische Geistlichkeit sich für Innocenz erklärte, sondern er gewann diesem auch die entschiedene Anerkennung d·s bis jetzt noch unschlüssig gewesenen Königs von England. Auf der Kirchenversammlung zu Rheims, welche Innocenz bald darauf hielt, sprach Bernhard sehr freimüthig über die Gebrechen der Kirche, insonderheit die Sittenlosigkeit des geistlichen Standes. Hier ward auch König Ludwigs zweiter Sohn von dem Papste zu dessen Nachfolger geweiht und gekrönt, denn sein ältester Sohn war eben gestorben und zwar unter sehr merkwürdigen Umständen. Als nämlich der König früher sich einer Ungerechtigkeit gegen die Kirche schuldig gemacht und Bernhard vergebens ihn davon abzumahnen gesucht, hatte dieser mit der Drohung geschlossen: „Diese Hartnäckigkeit wird durch den Tod deines erstgebornen Sohnes bestraft werden, und du wirst durch denselben genöthigt werden, die Kirche, die du jetzt unterdrückst, zu bitten, daß sie deinen zweiten Sohn an dessen Stelle setzen möge.“ Und das war's, was jetzt geschah. Während dieser Vorgänge in Frankreich war Italien noch immer der Schauplatz vieler Unruhen, welche auch hier durch die doppelte Papstwahl entstanden waren. Bernhard begab sich auch dahin, und außerordentlich war die Wirkung, welche sein Erscheinen hier, namentlich in Mailand, hervorbrachte. Die Leute drängten sich von allen Seiten herzu, um von seinen Kleidern ein Stück zu erhaschen, das sie als wunderthätige Reliquie aufbewahrten; alle Arten des Kirchenschmucks von

Gold und Silber wurden, als dem Abte verächtlich, in Schränke geschlossen; Männer und Weiber kleideten sich in härenes Gewand; die schuldlos Gefangenen befreite man; dem erst verworfenen Papste und Kaiser gelobte man Treue; und alle beschworen den verehrten Mann, ihr Erzbischof zu werden; er aber verschmähte voll Selbstverläugnung die Ehre eines so hohen Amtes.

Neue Unruhen riefen indeß Bernhard bald wieder nach Frankreich zurück. Wilhelm IX, Fürst von Aquitanien und Poitou, Anhänger des Papstes Anaclet, und ein roher Gewalthaber, hatte hier die päpstlichen Streitigkeiten benutzt, um ehrwürdige Bischöfe, welche durch Strenge ihrer Grundsätze ihm verhaßt geworden waren, aus ihren Aemtern zu vertreiben. Vergebens suchte Bernhard ihn zu bewegen, die Vertriebenen wieder einzusetzen; er sagte, er habe geschworen, sich nie mit ihnen zu versöhnen, weil sie ihn zu sehr beleidiget hätten. Da begab sich Bernhard in die Kirche, feierliche Messe zu halten. Wilhelm wagte nicht daran Theil zu nehmen, weil er wegen seiner fortdauernden Verbindung mit dem bereits von der Kirche verworfenen Gegenpapste mit dem Banne belegt war, und blieb vor der Thür stehen. Bernhard hatte die Einsetzungsworte über das heilige Brot eben gesprochen, der versammelten Menge den Segen ertheilt, da ging er hinaus, den Leib Christi in den Händen, und mit feurigem Gesichte, flammenden Augen, drohendem Blicke, trat er vor den bestürzten Fürsten und sprach: „Schon in zwei Unterredungen hat euch die vereinte Schaar der Diener Gottes gebeten, und ihr habt

habt sie verachtet; seht, es erscheint hier jetzt vor euch der Sohn der Jungfrau, das Haupt und der Herr der Kirche, die ihr verfolgt, da seht euren Richter, vor dessen Stimme aller Kniee sich beugen im Himmel und auf Erden, den Richter, in dessen Hände ihr eure Seele übergeben werdet: werdet ihr auch ihn, ihn, wie seine Diener, verachten?" Alle Anwesenden meinten, in gespannter Erwartung, daß ein Zeichen vom Himmel dazwischen treten werde, der Fürst aber fiel zitternd an allen Gliedern zu Boden; vergebens suchen seine Soldaten ihm wieder aufzuhelfen, sprachlos und wie der Sinne beraubt stürzt er stets wieder nieder. Da trat Bernhard zu ihm hin, hieß ihn aufstehen und Gottes Gebot durch seinen Mund vernehmen. „Hier ist gegenwärtig," sprach er, „der Bischöfe einer, die ihr vertrieben, geht, versöhnt euch mit ihm, schließt mit ihm Friede durch den heiligen Kuß, führt ihn selbst zum bischöflichen Stuhle und ruft in eurem ganzen Gebiete die Getrennten zur Einheit der Kirche zurück." Wilhelm that das Verlangte, Bernhard fuhr fort, ihn zur Besserung zu ermahnen, und seine Bemühungen waren mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Viel hatte Bernhard in der besprochenen päpstlichen Angelegenheit noch zu vermitteln; und nachdem sie zu seiner Befriedigung erledigt war, nahmen seine Thätigkeit wieder andere Händel in Anspruch, welche durch einen Mann veranlaßt waren, der eben so merkwürdig durch die Richtung seines Geistes als durch seine Lebensschicksale ist.

3. Bernhard und Abälard.

Es war eine Zeit mannigfaltiger Gährung, in welche **Bernhards** Leben fiel. Nach langer Unterbrechung wandten die Geister der Wissenschaft sich wieder zu, und neues Leben begann sich darin zu regen. Die Folge davon war, daß man die Glaubenssätze der Kirche, die man bisher ohne Weiteres auf das Ansehen der Letztern angenommen hatte, anfing zu prüfen, und der Gründe seines Glaubens sich wollte bewußt werden.

Diese Geistesrichtung, von der weiter unten mehr die Rede sein wird, fand unter andern einen glühenden Vertreter in dem berühmten Abälard. Er war ein Mann von glänzendem Verstande, von unersättlicher Wißbegierde, von umfassenden Kenntnissen. Aber diese ausgezeichneten Geistesgaben wurden ihm zur Versuchung und veranlaßten die mancherlei Verirrungen, durch welche besonders seine Jugend befleckt ist. Das eitle Wissen blähete ihn auf; es war seine höchste Lust, in gelehrten Streitereien sich mit andern zu messen, und sein höchster Ruhm, sie in diesem nichtigen Kampfe zu überwinden. Durch die Siege, welche er hier erfocht, bekam sein Hochmuth immer neue Nahrung; er vergaß des Wachens und Betens, und es konnte nicht befremden, daß er einen tiefen Fall that. Ein Domherr in Paris, Namens **Fulbert**, wählte ihn zum Lehrer seiner achtzehnjährigen schönen Nichte, Heloise, und er mißbrauchte das ihm geschenkte Vertrauen so sehr, daß er das Mädchen nicht allein verführte, sondern auch entführte. Die schwärmerische Liebe Beider

zu einander, die auch da noch fortdauerte, als beide dem Klosterleben sich gewidmet hatten, ist der Gegenstand vieler Dichtungen geworden. Die Verfolgungen, welche Abälard von dem Oheim der Verführten zu erfahren hatte, und mancherlei Stürme, welche jetzt über ihn einbrachen, brachten ihn zur Besinnung, so daß sein Leben jetzt eine ernstere Richtung nahm. Er beschäftigte sich eifrig mit der Glaubenslehre, hielt darüber im Kloster St. Denys in Paris Vorlesungen, und die abgelegene Zelle, welche er bewohnte, konnte die Menge der Zuhörer nicht fassen. Der Neid ehrgeiziger Nebenbuhler, der Haß der Mönche, deren weltliches Treiben er mit rücksichtsloser Strenge tadelte, vertrieb ihn jedoch aus diesem Wirkungskreise; eine Hütte von Baumästen in einer einsamen Gegend wurde nun seine Wohnung. Aber kaum hatte sie der Eifer seiner Anhänger ausgespähet, so wurde der Wald zum Hörsaale, in welchem Hunderte von Zuhörern wieder an seinem Munde hingen, und bald erhob sich hier ein prächtiges Kloster, dessen Ansehen so sehr wuchs, daß die Eifersucht seiner Widersacher aufs neue ihn forttrieb. Er kehrte im Jahre 1136 zu seinem verlassenen Lehrstuhle in Paris zurück, verbreitete mündlich und schriftlich seine Lehre, und hier war es, wo er mit Bernhard in Kampf gerieth. Abälard behauptete zwar fortwährend seine Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre; er wollte sie nur durch vernünftige Gründe als wahr erweisen, und fühlte sich um so mehr dazu aufgefordert, als die Zeit einem blinden Aberglauben ergeben war. Es ist aber immer eine Gefahr dabei,

bei, von dem Baume der Erkenntniß zu essen; und es ist keine Frage, daß Abälard dieser Gefahr auch in vieler Beziehung unterlag, um so mehr, da seine große Gewandheit im Denken, sein Ehrgeiz und der große Widerspruch, in dem er mit der Richtung seiner Zeit sich befand, ihn weiter führte, als er vielleicht selbst wollte. Noch vielmehr war das bei seinen Schülern der Fall, welche, erst zu ihm gelockt durch die Verheißung, alles zu erkennen, nun in eitelm Wissensstolz sich bläheten und oft genug den Glauben kränkten. Das war es besonders, was Bernhard, dieser Mann, der den Glauben so ganz nur in seinem Herzen und in der That trug, bewog, gegen Abälard aufzustehen, denn er befürchtete von dem Umsichgreifen dieser ganzen Richtung eine Verwirrung der Gemüther. Mag es sein, daß Bernhard nicht ganz eindrang in den Zusammenhang der Lehren Abälards, seine Absicht war redlich. Er begann auch den Kampf in einer Weise, welche uns den wahren Christen erkennen läßt. Als im Jahre 1140 eine zahlreiche Synode zu Sens zusammenberufen wurde, um Abälards Sache zu untersuchen, und dieser nicht ohne Uebermuth eine Herausforderung zur Disputation an Bernhard ergehen ließ, so lehnte er diese zuerst ab, theils weil er sich Abälard in der Disputirkunst nicht gewachsen fühlte, theils weil er es für unanständig hielt, über Glaubenslehren öffentlich zu streiten; endlich aber gab er den Bitten seiner Freunde nach, welche ihm vorstellten, daß sein Ausbleiben der guten Sache schaden und dem Volke ein Aergerniß geben werde, und er begab

sich

in Gottes Namen, und wie er selbst sagt, „gestützt auf die Verheißung, daß ihm werde gegeben, was er reden solle" (Matth. 10, 19.) auf den Kampfplatz. Die Versammlung war zahlreich und glänzend, selbst der König verherrlichte sie durch seine Gegenwart; alles war in gespannter Erwartung. Bernhard theilte mehrere Stellen aus Abälards Schriften mit, die er für ketzerisch erklärte; Abälard wurde befragt, ob er die darin enthaltenen Behauptungen für die seinigen erkenne; er bejahete es, es entfiel ihm aber der Muth, sich weiter zu vertheidigen, und die Versammlung sprach das Verdammungsurtheil über jene Sätze aus. Vergebens wandte sich Abälard an den Papst, denn dieser bestätigte das Urtheil der Synode. Abälard aber, tief gebeugt durch diesen neuen Schlag, der Streitigkeiten und der Stürme seines unruhigen Lebens müde, suchte und fand eine Ruhestätte für seine letzten Tage in einem Kloster, welchem der menschenfreundliche Abt Peter vorstand, der auch eine Aussöhnung zwischen ihm und Bernhard zu Stande brachte. Die Trübsal hatte ihn geläutert; und wir freuen uns, daß allen Nachrichten zufolge, Abälard noch einen sehr erbaulichen Wandel geführt und ein wahrhaft christliches Ende gehabt hat.

4. Bernhard und die Ketzer.

Von den sogenannten Ketzern, mit welchen Bernhard jetzt in Berührung kam, wird unten mehr berichtet werden. Die damalige Zeit schalt sie Ketzer, sagte ihnen die schrecklichsten Verbrechen nach,

nach, und sprach nur mit Entsetzen von ihnen. In Wahrheit aber waren es einfache Leute, die vorzüglich in der Gegend von Cöln ihre Wohnsitze hatten, redlich von ihrer Hände Arbeit sich nährten, ihrem Heilande in aller Herzlichkeit dienten, und durch eine innige brüderliche Liebe unter einander vereinigt waren. Das Hauptverbrechen aber, dessen sie beschuldigt wurden, bestand darin, daß sie die Schrift als die alleinige Richtschnur ihres Lebens und Glaubens betrachteten, gegen den mancherlei Aberglauben der Zeit und den Reichthum, die Ueppigkeit und das ganze Verderben des geistlichen Standes eiferten, wiewohl auch einige unter ihnen nicht ganz schriftgemäße Begriffe von dem Besitze irdischer Güter und auch von der Taufe gehabt zu haben scheinen. Es ging ihnen, wie es allen wahren Gläubigen zu allen Zeiten gegangen ist, sie wurden heftig verfolgt und viele von ihnen sogar hingerichtet; die Freudigkeit, mit der sie zum Tode gingen, machte selbst ihre Feinde stutzig. Wenn wir Bernhard eben gegen Abälard als so| warmen Vertheidiger eines einfachen Herzensglaubens auftreten sahen, so dürften wir wohl erwarten, ihn als Freund der oben genannten Leute zu finden, denen die Frömmigkeit doch auch so ganz Herzenssache war. Unsere Erwartungen aber werden getäuscht. Zwar billigte Bernhard die Gewaltthätigkeiten auf keine Weise, welche man sich gegen diese Unglücklichen erlaubte, aber er schrieb doch gegen sie, und bemühete sich allerlei gegründete und ungegründete Beschuldigungen gegen sie zusammenzustellen. Wir sehen hier die große Macht, welche die Vorurtheile der Zeit auch über die größten

ten Männer üben, und erklären uns Bernhards Widerspruch daraus, daß es zwischen ihm und jenen Leuten nie zu einer rechten Verständigung kam, und daß er wenigstens in eben dem Maße großer und entschiedener Verehrer der äußern Kirche war, als er eine herzliche Frömmigkeit liebte, und überall glaubte für jene in die Schranken treten zu müssen, wo er ihr Bestehen gefährdet wähnte. Viel mehr Gefahr, als von dieser, drohete der bestehenden Kirche von anderer Seite her, gegen welche Bernhard darum auch mit mehrerem Rechte seinen Kampf richtete. Ein gewisser Peter von Bruis und Heinrich machten im südlichen Frankreich durch ihre Predigten großes Aufsehen. Beide waren tief vom Schmerz über das Verderben der Kirche ergriffen; sie beklagten das weltliche und üppige Leben der Geistlichen, den Prunk, der mit dem Gottesdienste getrieben würde, das abergläubische Vertrauen, welches man auf die äußern gottesdienstlichen Gebräuche setzte. In flammendem Eifer predigten sie Buße, drangen auf Besserung des Lebens, erklärten aber zugleich in schwärmerischer Uebertreibung die äußere Kirche, selbst Taufe und Abendmahl für unnöthig, und redeten von der Geistlichkeit mit der größten Verachtung. Das Volk hörte sie mit Bewunderung, und die Wirkung, die sie hervorbrachten, schildert Bernhard auf folgende Weise: „Die Kirchen sind ohne Gemeinden, die Gemeinden ohne Priester, den Priestern wird die schuldige Ehrerbietung nicht erwiesen, die Kirchen werden verabscheuet, das Heiligthum Gottes wird nicht mehr für heilig gehalten, die Sacramente werden nicht mehr verehrt und die

die Feste nicht mehr gefeiert.“ Vergebens war schon alles Mögliche versucht worden, den Aufruhr zu unterdrücken; da schickte der Papst einen Gesandten ab, um die Gemüther zu beruhigen; als dieser aber erschien, wurde er von allen Seiten verspottet. Bernhard war es vorbehalten, der Kirche die ihr so nöthige Hilfe zu verschaffen. Als er in Toulouse, dem Hauptsitze der Secte, erschien, ward er mit der größten Ehrerbietung, ja mit Frohlocken aufgenommen, und wie er wußte auf das Volk zu wirken, beweist folgender Vorfall. Als er einst nach dem Schlusse einer Predigt, in welcher er sich sehr nachdrücklich gegen Heinrich ausgesprochen hatte, sein Pferd besteigen wollte, rief einer der Sectirer vor dem ganzen Volke: „Herr Abt, wißt doch, daß das Pferd unsers Meisters, von dem ihr so viel Schlechtes sagt, nicht so fett und wohlgemästet ist, als eures.“ Aber mit freundlichem Blick antwortete Bernhard: „Ich leugne dieß nicht, mein Freund, aber du mußt wissen, daß es ein Thier ist, wegen dessen du mich beschimpfst; gemästet und fett zu werden, ist der Natur und Bestimmung des Thieres gemäß und dadurch wird Gott nicht beleidigt; nicht wegen unserer Pferde werden wir von Gott gerichtet werden, sondern jeder wird für sich selbst stehen.“ Darauf entblößte er seinen Hals, zeigte seine hagere und abgezehrte Gestalt, und beschämt wich der Spötter von dannen. Bernhard brachte es durch seinen allgewaltigen Einfluß bald dahin, daß die Mehrzahl der Bürger sich verband, von den Ketzern sich abzusondern, und so hatte er sich auch hier wieder

der als der Mann gezeigt, dessen Geist seine Zeit beherrschte.

5. Bernhard als Lehrer der Päpste und die Seele der Kreuzzüge.

Bernhards Einfluß auf die ganze Kirche, wie bedeutend er sich bisher auch schon erwiesen hatte, wurde doch noch entscheidender und umfassender, seitdem ein Zögling und warmer Verehrer von ihm unter dem Namen Eugens III auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde. Nichts Würdigeres kann gedacht werden, als das Verhältniß dieser beiden Männer zu einander. Als Bernhard die Nachricht von der Erhebung seines ehemaligen Zöglings erhielt, schrieb er an ihn: „Ich wage nicht mehr, euch meinen Sohn zu nennen, denn der Sohn ist zum Vater, der Vater zum Sohne geworden. Einen neuen Namen sollt ihr erhalten, den euch der Herr gegeben hat, denn von der Hand des Herrn kommt diese Veränderung und viele werden sich derselben freuen. Aber nachdem diese Veränderung mit euch geschehen ist, muß auch die euch anvertraute Braut des Herrn zu ihrem Besten verändert werden. Wenn ihr ein Freund des Bräutigams seid, so nennt seine Kirche nicht eure, und glaubt nicht, daß ihr gesandt seid, euch dienen zu lassen, sondern zu dienen. Dann wird die Kirche, befreit von ihrer Knechtschaft und verklärt, ganz als das Eigenthum dessen erscheinen, der das einzige Ziel ihrer Sehnsucht ist, denn von wem soll die Kirche die ihr gebührende Freiheit hoffen, wenn auch ihr, was Gott verhüte, euer Eignes sucht in dem, was Chri-

Christo angehört? Ich gestehe es, ich wurde von Freude ergriffen, als die Botschaft eurer Erhebung zu mir kam, aber in demselben Augenblick erfaßte mich auch die Furcht. Denn ich habe zwar den Namen des Vaters abgelegt, aber nicht die Vaterliebe, nicht des Vaters ängstliche Sorgfalt. Zwar habt ihr einen höhern Platz eingenommen, aber nicht einen sicherern. Der Platz, auf dem ihr stehet, ist heilige Erde, der Platz des ersten der Apostel, den Gott zum Herrn seines Hauses eingesetzt hat. Wenn ihr aber von dem Wege des Herrn euch entfernt, so ist er an diesem Orte begraben, um als Zeuge gegen euch aufzutreten. Einem solchen, der mit gutem Gewissen sagen konnte: „Gold und Silber habe ich nicht!" mußte die Kirche anvertraut werden; wie sehr wünschte ich, daß ihr seinen Ausspruch: „daß du verdammt werdest mit deinem Gelde! (Apg. 8, 20.)" erben möchtet! O ein donnerndes Wort, vor dem alle Feinde Zions erbeben und fliehen sollten! Dieß verlangt von euch eure Mutter, die Kirche, darnach seufzen ihre Söhne klein nnd groß, daß eure Hand vernichte das Gewächs, das euer himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, denn ihr seid über Völker und Reiche gesetzt, auszugäten und zu zerstören, zu bauen und zu pflanzen. Doch bei alle dem vergesset nicht, daß ihr ein Mensch seid und die Furcht vor dem, der den Athem der Fürsten wegnimmt, schwebe immer vor euren Augen; unter den Schmeicheleien vorübergehender Herrlichkeit seien eure Gedanken immer auf euer Ende gerichtet." So redete Bernhard zum Papste; wohl allen Päpsten, wenn sie solche Rathgeber gehabt, wohl ihnen,

wenn sie, wie Eugen, auf die Stimme solcher Freunde immer geachtet hätten! Zum Ruhme muß es diesem Papste nachgesagt werden, daß er bis an sein Ende den weisen Rathschlägen Bernhards Ehrerbietung und Folgsamkeit bewies. Dafür aber war auch Bernhard ihm eine mächtige Stütze in allen seinen Verhältnissen und Angelegenheiten, besonders bei dem neuen Kreuzzuge, welcher jetzt in lebhafte Berathung kam. Er wurde die Seele dieser, die ganze christliche Welt aufs neue so mächtig bewegenden Unternehmung.

Als nämlich die betrübenden Nachrichten von der bedrängten Lage des Königreichs Jerusalem eingingen, beauftragte der Papst Bernhard, das Kreuz zunächst in Frankreich zu predigen, da König Ludwig VII. von Frankreich sich schon bereit erklärt hatte, an dem Kreuzzuge Theil zu nehmen, um wegen einer Blutschuld sein Gewissen durch dieß fromme Werk zu beschwichtigen. Es war am Osterfeste 1146, als Bernhard vor einer großen Versammlung zuerst seinen Ruf erschallen ließ. Seine Rede that eine solche Wirkung, daß die ganze Menge in der lautesten Begeisterung schrie: „Zum Kreuz! zum Kreuz!“ und alles sich herzudrängte, um aus Bernhards Händen das Zeichen des Kreuzes zu empfangen, so daß dieser, da ihm die Kreuze ausgingen, seine eignen Kleider zerschneiden mußte, um dem allgemeinen Verlangen zu genügen. Damit noch nicht zufrieden, zog er im ganzen Lande umher, und zwar mit solchem Erfolge, daß er dem Papste bald schreiben konnte: „Die Städte und Schlösser werden leer und kaum können sieben Weiber einen Mann finden, bei

Lebzeiten ihrer Männer werden die Weiber verwittwet."

Nachdem Bernhard ganz Frankreich so zu dem heiligen Unternehmen aufgeregt hatte, zog er auch nach Deutschland, wo demselben noch bedeutende Hindernisse im Wege standen. Hier war ein unverständiger Mönch aufgestanden, der in der wildesten, alle Ordnung verachtenden Schwärmerei das Kreuz predigte, und gleich damit den Anfang machte, daß er die Volkswuth gegen die Juden, als Feinde Christi, entflammte, so daß schon viele dieser Wehrlosen unmenschlich getödtet waren. Mit edlem Eifer trat der menschenfreundliche Bernhard diesem schnöden Beginnen entgegen. „Siegt die Kirche nicht weit herrlicher," ruft er, „über die Juden, wenn sie dieselben täglich widerlegt oder bekehrt, als wenn sie dieselben alle auf einmal durch das Schwert vertilgt? Sollen vergebens sein die Gebete der Kirche für ihre Bekehrung, die Weissagungen der Propheten und Apostel von ihrem endlichen Eingang in das Reich Gottes? Bist du es, der die Propheten zu Lügnern machen und den ganzen Schatz der Liebe und Barmherzigkeit Christi ausleeren will? Wahrlich eine höllische Lehre, die abscheulichste Ketzerei, den Propheten und Aposteln entgegen, der Liebe und der Gnade widersprechend!" Nur einem Manne von Bernhards Ansehen und Entschlossenheit konnte es gelingen, noch früh genug jenen wilden Mönch zum Gehorsam seines Klosters zurückzubringen und die Gemüther des Volkes zu beruhigen. Und auch nur ein Bernhard vermochte den damaligen deutschen Kaiser Conrad zur Theilnahme an dem Kreuzzu-

ge zu bewegen. Dieser Kaiser nämlich hatte nicht die mindeste Lust, jetzt sein Reich zu verlassen, und vergebens waren bereits mehrere Privatunterredungen gewesen, in welchen **Bernhard** ihn für seinen Zweck zu gewinnen gesucht hatte. Da redete er den Kaiser ganz unerwartet am Schlusse einer Predigt öffentlich an, und stellte ihm auf der einen Seite die schwere Verantwortung, die er am jüngsten Tage haben werde, wenn er der Stimme Gottes nicht gehorchte, und auf der andern Seite den reichen Segen, den Gott bisher über ihn ausgeschüttet, so rührend vor, daß der Kaiser, bis zu Thränen gerührt, endlich ausrief: „Ich erkenne die Geschenke der göttlichen Gnade, und will mich fernerhin nicht undankbar finden lassen, ich bin bereit, ihm zu dienen, da er mich selbst dazu ermahnt hat." Mit allgemeinem Freudengeschrei wurden die Worte des Kaisers begrüßt; und nachdem **Bernhard** ihn und viele Große sogleich mit dem Kreuze bezeichnet hatte, nahm er die geweihte Fahne vom Altar und übergab sie den Händen des Kaisers, daß er sie selbst dem Kreuzheere voran tragen sollte. Wir werden aus der nachfolgenden Erzählung sehen, daß der Ausgang dieses Kreuzzuges unglücklich war. Diese Erfahrung gehörte für **Bernhard** zu den traurigsten seines Lebens, und um so mehr, da man allein ihm die Schuld des ganzen Unglücks beimessen wollte. Er erinnerte indeß die Kreuzfahrer vielmehr ihrer Sünden, durch welche sie die gnadenreiche Absicht Gottes selbst vereitelt hätten, wie die Kinder Israel, die auch nicht in das gelobte Land kamen, weil sie dem Herrn ungehorsam waren, während Mose nicht fehlte, da

er

er sie auf Gottes Geheiß aus Egypten geführt hatte.

6. Bernhards Sinn und Ende.

Nichts ist schwerer, als unter sehr zerstreuenden Verhältnissen die rechte Sammlung des Gemüths zu bewahren. **Bernhard** lösete diese Aufgabe aufs glücklichste. In so viele äußere Angelegenheiten und Welthändel sein Leben auch verflochten war, sein frommes Gemüth blieb doch stets in Gott verschlossen. Und daß er ungeachtet der mancherlei Irrthümer, welche er mit seiner Zeit theilte, die evangelische Wahrheit in seinem Herzen erfahren hatte, dafür haben wir die sprechendsten Zeugnisse. Er besaß eine gründliche Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit und ließ sich nicht über sich selbst verblenden durch das Lob, das ihm von allen Seiten in so hohem Maße gespendet wurde. Einem Manne, der einst in hoher Anerkenntniß seines Werthes an ihn geschrieben hatte, antwortete er: „Wahrlich, indem du mich erhebst, werde ich nur mehr erniedrigt!" und an einer andern Stelle sagt er: „So lange wir in der Welt sind, kann die Sünde in uns nicht getilgt werden. So weit du auch gefördert sein magst, so bist du in einem Irrthum, wenn du die Sünde für todt hältst. Durch die Gnade Gottes kann sie unterdrückt werden, daß sie nicht in uns herrsche, aber nur im Tode wird sie vertrieben. Auf daß wir gedemüthigt werden, läßt der Herr zu, daß das Verderben in uns lebendig bleibt, und daß wir erfahren mögen, was die Gnade für uns thun kann." Gleicher Weise hatte er eine lebendige

Er-

Erfahrung von den Wirkungen des heiligen Geistes. „Durch keinen der äußern Sinne" sagt er, „empfand ich die Gegenwart des heiligen Geistes; nur an der Bewegung meines Herzens erkannte ich, daß er bei mir war; und an der Ertödtung meiner Neigungen erkannte ich seine Kraft. An der Aufdeckung der verborgensten Gedanken meines Herzens erkannte ich die Tiefe seiner Weisheit; an irgend einer kleinen Besserung meiner Gesinnung erfuhr ich die Süßigkeit seiner Gnade; an der Erneuerung meines inwendigen Menschen bemerkte ich den Glanz seiner Schönheit, und bei der vereinigten Betrachtung aller dieser Dinge erzitterte ich vor der Majestät seiner Größe. Wenn dieses alles in mir unkräftig wurde, so hatte ich ein Merkzeichen, daß er sich mir entzogen, und mein täglicher Zuruf zu ihm ist der: „Kehre wieder, kehre wieder!" Bernhards Hoffnung war fest und unbeweglich. „Ich betrachte," sagt er, „drei Dinge, auf denen meine Hoffnung beruhet: die Liebe Gottes, die mich an Kindes Statt angenommen hat; die Wahrheit seiner Verheißung, und seine Macht, die Verheißung in Erfüllung zu bringen. Mein thörichtes Herz mag murren, so viel es will, und sprechen: „Wer bist du und wie groß ist jene Herrlichkeit, und womit hast du sie verdient?" Ich will zuversichtlich antworten: „Ich weiß, an wen ich geglaubt habe und bin gewiß, daß er mich in Liebe an Kindes Statt angenommen hat, daß er in seinen Verheißungen wahrhaftig ist und mächtig genug, zu thun, was er mir zugesagt. Dieß ist das dreifache Seil, das nicht kann zerrissen werden, das aus unserm himmlischen Vaterlande zu

hatte Bernhard Recht, wenn er dem Benehmen der Christen die Schuld von dem gänzlichen Mißlingen des Kreuzzuges beimaß.

Die Lust zu neuen Unternehmungen dieser Art war indeß durch diese unglücklichen Erfolge so gedämpft, daß es ganz außerordentlicher Veranlassungen bedurfte, um sie wieder zu beleben. Diese kamen leider nur zu bald. In dem doppelten Glanze hoher menschlicher Tugend und glücklich aufstrebender Macht leuchtete auf dem Throne Egyptens der mohammedanische Fürst Saladin. Seine siegreichen Waffen hatten ihm schon ein weites Reich erobert, und entrüstet über die Treulosigkeit, mit der die Christen seine heißgeliebte Mutter ermordet, hatte er dieselben auch gegen die christlichen Niederlassungen gerichtet, und nebst vielen andern Städten auch Jerusalem eingenommen. Großmüthig aber vergaß er der Grausamkeiten, welche die Christen bei der ersten Eroberung der Stadt sich gegen seine Glaubensgenossen erlaubt hatten; gegen ein Lösegeld gestattete er ienen den Abzug aus der Stadt, und vielen schenkte er auch dieses. Aber als die Kunde von dem Verluste des mit so vielem Blute erkauften heiligen Besitzthums ins Abendland drang, da ergriff ein ungeheurer Schmerz die ganze Christenheit, und entflammte die fast schon erloschene Begeisterung für den heiligen Kampf aufs neue.

Den Zug, der sich dem zufolge wieder aufmachte, eröffnete der bereits siebenzigjährige, aber immer noch kraftvolle deutsche Kaiser Friedrich I, der die lange Reihe seiner Thaten durch dieß fromme Unternehmen zu beschließen wünschte. Mit gro-

großer Vorsicht ging er zu Werke; er säuberte nicht nur das Heer von allem lästigen Gesindel, sondern suchte sich auch durch eine Menge von Bündnissen den Weg zu sichern. Die Treulosigkeit und Feindschaft der Griechen bereitete aber auch ihm unzählige Hindernisse. Auf ihren Kanzeln hörte man Verheißungen, wie die, daß, wer Hundert der deutschen Kreuzfahrer tödte, dadurch Ablaß für zehn Mordthaten erhalten könne. Doch Friedrich wußte diese Verräther zu züchtigen, und erreichte unter unsäglichen Gefahren das zahlreich versammelte Heer der Türken. Ein mehrtägiges Treffen begann; und als die Gefahr die größte Höhe erreicht hatte, und alles schon vor dem unaufhaltsamen Drängen der siegreichen Feinde wich, rief der muthvolle Kaiser: „Was zögert ihr, was jammert ihr, die ihr aus der Heimath gezogen seid, mit eurem Blute das Himmelreich zu erkaufen? Christus gebietet! Christus siegt!" Wie ein Löwe stürzte er sich allen voran in den dicksten Haufen der Feinde und entschied den Sieg. Tiefe Wehmuth ergriff das Kreuzheer, als es sich plötzlich dieses tapfern Anführers beraubt sah. Das Heer setzte einst über die schmale Brücke eines reißenden Stroms; Friedrich will den Seinigen voranreiten, er sprengt mit dem Pferde in den Fluß, vergebens kämpft er mit den schäumenden Wogen und entseelt ward er wieder ans Ufer gezogen. Das Heer glich jetzt einem Leibe ohne Haupt, und bald ward es eine Beute der Muthlosigkeit, des Hungers und der Pest.

Nach einem Jahre aber ward es durch ein größeres Heer ersetzt, welches König Philipp Au-

gust von Frankreich und König Richard von England nach dem gelobten Lande führten, denen unter vielen andern Fürsten sich auch Leopold, Herzog von Oestreich, angeschlossen hatte. Die beiden Könige waren von vorn herein schon sehr verschiedener Gesinnung, und eifersüchtig auf ihre gegenseitige Macht; überdieß waren sie in einer heftigen Fehde begriffen gewesen, hatten sich zwar jetzt versöhnt, es stand aber zu befürchten, daß der alte Zwist bald wieder hervorbrechen würde. Die Befürchtung wurde leider nur zu sehr erfüllt. Glücklich zwar gelangte das Kreuzheer nach der Festung Acre, welche bereits von den im Morgenlande noch übrig gebliebenen Christen zwei Jahre lang vergebens belagert worden war. Der Tapferkeit der vereinigten Heere mußte die Ausdauer der Belagerten endlich unterliegen. Als nun aber Richard sich allein das Verdienst des Sieges beimaß und sogar die Fahne, welche der tapfere Herzog Leopold auf einen Thurm gesteckt hatte, von da wieder herunter riß und in den Koth trat, auch den königlichen Pallast für sich allein in Besitz nahm und König Philipp ausschloß, wurden diese so erbittert, daß sie plötzlich vom Heere abreiseten. Philipp ließ jedoch 10000 Franzosen zurück und leistete aufs Evangelium dabei das feierliche Versprechen, in Richards Abwesenheit nichts gegen seine Länder zu unternehmen. So war nun Richard der alleinige Führer des Kreuzheeres. Er vereinigte in sich alle Tugenden und Fehler des damaligen Ritterthums; sein Muth war unüberwindlich, und durch seine Tapferkeit war er so sehr das Schrecken der Feinde geworden, daß noch lange nach seinem Ab-

zuge saracenische Mütter ihre weinenden Kinder mit dem Rufe schreckten: „König Richard kommt!“ Einmal traf Richard mit seinem großen Gegner, dem tapfern Saladin, persönlich im Kampfe zusammen; seiner Lanze Kraft warf ihn zu Boden und nur durch die schnelle Dazwischenkunft der Seinen wird der Besiegte gerettet. Bald darauf aber geräth Richard in ähnliche Gefahr; die Uebermacht der Feinde stürmt auf ihn ein, und es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn nicht ein treuer Diener durch den Ruf: „Ich bin der König!“ die Waffen der Andringenden auf sich gerichtet hätte. Dem kühnen Feldherrn gelingt es indeß, bis in die Nähe von Jerusalem vorzudringen und schon kann man die Thürme der heiligen Stadt erblicken; da zwingen Richard die klugen Gegenanstalten seines überlegenen Gegners, die geringe Zahl seines entkräfteten Heeres, und manche besorgliche Nachricht aus der Heimath umzukehren. Mit abgewandtem Antlitze ruft der Held aus: „Wem es nicht vergönnt ist, des Heilandes Grab zu befreien, der muß es auch nicht schauen!“ Vor seinem Abzuge nach der Heimath that er noch Wunder der Tapferkeit. Er hört, daß die Stadt Joppe bedrängt ist; mit wenigen Getreuen eilt er dahin; von allen Seiten bestürmt, befiehlt er den Seinigen, zusammenzutreten und ihre Lanzen in den Boden zu stemmen; sechs Mal stürmen die Feinde auf die fest geschlossene Schaar ein, sechs Mal werden sie zurückgetrieben. Mit zehn seiner Ritter rannte er dann unter die Feinde, alles vor sich niederwerfend; einem der Gegner mit einem Hiebe Kopf, Schulter und Arm herun-

unterhauend, stürzt er dann in die fast schon eroberte Stadt, jagt die bestürzten Feinde vor sich her, wie ein Löwe die Thiere des Feldes, und ist am Abend im Besitz des Schlachtfeldes. Und diese That erwirbt ihm wenigstens noch einen vortheilhaften Vertrag, nach dem viele Städte noch in den Händen der Christen blieben und den Pilgern eine freie Wallfahrt nach Jerusalem zugesichert wurde. Dann besteigt Richard das Schiff zur Rückkehr; aber diese Rückkehr ist für ihn noch unglücklicher als der Kreuzzug. Der Herzog Leopold von Oestreich hat die ihm angethane Schmach noch nicht vergessen. Da Richard Schiffbruch gelitten, und dieser erfährt, daß er verkleidet durch seine Lande den Weg zur Heimath suche, sendet er Späher aus, denen es gelingt, den König gefangen zu nehmen. Dreizehn Monate lang muß der kräftige, thatendurstige Mann im einsamen Gefängnisse schmachten, niemand weiß seinen Aufenthalt, bis es endlich einem seiner Getreuen, einem Sänger, gelingt, denselben zu entdecken. Dieser hat manches Land schon durchwandert, um seinen König zu finden, da kommt er an den Thurm, wo Richard weilt; er läßt seine Laute erklingen und stimmt ein Lied an, das er einst gemeinschaftlich mit dem des Gesanges ebenso, wie der Waffen kundigen Könige gedichtet hatte, und hört zu seinem Erstaunen eine Stimme vom Thurme in dasselbe einfallen und es vollenden. Nachdem er den lange und schmerzlich gesuchten Freund erkannt, eilt er mit der freudigen Botschaft nach England zurück und um ein ungeheures Lösegeld ward seine Freiheit erkauft. So hatte der Held we-

wenigstens sein Leben aus dem unglücklichen Kreuzzuge gerettet. Nicht lange jedoch wurde es ihm gefristet, aber sein Ende bezeichnet ein schöner Zug christlicher Versöhnlichkeit. Er bekriegte einen seiner Vasallen in seiner Burg und ward durch einen Pfeilschuß am linken Arme getroffen. Hart bestrafte er die ganze Besatzung, nur den Bogenschützen nicht, der ihn verwundet. Als er sein Ende herannahen fühlte, berief er denselben zu sich, fragte ihn, warum er so feindselig nach ihm gezielt. „Du tödtetest meinen Vater und meinen Bruder" sprach dieser, „ich bin jetzt in deiner Gewalt, aber gern sterbe ich, da mir der Trost bleibt, die Welt von einem so schädlichen Menschen befreit zu haben." Und der König befahl, ihn ruhig seines Weges ziehen zu lassen.

§. 6. Ende der Kreuzzüge.

Man zählt in der Regel sechs verschiedene Kreuzzüge. Von den letztern einen ausführlichen Bericht zu geben, können wir uns um so weniger bewogen fühlen, als durch sie noch weniger ausgerichtet wurde, wie durch die frühern. Daher hier nur Eigenes davon.

1. Vierter und fünfter Kreuzzug.

Zu dem vierten Kreuzzuge scheint eine ungewöhnliche Bewegung Veranlassung gegeben zu haben, welche der Kinder in den christlichen Landen sich bemächtigte. In den Herzen dieser erwachte plötzlich eine solche Sehnsucht nach dem Lande, wo einst der gewandelt, der da sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen," ein solcher Eifer, auch das Ihrige zur Befreiung desselben

bei-

beizutragen, daß im Jahre 1212 eine Schaar von 30000 Kindern aus den verschiedenen Ländern Europas sich zusammengefunden haben soll, deren Wahlspruch es war: „Nach Jerusalem! wir suchen das gelobte Land!" Mag die Zahl auch übertrieben sein; genug den Päpsten bot diese seltsame Erscheinung eine willkommene Veranlassung dar, die träge gewordenen Gläubigen an ihre vermeintliche Pflicht zu erinnern. „Knaben laufen fort zur Wiedereinnahme des gelobten Landes," sprach Papst Innocenz, „und wir — wir schlafen!" Indeß nur auf Andreas, König von Ungarn, machten diese Mahnungen einen nachhaltigeren Eindruck. Er machte sich mit einem Kreuzheere auf, kehrte aber schon im folgenden Jahre unverrichteter Sache wieder zurück. Erfolgreicher war der fünfte Kreuzzug, welchen auf unablässiges Andringen des Papstes Kaiser Friedrich II. im Jahre 1228 unternahm. Dieser eben so kluge, als tapfere Fürst gewann durch einen vortheilhaften Vergleich mit dem Sultan von Egypten den Besitz von Jerusalem wieder, nach dem so viele Könige vergebens gestrebt hatten. Jedoch war die Freude nur von kurzer Dauer; bald nach der Rückkehr des Kaisers wurde die Stadt von den Türken wieder erobert.

Am merkwürdigsten ist uns der sechste Kreuzzug, weil er von einem Manne unternommen ward, der nicht bloß in der Welt einen hohen Platz einnahm, sondern, wie wir hoffen, auch im Himmelreiche groß sein wird. Dieser ist Ludwig IX, König von Frankreich, mit dem Beinamen des Heiligen; und es wird dem Leser nicht unangenehm sein, wenn wir den Bericht über die Kreuzzüge

durch

durch die Erzählung der Lebensumstände dieses merkwürdigen Mannes für einige Augenblicke unterbrechen.

2. Leben Ludwigs des Heiligen.

Ludwig war erst zwölf Jahr alt, als er seinen Vater verlor. Seine Mutter **Blanca**, nicht bloß die schönste, sondern auch die klügste Frau ihrer Zeit, leitete die Regierung des Landes, wie die Erziehung ihres mit schwärmerischer Liebe umfaßten Sohnes mit gleicher Weisheit. Das Herz ihres Kindes zur Frömmigkeit zu bilden, war ihr Hauptbestreben, und damit seine zarte Seele vor jedem ungünstigen Eindrucke bewahrt bleibe, ließ sie ihn bis zu seinem vierzehnten Jahre nicht von ihrer Seite. Als das, wiewohl ganz unbegründete, Gerücht einst zu den Ohren der Königin gelangte, als stelle der Jüngling einigen Jungfrauen des Hofes in unkeuscher Liebe nach, so berief sie ihn gleich zu sich und sprach: „Mein Sohn, ich liebe dich mit aller Zärtlichkeit, deren eine Mutter fähig ist, aber ich wollte dich lieber zu meinen Füßen todt hinfallen sehen, als es erleben, daß du eine solche Todsünde begingest.“ Diese Worte blieben dem Sohne unvergeßlich, und traten stets vor seine Seele, wenn sein Fuß straucheln wollte.

Die Früchte einer solchen Erziehung wurden bald auf die erfreulichste Weise sichtbar, als **Ludwig** nach erlangter Großjährigkeit die Regierung selbst übernahm. Er dachte nur darauf, sich und seine näheren Umgebungen selig und sein Volk glücklich zu machen. Seine Seligkeit gründete er auf den **Glauben**, und umfaßte und bewahrte ihn

als

als das theuerste Kleinod. Er sagte: „Wir müssen unserm göttlichen Glauben so fest anhangen, daß keine Marter uns bewegen kann, etwas gegen denselben zu äußern oder zu thun. Der Feind der menschlichen Natur, der Teufel, ist so fein, daß er, wenn der Tod einem Menschen nahet, aus allen Kräften arbeitet, diesen in irgend einen Zweifel an die Glaubenslehren zu verwickeln und darin sterben zu lassen. Denn er weiß sehr wohl, daß er dem Menschen seinen frommen Wandel nicht mehr rauben kann, und daß er dessen Seele verloren hat, wenn er im wahren Glauben stirbt. Man hat also alle Ursache, sich gegen solche Versuchungen zu wappnen, und seinen Glauben so fest zu gründen, daß man dem Feinde, wenn er versuchend nahet, sagen kann: „„Hebe dich weg, du Feind der menschlichen Seele, hier sind die Glaubenslehren, davor du weichen mußt, wenn du auch alle meine Glieder zerreißest; die Lehren, in denen ich sterben wie leben will."" Aber um zu dieser Gewißheit zu gelangen, muß man sich nicht begnügen, sie durch Hörensagen kennen zu lernen; man muß ihre Wahrheit an seinem Herzen selbst erfahren haben." Er nährte seinen Glauben durch viele Andachtsübungen. In seinem Pallaste ließ er Betstunden halten; wöchentlich genoß er das heilige Abendmahl. An dem Aberglauben der Zeit hatte er freilich auch seinen Antheil; von einem Geistlichen ließ er sich regelmäßig geißeln und nahm diese Pein von einem seiner Beichtiger, der ihn fast auf unerträgliche Weise schlug, mit der höchsten Gelassenheit hin. Erst nach dem Tode dieses strengen Mannes gab er seinem Nachfolger durch einen Scherz zu verste-

stehen, was er unter den Händen desselben gelitten habe. Jedoch betrachtete er diese und ähnliche fromme Uebungen nicht als ein verdienstliches Werk; „er irre sehr,“ sagte er einst zu seinem Sohne, „wenn er glaube, daß milde Stiftungen, Gaben an die Mönche u. s. w. von der Sündenschuld befreien; nur das Leben im Glauben, der Wandel in der Liebe und vor allem die Gnade Gottes mache selig.“ Kein Wunder, daß er eine so erleuchtete Erkenntniß besaß, denn er lag dem Studium der heiligen Schrift, der Kirchenväter und anderer gottseligen Bücher, mit solchem Eifer ob, daß er selbst eine für jene Zeiten seltene theologische Bildung erlangte. An weltlichen Büchern, Gesängen, Schauspielen fand er keinen Gefallen; und als man ihm einst einen Vorwurf daraus machte, daß er so viele Zeit durch seine frommen Uebungen verliere, antwortete er: „Wenn ich doppelt so viel Zeit auf Würfelspiel und Vogelfang verwendete, als zum Gebet und der Betrachtung göttlicher Dinge, würde ich nicht getadelt werden, weil ich dann der Welt Geschäfte triebe. Was tadelt ihr mich aber jetzt, da ich thue, was Gott mir geheißen hat, der mir sagen ließ: „„Bete ohne Unterlaß und forsche in der heiligen Schrift, denn sie ist es, die von mir zeuget.““

Und in der That konnte ihm um so weniger ein Vorwurf aus diesen gottseligen Uebungen gemacht werden, als die Frucht davon in seinem ganzen Leben sichtbar war. Unerschütterlich war sein Gottvertrauen; wenn andere zitterten, so blieb er guten Muths. Als der mächtige Tartarenfürst Dschingiskhan mit seinen siegreichen Schaaren ganz

Eu-

Europa zu überschwemmen drohte, und alles bebte, sagte Ludwig zu seiner Mutter: „Was haben wir zu fürchten? Wir werden entweder als Sieger leben, oder als Märtyrer sterben.“ Heilig war ihm Gottes Name. Nie fluchte oder schwur er; seine Rede war ja, ja, nein, nein. Alle gleichzeitigen Schriftsteller versichern, daß auch nie eine Lüge über seine Lippen gekommen sei. Er war stets voll Sanftmuth und nie übermannte ihn der Zorn. Als ihm einst einer seiner Bedienten ein brennendes Wachslicht auf seinen verwundeten Fuß fallen ließ, sagte er bloß: „Ihr solltet doch daran denken, daß meine Großmutter euch um viel geringerer Ursachen willen weggejagt hätte, und vorsichtiger sein.“ Besonders rührend war die ehrfurchtsvolle Gelassenheit, mit der er die oft sehr kränkenden Eigenheiten seiner Mutter ertrug. Ihre Liebe zu ihm steigerte sich in spätern Jahren bis zur leidenschaftlichsten Eifersucht, welche vorzüglich Ludwigs Gemahlin schmerzlich empfinden mußte. Nur mit ihrer Erlaubniß durfte Ludwig sie besuchen, und auch dann begleitete sie ihn stets. Einst war er ohne diese Erlaubniß zur Königin gegangen, weil sie krank darnieder lag. Eben erlabte er sich mit ihr in innigem Gespräche, da hört er die Fußtritte seiner Mutter. Er kann nicht mehr fliehen und verbirgt sich hinter den Vorhängen des Bettes seiner Gemahlin. Die Mutter tritt ein, ihre Blicke mustern nach gewohnter Weise das Zimmer, sogleich entdeckt sie den König, zieht ihn aus dem Verstecke hervor, und führt ihn mit dem Bedeuten zur Thüre hinaus, daß er hier nichts zu thun habe. „Mein

Gott!“

Gott!“ rief die Kranke, „Mutter, was macht ihr? Wollt ihr mich meinen Herrn und Gemahl weder im Leben noch im Tode sehen lassen?“ dann sank sie in Ohnmacht. Ludwig, besorgt um das Leben seiner Gemahlin, kehrte nun zwar wieder zurück, allein ohne auch nur durch einen Blick seiner Mutter das Unziemliche ihres Benehmens fühlbar zu machen. Hatte Ludwig von seiner Mutter viel zu leiden, so fand er desto mehr Trost und Freude in dem Umgange mit seiner frommen und schönen Schwester Isabella. Sie hatte alle Vermählungsanträge zurückgewiesen, um nur Gott leben zu können. Der Gedanke an den Gekreuzigten, besonders seine Worte: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“ rührten sie, so oft sie ihr vor die Seele traten, bis zu den heißesten Thränen. Oft stand sie früh mit verweinten Augen auf, aß dann wenig, und ging an ihr Geschäft, Arme zu speisen, zu kleiden und nach des Heilandes Beispiel zu laben. Liebte Ludwig diese Schwester zärtlich, so lagen seine Kinder ihm nicht minder am Herzen. An jedem Abende, wenn die Geschäfte des Tages vollendet waren, versammelte er dieselben um sich, ermahnte sie zum Guten, zur Nachfolge Christi und erzählte ihnen Beispiele von guten und schlechten Fürsten, von Belohnungen und Strafen Gottes. „Ich will lieber“ sagte er einst zu seinem Erstgebornen, „daß ein Schotte oder irgend ein Fremder herkäme und das Volk meines Königreichs nach mir gut und gesetzlich regiere, als daß du es einst schlecht und vorwurfsvoll regierest.“ Dieselbe heilige Sorgfalt der Liebe widmete Ludwig

auch

auch seiner ganzen Umgebung, den Freunden und Hofleuten. Er liebte es, bei der Mittagstafel, die einer feinen ungezwungenen Unterhaltung immer gewidmet war, zur Belehrung des Geistes allerlei Fragen aufzuwerfen, und so fragte er einst einen der Anwesenden, ob er lieber eine Todsünde begangen haben, oder aussätzig sein wolle. Als diesem im Schauder vor der ekelhaften Krankheit die unbedachtsame Antwort entfuhr: „Lieber zwanzig Todsünden, als aussätzig sein!" nahm der König nach aufgehobener Tafel ihn bei Seite und sprach zu ihm: „Wie konntet ihr so reden? Wisset ihr nicht, daß es keinen ärgern Aussatz giebt, als die Sünde? Stirbt der Mensch, so geneset er von seinem körperlichen Aussatze, die Sünde aber haftet fort und fort an seiner Seele und führt ihn in die ewige Verdammniß, wenn er nicht vorher Buße gethan hat, und von Gott begnadigt ist. Ich bitte euch daher dringend, zunächst aus Liebe zu Gott, dann aus Liebe zu mir, zu beherzigen, daß kein Ausschlag oder kein Uebel, was eurem Körper zustoßen mag, so garstig und verderblich ist, als die Sünde, welche eure Seele zum ewigen Verderben führt." Nie litt es der König, daß jemand ungeziemende Worte in seiner Gegenwart sagte, oder übel von andern redete. Selbst den Schein davon wollte er vermieden wissen. Als einst zwei angesehene Männer während der Tafel leise mit einander redeten, wandte er sich gleich zu ihnen und sprach: „Ihr thut übel, hier leise zu reden. Sprechet laut, damit eure Gefährten nicht glauben, daß ihr ihnen Uebels nachsagt oder euch über sie aufhaltet. Speiset ihr in

Gesellschaft, und habt etwas Gutes und Erheiterndes zu sagen, so sprecht laut, daß ein jeder euch höre. Wenn nicht, so schweigt." Die Armen hatten an Ludwig den treusten Versorger, den hingebendsten Freund. Täglich wurden aus seiner Küche 120 Arme gespeiset, nicht selten bediente er sie selbst, und öfter noch entließ er sie reichlich beschenkt. Nichts konnte ihn von der Erfüllung jeglicher Liebespflicht gegen diese Unglücklichen abhalten. Einst stand ein Aussätziger an der entgegengesetzten Seite einer morastigen Straße, wo der König mit Vertheilung von Almosen beschäftigt war, und bat auch um eine Gabe. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, ging der König durch den Koth und erfüllte die Bitte. In den Hospitälern bediente er auch die an den ekelhaftesten Krankheiten Daniederliegenden selbst; „sie werden in der Regel am meisten vernachlässigt," sprach er, „und bedürfen daher auch am meisten der Pflege und Aufmunterung."

Die Gaben Gottes sind sehr verschieden ausgetheilt. Es hat Fürsten gegeben, welche als Menschen das größte Lob verdienten, aber als Regenten leisteten sie nichts und machten bei allem redlichen Willen ihre Völker doch unglücklich. Ludwig war als Mensch und als Herrscher gleich ausgezeichnet. Mit großer Leichtigkeit und Sicherheit durchblickte er die schwierigsten Verhältnisse und traf die wichtigsten Entscheidungen, so daß er von Fürsten oft zum Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten aufgerufen wurde. Unbestechlich und unerschütterlich war seine Gerechtigkeit; er vergaß nicht, daß ihm von dem Herrn das Schwert gegeben sei

zur Rache über die Uebelthäter; und wie schwer es seinem liebevollen Herzen auch oft wurde, dasselbe zu gebrauchen, so war ihm der Wille Gottes doch mehr, als sein Herz. Einst wählten die Verwandten eines vornehmen Verbrechers den Charfreitag, an dem Ludwig den ganzen Psalter durchzulesen pflegte, um für jenen Gnade zu erbitten. Der König hielt mit Lesen inne, als sie eintraten, legte den Finger auf den Vers, den er eben lesen wollte, und nachdem er die Bitte gehört, antwortete er günstig. Die Bittenden entfernten sich, der König las weiter und fand unter seinem Finger den Spruch: „Der Herr ist gerecht, und hat Gerechtigkeit lieb.“ Hierdurch gewarnt, ließ Ludwig den Oberrichter kommen, hörte von ihm, wie arg der Gefangene gefrevelt hatte, und ließ ihn dann sofort, jenem heiligen Spruche gemäß, strafen. Mit großer Kraft schützte Ludwig das Volk gegen die Bedrückungen habsüchtiger Beamten, und gewaltthätiger Ritter; durch seine Festigkeit und Beharrlichkeit wußte er seinem Lande einen für die damaligen Zeiten seltnen Rechtszustand zu sichern. Und eben so wenig duldete Ludwig, welch ein gehorsamer Sohn der Kirche er auch war, unrechtmäßige Eingriffe der päpstlichen Gewalt. In einer in Bezug darauf erlassenen, sehr berühmten Verordnung sagte er: „Wir verbieten hiermit ausdrücklich die unerträglichen Eintreibungen der von dem römischen Hofe verordneten Geldauflagen der Kirche unsers Reichs, wodurch dasselbe elendiglich verarmt ist, wofern solches nicht aus rechtmäßiger Ursach und mit unserer und des Reiches Bewilligung geschieht.“ Nicht minder

der wußte Ludwig sein Land gegen auswärtige Feinde zu schützen; er trug einen zweimaligen Sieg über die Engländer davon, und machte den langen und verdrießlichen Fehden mit ihnen durch einen sehr vortheilhaften Vergleich ein Ende.

3. Ludwigs Tod und Schluß der Kreuzzüge.

Nicht so glücklich war Ludwig in der Unternehmung, welche für uns hier besonders in Betracht kommt, in dem Kreuzzuge, welchen er mit so vielem Eifer betrieb. Er lag gerade krank danieder, als die Nachricht von einer neuerlichen furchtbaren Zerstörung Jerusalems nach Europa gelangte. Sogleich verlangte er mit dem Kreuze bezeichnet zu werden. Es kostete einige Mühe, die Großen des Reichs für das Unternehmen zu gewinnen. Ludwig bediente sich dazu einer unschuldigen List. Nach einer alten Sitte wurde der Hof immer am Weihnachtsmorgen vom Könige mit Pelzmänteln beschenkt. Ludwig ließ dieß Mal die Messe sehr früh ansagen; die Edlen und Herren empfingen die Mäntel noch während der Dunkelheit und sahen in der Kirche beim Schein der Lichter mit Verwunderung goldne Kreuze darauf gestickt. So hatten sie ohne ihr Wissen das Kreuz selbst genommen und Schaamgefühl und Ehrgeiz hielt sie ab, zurückzutreten. Ein ansehnliches Kreuzheer war nun bald gesammelt, und nachdem Ludwig die Regierung in die Hände seiner Mutter gelegt, schied er in Begleitung seiner Gemahlin und seiner Brüder im Jahre 1248 von Paris. Er wählte den Seeweg nach Egypten; das Schiff des Königs war wie eine Kapelle

eingerichtet. Vor einem darin aufgestellten Altare wurde alle Tage Messe gelesen und wöchentlich drei Mal gepredigt. Die Sterbenden bereitete Ludwig selbst zum Tode. Im Angesichte von Damiette warf man um Pfingsten des Jahres 1249 die Anker aus. Eine ansehnliche feindliche Flotte wollte die Landung verhindern; Ludwig und die ganze Ritterschaft aber sprang ins Wasser, und durch Wunder der Tapferkeit, die sie verrichteten, ward die Stadt genommen. Der fromme König aber gab Gott die Ehre; barfuß und mit entblößtem Haupte hielt er seinen Einzug in die Stadt. Die weitern Eroberungen gingen langsam von Statten und besonders schädlich war den Kreuzfahrern das ihnen unbekannte griechische Feuer, welches die Feinde auf sie warfen. So oft eine Ladung desselben geschleudert wurde, fiel Ludwig auf seine Knieen und betete weinend mit lauter Stimme: „Herr Jesu, bewahre mich und mein Volk!“ Es geschahen herrliche Thaten ritterlicher Tapferkeit, aber Hungersnoth und Seuchen richteten das Heer zu Grunde und endlich gerieth Ludwig selbst in Gefangenschaft. Mit schwerem Lösegelde und der Zurückgabe der so heldenmüthig eroberten Stadt Damiette erlangte er die Freiheit zwar wieder, und verweilte dann noch einige Zeit in Palästina, um die den Christen noch gehörigen Plätze in guten Vertheidigungszustand zu setzen, bis ihn die Nachricht von dem Tode seiner Mutter wieder nach Frankreich zurückrief.

Mehrere Jahre darauf unternahm er einen zweiten Kreuzzug, weil der Gedanke ihn beunruhigte, sein Gelübde durch den ersten noch nicht voll-

vollständig erfüllt zu haben. Er that es im Vorgefühl des Todes, denn er war so schwach, daß er das Pferd nicht mehr besteigen und die volle Rüstung nicht mehr tragen konnte. Die Ahnung betrog ihn nicht. Der Zug ging zunächst nach Tunis; eine furchtbare Seuche brach hier aus, und auch Ludwig fiel als Opfer derselben. Er starb auf einem mit Asche bestreuten Bette, die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt und die Augen gen Himmel gerichtet. Seine letzten Worte waren: „Herr, ich will in dein Haus gehen; in deinem heiligen Tempel will ich anbeten und deinen Namen verherrlichen.“ Ehe er sein Auge schloß, hatte er seinem geliebten Sohne eine Denkschrift überreicht, welche er kurz zuvor niedergeschrieben. Ihr Inhalt war eines solchen Vaters würdig; im Wesentlichen lautete sie so: „Zuvörderst ermahne ich dich, Gott von Herzen zu lieben und aus allen deinen Kräften, denn darin besteht das wahre Heil. Hüte dich vor allem, von dem du weißt, daß es Gott mißfällig ist. Die Trübsal, welche Gott dir zuschickt, ertrage mit Geduld, weil sie entweder von dir verschuldet sein kann, oder doch gewiß dir zum Besten gereicht. Des Glückes überhebe dich nicht. Der Aufwand in deinem Hause sei nur mäßig. Sammle um dich nur gute Gesellschaft und dulde in deiner Gegenwart keine verführerische und verleumderische Rede. Gegen Arme und Elende sei mitleidig. Uebe Recht und Gerechtigkeit gegen deine Unterthanen. Sorge, daß du treue Beamte und Richter habest und untersuche öfter ihr Betragen. Fange nie ohne wichtige Ursache Krieg an. Endlich gebe ich dir allen Segen, den ein gu-

guter Vater nur seinem Sohne geben kann. Erzeige dir der Herr die Gnade, seinen Willen so zu thun, daß er durch dich verherrlicht werde, damit wir nach diesem Leben zusammen zu ihm kommen und ihn ohne Unterlaß in seinem himmlischen Reiche fürchten, lieben und loben. Amen."

Nach Ludwigs Tode beeilte man das Ende des heiligen Krieges und schloß Frieden mit dem Sultan. Es war die letzte Unternehmung zur Befreiung des heiligen Grabes. Man gelangte im Abendlande endlich zu der Ueberzeugung, daß es unmöglich sei, die Besitzungen der Christen im gelobten Lande länger zu schützen; ein Ort ging nach dem andern verloren und gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts sah man keine Spur mehr von den seit 200 Jahren gemachten Eroberungen.

Aber nicht spurlos gingen die Kreuzzüge in dem Leben der Christenheit vorüber. Die große Bewegung, in welche alle Völker gerathen waren, die Bekanntschaft, welche sie mit den entferntesten Ländern gemacht hatten, brachte einen mächtigen Umschwung in der Erkenntniß, in der Sitte, in den Staatsverfassungen, in allen Formen des häuslichen und des öffentlichen Lebens der christlichen Völker hervor, welchen näher nachzuweisen nicht dieses Orts ist. Oben ist aber schon darauf hingedeutet worden, wie das innere Leben am wenigsten dadurch gewann. Mochte auch der Glaube und die Liebe einige Nahrung aus der Begeisterung ziehen, mit welcher man Leib und Leben, Gut und Blut für die Ehre des Heilandes und für die bedrängten Brüder wagte: so fand der Aberglaube doch eine noch reichere Nahrung in der

Ver-

Verdienstlichkeit, welche man diesen Unternehmungen beilegte; die Werkgerechtigkeit wurde dadurch auf ungemeine Weise befördert; und indem man sich immer mehr gewöhnte, Christum bei den Todten zu suchen, verlor man Ihn immer mehr — den, der da auferstanden ist, und die Kraft der Auferstehung giebt denen, die in lebendigem Glauben Ihn suchen, der da lebet und regieret in Ewigkeit.

Vierter Abschnitt.

Das Mönchs- und Ordenswesen.

Schon im achten Jahrhunderte n. Chr. G. hatte das Mönchsthum, auch im Abendlande, eine ziemlich weite Verbreitung gefunden. Das tiefe Bedürfniß einer ungestörten Gemeinschaft mit Gott, welches unter den Unruhen der damaligen Zeit und bei den Verderbnissen der Kirche in den stillen Klostermauern die gewünschte Befriedigung zu finden hoffte, aber nicht minder und vorzüglich der Glaube an die Verdienstlichkeit frommer Werke, unter denen der Eintritt in das Klosterleben als eines der vornehmsten angesehen wurde, waren die Hauptursachen von dieser schnellen Verbreitung des Mönchsthums gewesen. Wir haben schon öfter Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie sehr diese abergläubische Ueberschätzung einzelner frommer Werke im Zunehmen begriffen war, und es kann uns daher auch nicht befremden, daß das Ansehen des Mönchsthums

thums in gleicher Weise wuchs. Man machte den Klöstern die ungeheuersten Schenkungen, weil man durch die Fürbitte der Mönche Aufnahme in die ewigen Hütten zu finden hoffte; manche verkauften sich selbst mit ihren Familien, mit Hab und Gut förmlich an die Klöster, um dadurch Antheil an den Verdiensten der Mönche zu erhalten; viele ließen sich in den letzten Augenblicken des Lebens mit der Mönchskutte noch bekleiden, weil sie dieß für ein unfehlbares Mittel hielten, dem ewigen Verderben zu entrinnen; und allgemein pries man das Mönchsthum als eine englische Lebensart, als die zweite Taufe, durch welche die Vergebung der Sünde erst vollkommen erlangt würde. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen die Zahl der Mönche auf eine ungeheure Weise zunahm, daß dieselben den bedeutendsten Einfluß auf das gemeinsame Leben ausübten, daß, wie eine jede große Zeiterscheinung, sich auch diese auf die mannichfaltigste Weise gestaltete. Betrachten wir jetzt diese einzelnen Gestaltungen.

§. 1. Benedictinermönche.

Den heiligen Benedictus haben wir früher schon als den eigentlichen Begründer des Mönchsthums im Abendlande kennen gelernt. (Gesch. d. chrstl. K. II, 2. p. 74.) Wir bemerkten, wie nach seiner Regel hier fast alle Klöster eingerichtet und wie sie dadurch die Wohnsitze der Frömmigkeit, der Wissenschaften, der Jugendbildung, des Gewerbfleißes, die Zufluchtsstätten der Armen und Bedrängten wurden. Leider aber blieb es nicht so. Im neunten und zehnten Jahrhunderte wurde allgemein über den gänzlichen

Ver-

Verfall der Klosterzucht geklagt, und dieser hatte hauptsächlich darin seinen Grund, daß die sehr reichen und einträglichen Abteien von den weltlichen Herrschern meistentheils an vornehme Herren verkauft wurden, welche niemals in den geistlichen Stand traten, und entweder mit ihren Weibern und Kindern, Pferden und Hunden, oder gar nicht im Kloster wohnten, so daß die Mönche ganz ohne Aufsicht blieben, und der Genußsucht, dem Müßiggange, der Unzucht und andern schändlichen Lastern sich ergaben. Man fühlte daher das dringende Bedürfniß einer Verbesserung des Mönchswesens, welche, nachdem sie von der Kirche und einigen frommen Herrschern vergebens versucht worden war, meistentheils von einzelnen Männern ausging, die dann auf Grundlage der Regel des heiligen Benedictus neue Vereinigungen stifteten, die bald eine weitere Ausdehnung fanden.

1. Die Cluniacenser.

Wir nennen hier zuerst die Vereinigung der Mönche von Clugny, welche auch Cluniacenser genannt werden. Clugny war ursprünglich ein Landgut im Burgundischen, dem Herzog Wilhelm von Aquitanien gehörig. Nicht weit davon lebte ein Abt Berno, welcher in den ihm untergebenen Klöstern eine Hauptverbesserung zu Stande gebracht hatte, indem er hier die sehr in Vergessenheit gekommene Regel des heiligen Benedict mit einigen Abänderungen einführte. Der fromme Herzog, der für seine und seiner Familie Seelen etwas ganz Besonderes zu thun wünschte, forderte denselben zu sich nach Clugny, eröffnete ihm

die Absicht, eben ein solches Kloster anzulegen, und forderte ihn auf, einen Ort dazu in seinem Gebiete aufzusuchen. Allein Berno wählte gleich Clugny selbst; dem Herzog war das freilich gar nicht recht, denn er hielt hier seine Jagdhunde; als Berno ihm aber vorstellte, daß es doch viel verdienstlicher sei, Mönche zu unterhalten, als Jagdhunde, so war dieß dem mehr wohlmeinenden als erleuchteten Manne so augenfällig, daß er sogleich den Ort „aus Liebe zu Gott und Christo, den Aposteln Petrus und Paulus für die Seele seines Königs, seines Vaters, seiner Mutter, seiner Geschwister, seiner Dienstleute, für alle ehemaligen jetzt lebenden und künftigen Gläubigen" schenkte. Es geschah dieß im Jahre 910. Wiewohl es nun freilich mehr als zweifelhaft ist, ob diese Schenkung seiner und derer Seelen, für welche sie geschehen, in Wahrheit geholfen habe, indem dem lieben Gott doch nun einmal nur sein lieber Sohn, nicht aber ein Kloster für unsere Seelen gefällt: so hatte der fromme Herzog doch wenigstens den Ruhm davon, daß sein Clugny durch Bernos und seiner Nachfolger Bemühungen so in Aufnahme kam, daß dem Abte dieses Klosters in der Mitte des zwölften Jahrhunderts an zweitausend andere Klöster unterworfen waren, welche dieselbe Regel beobachteten und nach ihm Cluniacenser-Klöster benannt wurden. Die Regel schrieb unter andern zu gewissen Zeiten ein längeres Stillschweigen vor, und das wurde mit solcher Gewissenhaftigkeit beobachtet, daß einmal ein Mönch, der des Nachts gerade auf dem Felde sich befand, lieber sein grasendes Pferd von einem Räuber wegfüh-

führen ließ, als daß er die Stunde des Schweigens durch Geschrei unterbrochen hätte. Abgesehen von solchen Sonderbarkeiten erwarben diese Mönche sich Verdienste um die Jugendbildung und die Wissenschaften.

2. Die Cistertienser.

Durch den Reichthum, der bald den berühmten Klöstern von Clugny zufiel, erschlaffte die Zucht in denselben nach und nach, Prachtliebe und Ueppigkeit kehrte in dieselben ein, und um diesem Schaden abzuhelfen, bildete sich im Anfange des zwölften Jahrhunderts ein anderer Mönchsorden, der unter dem Namen der Cistertienser bekannt ist. Der Stifter desselben war Robert, der Sohn eines französischen Edelmanns. Schon in seinem funfzehnten Jahre ward er Mönch; und nachdem er lange vergebens unter seinen Genossen die Strenge der Ordensregel wieder herzustellen gesucht hatte, begab er sich mit einigen ihm gleich gesinnten Einsiedlern in eine einsame wüste Gegend, Citeaux oder Cistertium. Bald hatte ihre Hand den mit Bäumen und Dornbüschen bedeckten Ort gesäubert, und einige hölzerne Zellen aufgerichtet; durch die Freigebigkeit des Herzogs von Burgund erhielten sie Unterhalt, und auch bald ein ordentliches Kloster. Einer der Nachfolger Roberts, ein Engländer Harding, schärfte die Klosterzucht noch mehr, als sein Vorgänger, und war so sehr Feind aller Prachtliebe, daß er auch aus den Kirchen jeden überflüssigen Schmuck entfernt wissen wollte, und z. B. nur hölzerne Kreuze und eiserne Leuchter darin duldete, während die

die Kirchen der Cluniacenser sehr prächtig ausgestattet waren. Durch keinen erhielt aber das Kloster Citeaux eine solche Berühmtheit, als durch den heiligen Bernhard, der es sich eben darum erwählte, weil es das Gelübde der Armuth so treu bewahrte und auch wirklich noch arm war. Der Sinn, mit dem er hier eintrat, läßt sich am besten aus einer Antwort erkennen, welche er einst jemand gab, der ihm die übertriebene Strenge seiner Lebensart vorwarf. „Mein Sohn," sprach er, „wenn dir die Verbindlichkeit eines Mönches bekannt wäre: so müßte jeder Bissen, den du issest, mit Thränen begossen werden. Denn wir gehen deßwegen in das Kloster, um unsere und des Volkes Sünde zu beweinen; indem wir das Brot essen, welches sie durch ihre Arbeit erworben haben, essen wir auch ihre Sünden, um dieselben, wie unsere eignen, zu beklagen." Er setzte hinzu: „Es ist für den Mönch nicht hinlänglich, sich auf seine Schwächlichkeit zu berufen. Die heiligen Väter, unsere Vorfahren, haben absichtlich ungesunde Oerter zur Erbauung ihrer Klöster aufgesucht, damit die öfter kranken Mönche, indem sie den Tod vor Augen hatten, nicht zu sicher leben möchten. Wenn also die Heiligen Mittel der Kränklichkeit aussuchen, warum forschest du unter Entschuldigung einer Krankheit Mittel zu der Bequemlichkeit deines Körpers aus?" Wir können dem Ernste, der hohen Selbstverläugnung, welche in diesen Worten sich ausspricht, freilich unsere Achtung nicht versagen, aber dem Evangelio ist eine Gesinnung, welche auf den Ruin des Körpers ausgeht, dem wir doch auch seine Ehre thun sollen,

len, gewiß nicht gemäß. Bernhard theilte hierin nun aber die Irrthümer seiner Zeit, und wie seine Strenge auf das Kloster wirkte, in welches er eingetreten war, ist schon in seiner Lebensbeschreibung angegeben worden. Durch seinen Ruf erhielt der ganze Orden in kurzer Zeit eine solche Ausdehnung, daß er dem der Cluniacenser an die Seite treten durfte, mit dem er denn auch in immerwährendem Streite wegen der in demselben herrschenden Ueppigkeit lebte.

3. Die Karthäuser.

Einer noch größern Strenge, als die Cistertienser, befleißigte sich der Orden der sogenannten Karthäuser. Der Stifter dieses Ordens war Bruno, ein Cölner von Geburt, nachmals Vorsteher der Domschule zu Rheims, ein Mann von großer Gelehrsamkeit. Durch folgenden Vorfall soll er zu dem Entschlusse, der Welt zu entsagen, gebracht sein. Ein allgemein verehrter Lehrer zu Paris starb und sollte schon begraben werden, als er auf einmal ausrief: „Ich stehe vor dem Gerichte!" Man verschob sein Begräbniß auf den folgenden Tag; da schrie er abermals: „Ich bin gerichtet!" Und als man noch einen Tag wartete, ließ er die Worte hören: „Ich bin durch Gottes gerechtes Gericht verdammt!" Bestürzt darüber, daß ein so ehrwürdiger Mann verdammt sein sollte, verlor Bruno alle Lust, unter den Menschen zu bleiben. Er ließ sich nun mit dreizehn Gefährten in einem unzugänglichen Thale zwischen fürchterlichen Felsen, die fast immer mit Schnee und Nebel bedeckt waren, Namens Karthusia

oder

oder Chartreuse, in der Nähe von Grenoble, nieder, wovon der Orden seinen Namen erhielt. Hier baute sich ein jeder eine Zelle, in welcher er allein arbeitete, aß und schlief. Die später unter ihnen, auch auf Grundlage der des heiligen Benedicts, ausgebildete Regel legte gar schwere Pflichten auf. Alle Mönche sollten allezeit ein härenes Büßerkleid auf dem bloßen Leibe tragen. Drei Tage in der Woche genossen sie nichts als Brot und Wasser; an den übrigen lebten sie von Hülsenfrüchten; und im Winter aßen sie nur ein Mal des Tages. Im Advent und in der Fastenzeit erhielt ein jeder seine bestimmten Geißelhiebe. Ueberdieß waren sie zu einem beständigen Stillschweigen verpflichtet, welches nur durch die Beichte unterbrochen wurde, die sie an jedem Sonnabende abzulegen hatten. Merkwürdig ist auch das Aderlassen, das ihnen fünf Mal des Jahres geboten war, das wir aber auch bei andern Mönchsorden als ein besonderes Gesetz finden. In ihren Kirchen durfte nichts von Gold und Silber sein, außer dem silbernen Kelch zum Genusse des Abendmahls. Diese Strenge bildete allerdings einen wohlthätigen Gegensatz gegen die in andern Klöstern und besonders unter den Geistlichen herrschende Ueppigkeit, aber es ist die Frage, ob diese Mönche sich selbst und ihrem Nächsten einen andern wahrhaften Nutzen gestiftet haben, als den, welchen sie durch das fleißige Abschreiben der heiligen Schrift ohne Widerspruch wirkten.

§. 2. Die Prämonstratenser.

Es ist schon früher (Gesch. d. christl. K. II, 2. p. 15.)

p. 15.) bemerkt worden, daß die Geistlichen, vorzüglich an den bischöflichen Kirchen, nach einer bestimmten Regel (canon) zusammen zu leben pflegten. Da denselben aber nach und nach ein sehr großer Reichthum aus den stets wachsenden Kirchenschätzen zufiel, auch die Kirchenzucht immer mehr erschlaffte, so kam die Regel, die man ursprünglich mit so großer Strenge beobachtete, immer mehr in Vergessenheit, und es blieb diesen Geistlichen von ihrer ersten Verfassung nichts mehr übrig, als die Einkünfte, der Rang, der Name, und auch der nicht einmal, denn wenn sie früher von ihrer Regel canonici hießen, so fingen sie nun an, sich Domherrn zu nennen, von dem Hause, in welchem sie wohnten oder wohnen sollten, welches domus episcopi (Haus des Bischofs) hieß. Die einträglichen Stellen wurden von Adeligen und andern angesehenen Herrn begehrt, diese ließen dann durch andere die ihnen zufallenden wenigen Amtsgeschäfte verrichten, verzehrten ihre Einkünfte, wo und wie sie wollten, und wenn sie zu gewissen Zeiten in ihrem Stifte sich vereinigten, so geschah es mehr zum Schmausen, als zum Beten. Man fühlte wohl, daß ein solches Verhältniß im höchsten Grade unanständig sei und hatte deßhalb schon manche Versuche gemacht, die ursprüngliche Verfassung herzustellen. Am erfolgreichsten wirkte dazu **Norbert**, nachmaliger Erzbischof von Magdeburg.

Norbert, aus einer adeligen Familie, hatte durch seine Verbindungen mehrere solcher Domherrnstellen und andere reiche Pfründen erlangt, deren Einkünfte er im Wohlleben verzehrte. Da überfiel ihn einst, als er zu seinem Vergnügen ausritt,

ritt, ein heftiges Gewitter, und eine Stimme vom Himmel rief ihm zu: „Warum verfolgst du mich? Ich habe dich zum Heil und zur Erbauung meiner Kirche auf die Welt gesetzt, und du wirst durch deine ärgerliche Aufführung das Werkzeug des Verderbens der Gläubigen. Halt also inne, Norbert! und erkenne, daß du meine Macht angreifst, indem du dich gegen die Schlüsse meiner Weisheit auflehnst!" Auf diese Worte folgte ein Blitz, der ihn vom Pferde warf und ihn tief in den Schlamm hineinschlug. Wir können die Wahrheit dieser Erzählung freilich nicht verbürgen, weil jene abergläubische Zeit der Wunder gar viele erdichtete, eine Thatsache aber ist es, daß Norbert auf göttlichen Antrieb seine Gesinnungen änderte, und bald darauf an den Erzbischof von Cöln mit der Bitte sich wandte, ihn zum Priester zu weihen. Zu der bestimmten Stunde erschien er in der Kirche. Noch war er nach seiner vorigen Weise angethan mit prächtiger Kleidung; aber zum Erstaunen der Anwesenden warf er sie plötzlich von sich, nahm einen Schaafspelz, umgürtete sich mit einem Strick, und trat seit der Zeit als ernster Bußprediger auf, insonderheit die Sitten der Domherrn und der anderen Geistlichen aufs ernstlichste strafend. Mit großer Geduld ertrug er die Verfolgungen, welche von allen Seiten nun auf ihn einstürmten; als er aber sah, daß seine Bußpredigten die hartnäckigen Geistlichen nur erbitterten und nicht besserten, faßte er den Entschluß, sich in die Einsamkeit zu begeben. Er ließ sich in einem dunkeln, ungesunden Thale, Namens Premontre, nieder, von welchem der von ihm gestiftete Orden den Namen der Prämon-

monstratenser nachher erhielt. Der Ruf seiner Heiligkeit, die Bußpredigten, mit welchen er nun aufs neue das Land durchzog, versammelten bald um ihn eine große Menge Schüler, welche sich entschlossen, als Canonici nach der Regel des heiligen Augustinus zusammen zu leben, und sich dem Predigen, der Bekehrung der Ungläubigen, dem anhaltenden Gebete, der Einsamkeit und strengen Bußübungen zu weihen. Sehr bald entstanden eine Menge von Klöstern dieser Art; Norbert selbst aber verließ das von ihm zuerst gestiftete Kloster und wurde zum Erzbischof von Magdeburg gewählt. Mit großem Glanze wurde er hier eingeholt, er selbst aber erschien als der Letzte im Zuge in der ärmlichsten Kleidung, so daß er, als er in den erzbischöflichen Pallast einzutreten im Begriff war, von dem Thürsteher als ein Bettler zurückgewiesen wurde. Dieser wollte entfliehen, als er seines Irrthums gewahr wurde, aber Norbert sagte lächelnd zu ihm: „Fürchte dich nicht, mein Bruder, du kennst mich und meine Unfähigkeit zu dieser Würde besser, als alle, die mich in diesen Pallast einzugehen nöthigen.“ Er verwaltete mit großer Kraft sein Amt, duldete nirgends Unordnungen und Unsittlichkeiten, welches ihm den Haß der Geistlichen und auch der Magdeburger in dem Grade zuzog, daß er in einem Aufruhre fast das Leben verlor. Doch zuletzt wurde ihm allgemeine Anerkennung zu Theil, und er starb 1134 zu Magdeburg.

§. 3. Die Bettelmönche.

Wie bedeutend auch die Ausbreitung der bisher

her genannten und anderer ihnen ähnlichen Mönchsorden sein mochte, so erlangte doch kein Orden eine solche Ausdehnung, einen solchen Ruhm und einen solchen Einfluß, als der Orden der sogenannten Bettelmönche. Diese Bettelmönche wurden ihren Zeitgenossen nicht nur die Vorbilder der vermeintlich höchsten Frömmigkeit, indem sie auf allen äußern Besitz verzichteten, sondern sie griffen auch in alle möglichen Verhältnisse der Welt und der Kirche ein, indem sie bald als die Rathgeber der Könige und Fürsten, bald als die vornehmsten Stützen der päpstlichen Macht, bald als die vorzüglichsten Lehrer der Wissenschaften, die eifrigsten Volksprediger, die furchtbarsten Vertheidiger des damaligen Kirchenglaubens und Verfolger der Ketzer auftraten. Diese Mönche verdienen daher vor allen eine nähere Betrachtung; sie bildeten zwei verschiedene Orden, den Orden der Dominicaner und den der Franziscaner.

1. Die Dominicaner.

Der Orden der Dominicaner wurde gestiftet von **Dominicus**, einem Spanier, wahrscheinlich aus dem alten adeligen Geschlechte der **Guzman** (geb. 1170 gest. 1221). Noch vor seiner Geburt soll er seiner Mutter als Knabe erschienen sein mit einem Sterne auf der Stirne, der durch die ganze Welt glänzte. Dieß mag nun eine Fabel sein, aber gewiß ist, daß Dominicus schon frühe einen eben so ernsten Sinn, als innige Liebe zu den Menschen zeigte. In einer Hungersnoth, die über Spanien hereinbrach, verkaufte er seine Bücher und Geräthschaften, um den Dürftigen Almosen geben

zu können; häufig vergoß er Thränen für Sünder und Elende, immerfort flehete er zum Herrn, daß er ihm Mittel schenken möchte, das Heil seiner Mitbrüder, wie ehemals der Erlöser, zu fördern. Sein Wunsch wurde ihm bald gewährt. Zu jener Zeit machten einige Ketzer im südlichen Frankreich, die man Albigenser nannte, der Kirche große Noth. Diese waren zwar rechtschaffene Leute, welche auf dem Grunde der Schrift standen, aber sie wurden für Feinde der Kirche und für verlorene Menschen geachtet, weil sie gegen die Mißbräuche der Kirche aufs entschiedenste eiferten. Dominicus, ein treuer Sohn der Kirche, hielt sie nun auch für solche Verlorene, und glaubte nicht besser für das Heil seiner Brüder wirken zu können, als wenn er an ihrer Bekehrung arbeitete. Er that dieß freilich auf bessere Weise, als es bisher geschehen war, denn wenn man sonst mit Feuer und Schwert gegen sie gewüthet hatte, so wandte er gegen sie nur das Wort an. Wir müssen bedauern, daß der Eifer und der Muth, den er dabei zeigte, nicht einer bessern Sache gewidmet war, denn, als ihm einst von den erhitzten Widersachern der Untergang gedrohet war, erwiderte er, er sei noch nicht werth, als ein Märtyrer zu sterben; und als sie ihn fragten, ob er sich nicht vor dem Tode fürchte, versicherte er, wenn sie ihn umbringen wollten, so würde er sie vielmehr bitten, ihn eines langsamen und martervollen Todes sterben zu lassen, damit er eine desto herrlichere Märtyrerkrone erlange. Bald sammelte sich um Dominicus eine Schaar treuer Gehilfen, welche sich dahin vereinigten, der Bekehrung der Ketzer und dem Pre-

digen ganz und gar obzuliegen, wie auch jeglichem Besitze zu entsagen, und von Almosen zu leben. Der Papst Honorius III sah wohl ein, daß ihm Leute von großem Nutzen sein würden, auf deren Ergebenheit er um so mehr rechnen konnte, als sie wegen des Gelübdes der Armuth von Niemand abhängig waren, und gern bestätigte er daher den neuen Orden im Jahre 1216. Dominicus gab demselben eine Kleidung, die ihm vom Himmel gezeigt worden sein soll und die in einer schwarzen Kutte und einer Spitzkappe bestand. Eine Menge von Wundern werden von ihm erzählt, er soll seine Genossen auf wunderthätige Weise gespeiset und sogar Todte auferweckt haben. Uebrigens war er angenehm im Umgange, und überaus thätig im Lehren. Sein Leben war sehr streng; die Nächte brachte er unter Gebet und vielen Thränen in den Kirchen zu, auch schlug er sich drei Mal des Nachts mit einer eisernen Kette, einmal für sich, das zweite Mal für die Sünder in der Welt, und zuletzt noch für die Seelen, welche im Fegefeuer gepeinigt würden, was der arme Mann freilich nicht würde gethan haben, wenn er recht gewußt, was die Schläge zu bedeuten gehabt, welche der Herr Jesus gelitten. Wie sein Leben, war sein Ende; er starb auf der Erde liegend, mit einer härenen Kutte bedeckt, welche durch eine Kette zusammen gehalten wurde.

Mancherlei Umstände vereinigten sich, diesen Orden zu dem bedeutendsten von allen zu machen. Dahin gehört die Einheit und Festigkeit seiner Verfassung: jedem Kloster stand ein Prior, allen Klöstern einer Provinz ein sogenannter Provinzial,

und

und dem ganzen Orden ein General vor, welche alle wieder durch entsprechende Behörden berathen und beaufsichtigt wurden. Dahin gehört nicht minder die ausgezeichnete Beschaffenheit der Nachfolger des Dominicus und vieler Mitglieder des Ordens, welche als Lehrer der Wissenschaften und als Schriftsteller einen nicht gemeinen Ruhm erlangt haben. Dahin gehört ferner das Ansehen, in welchem dieser Orden am päpstlichen Hofe stand und die bedeutenden Vorrechte, welche ihm eingeräumt wurden, indem er die Erlaubniß erhielt, nicht nur überall zu predigen, sondern auch überall Beichte zu hören, wodurch er einen so großen Einfluß auf das Volk gewann, und das Ansehen und die Macht der Geistlichkeit verdunkelte; am mächtigsten aber wurde er dadurch, daß in seine Hand das unter dem Namen der Inquisition bekannte furchtbare Ketzergericht kam, durch welches er unumschränkter Herr über das Schicksal von Tausenden wurde.

2. Die Franziscaner.

Zu gleicher Zeit mit dem Dominicanerorden, zwar nicht an äußerer Macht, aber an innerer Kraft und Werthe ihm überlegen, entstand der Franciscanerorden, so benannt von Franciscus, seinem Stifter.

Franciscus ward in Assisi, einem Städtchen Italiens, im Jahre 1182 geboren. Sein Vater war ein reicher Kaufmann, mildthätig zwar, aber auch prachtliebend, genußsüchtig, ein Weltmann, und er schien diese Gesinnung auf den Sohn vererbt zu haben, denn auch dieser liebte

in der ersten Zeit seines Lebens Kleiderpracht und die Vergnügungen der Welt über alles. Obgleich mehrere Male von Gott erinnert, daß er sich ihm ergeben solle, kam er doch erst dann zu dem festen Entschlusse, der Welt zu entsagen, als ihm während des Gebets einst Christus selbst erschien, wie er am Kreuze hing. Dieser Anblick drückte sich so tief in seine Seele, daß er, so oft er desselben gedachte, in Seufzer und Thränen ausbrach, und eine besondere Freude nun darin fand, Kranke und Aussätzige, weil sie seinem Heilande ähnlich seien, aufzusuchen, sie zu pflegen und ihnen Gesicht und Hände zu küssen. Eine Wallfahrt zu den Gräbern der Apostel in Rom entflammte noch mehr diese seine Gesinnungen; im brünstigen Gebete flehete er an diesen heiligen Orten um die rechte Erkenntniß des Willens Gottes, und sein liebster Aufenthalt war der unter den Bettlern, die bei der Peterskirche umherlagen, welchen er auch seine Kleider schenkte, während er die ihrigen anlegte. So kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Man hielt ihn hier für einen Wahnwitzigen und schwer traf ihn der Zorn seines Vaters. Nach verschiedenen Mißhandlungen, die er von ihm zu erdulden hatte, forderte dieser endlich, daß er seinem Vermögen entsagen solle. Franciscus that nicht allein dieß, sondern gab ihm auch alles, was er um und an sich hatte bis auf ein härenes Gewand, das den bloßen Leib bedeckte, und sprach: „Bisher habe ich dich meinen irdischen Vater genannt, von nun an aber kann ich sicher sagen: Unser Vater, der du bist im Himmel, bei dem ich all' meinen Schatz verwahret und auf den ich

mein Vertrauen und meine Hoffnung gesetzt habe." Und weil der nur desto mehr erzürnte Vater, so oft er ihm begegnete, ihm fluchte, so nahm er einen armen Menschen zum Vater und Begleiter an, der ihn eben so oft segnen und mit dem Kreuze bezeichnen mußte. Er glaubte zu dieser Zeit in einem Gesichte den Befehl von Gott erhalten zu haben, eine in der Nähe von Assisi befindliche alte verfallene Kirche zu Portiuncula wieder herzustellen. Da er selbst dazu keine Mittel hatte, so sammelte er so viele Almosen, daß er den Bau unternehmen konnte. Diese Kirche wurde seitdem sein Lieblingsaufenthalt; hier hat er den Grund zur Stiftung seines Ordens gelegt, und sie hat deßhalb in der Folge eine besondere Berühmtheit erlangt. In dieser Kirche hörte Franciscus einst die Worte des Erlösers verlesen: „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben, auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken." (Matth. 10, 9. 10.) Es war ihm, als wenn ihm hier auf einmal die Bestimmung seines Lebens aufgeschlossen würde. Hatte die Armuth als das höchste Ziel der christlichen Vollkommenheit seinem Gemüthe immer vorgeschwebt, so glaubte er hier einen göttlichen Ruf, eine göttliche Bestätigung der Gedanken seines Herzens zu finden; und, wenn auch der Herr dort seinen Jüngern nur in sprüchwörtlicher Rede den einem Diener Christi wenig anständigen Geiz und die weltliche Sorge verbieten will, so nahm doch er den Ausspruch wörtlich, warf alles, was er an und bei sich trug, Stock, Tasche, Geld, Schuhe und Kleidungs-

dungsstücke bis auf den einzigen Rock, den er anhatte, weg und wählte anstatt des Gürtels einen Strick. Seinen aschgrauen Rock bildete er zu einer Kutte, an welcher eine spitzige Kopfbedeckung, eine sogenannte Kapuze, angenähet war, und zog als Bußprediger umher. Sein von himmlischer Liebe beseeltes Wort traf manches Herz, und der erste, der sich entschloß, ihm ganz und gar nachzufolgen, war einer der reichsten und vornehmsten Männer in seiner Vaterstadt. Jedoch nicht ohne sorgfältige Prüfung hatte sich dieser seinem neuen Führer anvertrauen wollen. Unter andern hatte er, als er des Nachts neben ihm auf dem Lager ruhete, sich gestellt, als wenn er schliefe, um zu beobachten, was jener vornehmen würde. Als er aber hörte, wie sein Freund unter vielen Thränen stets die Worte wiederholte: „Mein Gott und mein Alles!" zweifelte er nicht länger, daß er ein Heiliger sei. Auf seinen Rath vertheilte er nun sein ganzes Vermögen unter die Armen, die Wittwen und Waisen, und seinem Beispiele folgten bald mehrere, so daß im Jahre 1210 die Gesellschaft aus elf Personen bestand.

Franciscus hielt es nun für Zeit, der Genossenschaft eine bestimmte Regel zu geben. Demuth, Gehorsam, Keuschheit und gänzliche Armuth bildeten die Grundzüge derselben. Kein Mitglied des Ordens sollte mit auszeichnendem Namen benannt werden, alle sollten kleine Brüder (fratres minores) heißen, woraus nachmals der Name „Minoriten" für diesen Orden entstanden ist. Als Nachfolger der Demuth und der Armuth Christi sollten sie am liebsten unter den Armen, Leidenden,

den, Kranken und Verachteten weilen. Sie sollten zwar arbeiten und vor dem Müßiggange, als dem Anfange aller Laster, sich sorgfältig hüten, aber kein Geld annehmen; ohne Tasche, ohne Schuh, zu Fuß sollten sie umherziehen, um das Evangelium zu predigen, und, wenn sie es bedurften, sich nicht schämen, um ein Almosen anzusprechen, weil auch Christus und seine Jünger davon gelebt hätten, und es das Brot der Engel wäre. Alles sollten sie dulden; wenn sie jemand auf den einen Backen schlüge, sollten sie den andern hinhalten, wenn ihnen jemand den Rock nähme, sollten sie ihn nicht wieder zurückfordern.

Nachdem diese Regel einstimmig von den Mitgliedern gebilligt worden war, fehlte ihr nur noch die päpstliche Bestätigung. Die Genossenschaft der Elfe zog nach Rom, und nachdem Franciscus unterweges noch einen Edelmann ihr einverleibt hatte, trat er mit diesen Zwölfen nun hin vor den Papst. Dieser soll aber anfangs einen so großen Anstoß an seiner zerrissenen und vom Schmutze starrenden Kleidung genommen haben, daß er ihm die Weisung gegeben: „Bruder, geh zu den Schweinen und wälze dich mit ihnen im Kothe herum, denn diesen siehest du ähnlicher, als den Menschen.“ Franciscus soll darauf dieser Weisung wirklich buchstäblich nachgekommen sein, und der Papst durch diesen blinden Gehorsam sich dann sogleich bewogen gefunden haben, ihm die Bestätigung des Ordens zu ertheilen.

Nach kurzem Aufenthalte in Italien kehrte Franciscus mit der durch die päpstliche Bestätigung bedeutend vermehrten Zahl seiner Schüler

nach

nach Assisi zurück und steigerte hier noch die Strenge seines Lebens. Kaum aß er so viel, als die Natur zur höchsten Nothdurft brauchte; gekochte Speisen machte er unschmackhaft und trank nicht einmal hinlänglich Wasser. Um des Fleisches Lüste zu unterdrücken, geißelte er sich nicht allein, sondern stürzte sich auch oft in Gruben voll Schnee und Eis. Niemals muthete er jedoch den Seinigen in liebevoller Sorge für sie gleich Schweres zu, und wollte nicht, daß sie Gesundheit und Leben aufopferten. Daß eine Menge von Wundern erwähnt werden, welche er verrichtet haben soll, darf uns von dem wundersüchtigen Zeitalter nicht befremden. Bald soll er Kranke gesund gemacht und Todte auferweckt, bald Teufel ausgetrieben haben; die Vögel sollen mit ausgereckten Hälsen auf ihn geschauet, und auf seinen Befehl bald geschwiegen, bald mit ihm Gott gelobet haben.

Unter diesen Umständen mußte sein Ruf immer höher steigen. Als er im Jahre 1212 wieder einmal nach Italien sich begab, um es predigend zu durchziehen, begegnete ihm überall eine solche Verehrung, daß die Glocken in den Städten geläutet wurden, denen er nahete, die Einwohner, von ihren Geistlichen geführt, in feierlichem Aufzuge ihn einholten, Kranke zur Heilung und Brot zur wunderthätigen Weihung ihm darbrachten, und daß man sich glücklich schätzte, Stücke von seinem Bettlergewande zu erbeuten, die man als theure Reliquien aufbewahrte. Um die Ausbreitung seines Ordens zu fördern, ging nun Franciscus auch über Italien hinaus, durchreisete Frankreich, Spanien und Portugal, und war auch eine Weile

in

in Egypten, um für die Bekehrung der Ungläubigen ebenfalls thätig zu sein. Er soll hier den Sultan zur Annahme des Christenthums ermahnt und ihn endlich auch dazu bewogen haben.

Während seiner Abwesenheit hatten etliche Mitglieder des Ordens die Strenge der Regel zu mildern gesucht; einer hatte unter andern ein prächtiges Kloster mit einem Gebäude zum Unterrichte in den Wissenschaften errichtet; Franciscus rügte nach seiner Rückkunft das Unternehmen aufs ernstlichste, indem er die Bewahrung der Einfachheit und Armuth seinen Schülern aufs neue einschärfte und ihnen empfahl, mehr zu beten, als zu lesen und zu studiren, denn dadurch werde die Seele oft mehr zerstreuet, als erbauet.

Gegen das Ende seines Lebens soll Franciscus noch einer Auszeichnung gewürdiget worden sein, wie sie bisher keinem Sterblichen zu Theil geworden war. Es war im Jahre 1224, wo Franciscus sich auf einen Berg begeben hatte, um dort zu fasten und zu beten. Er flehete zum Herrn, daß er ihm doch seinen Willen möchte offenbaren, damit er ihn ganz und vollständig erfülle. Da war es ihm, als sollte er das Evangelienbuch aufschlagen, hier würde er erfahren, was er zu thun habe. Drei Mal ließ er dieß von einem seiner Gefährten thun, und immer wieder fielen ihm Stellen von dem Leiden Christi in die Augen. Daraus schloß er, daß, wie er Christi Leben in allen seinen Handlungen nachgeahmt habe, er ihm nun auch noch in seinem Leiden ähnlich werden solle. Und am Feste der Kreuzeserhöhung, als er eben im Gebete von dem Schmerze des Gekreuzigten ganz durch-

durchdrungen war, kam ein geflügelter Seraph vom Himmel zu ihm hernieder, der kein anderer, als Christus selbst, war, und drückte ihm seine Wundenmaale an Händen, Füßen und an der Seite, nicht ohne großen Schmerz und lautes Geschrei des Heiligen, ein; zugleich sagte er ihm einige Worte, welche dieser jedoch nie jemand offenbart hat. Seitdem sah man an diesen Stellen offene Wunden, aus welchen bisweilen Blut floß. Zwei Jahre lang soll Franciscus diese Wunden getragen haben, wobei er in einem höchst schmerzhaften Zustande sich befand, so daß man ihn von einem Orte zum andern tragen mußte. Als er endlich die Annäherung des Todes merkte, ließ er sich in die zuerst von ihm gestiftete Portiunculakirche bringen, legte sich nackt auf die Erde nieder, dankte Christo, daß er, frei von allen Dingen, und wie er selbst am Kreuze gehangen, nackt zu ihm gehen könne, ermahnte die Umstehenden zur Geduld, zur Armuth und zur Beharrlichkeit im Glauben der Kirche, und starb dann i. J. 1226.

Wenige Jahre nach seinem Tode wurde Franciscus schon unter die Heiligen versetzt, und die ungemessene Verehrung der Zeit hat das Leben dieses Heiligen mit den wunderbarsten Sagen umgeben, deren Wahrheit wir freilich oft genug bezweifeln müssen, die aber doch bekunden, wie hoch er seinen Zeitgenossen stand. Und dessen wundern wir uns nicht. Es war wirklich in diesem Herzen eine Gluth der himmlischen Liebe, ein Mitgefühl der Schmerzen der Brüder, eine Hingabe an sie und an den, der ein Opfer ward für die Welt, ein Heldenmuth der Welt- und Selbstverleugnung,

welcher der damaligen Zeit um so mehr Bewunderung einflößen mußte, als das alles in einer Weise auftrat, welche ihren Vorurtheilen so ganz entsprach. Diese Weise aber gerade ist es, welche wir beklagen müssen, es ist das Streben, was innerliche That des Glaubens sein soll, in besondern äußerlichen Werken herauszustellen, es ist die vorherrschende Neigung zu dem Auffallenden und Außerordentlichen, welche alle damalige Heiligen und auch unsern Franciscus in Gefahr bringt, theils in eine maßlose Schwärmerei zu gerathen, theils in den Werken die Gerechtigkeit zu suchen, die nur dem Glauben an den zugesagt ist, der die Gottlosen gerecht macht. Wir werden daher diesen Mann wohl bewundern müssen wegen seiner seltenen Eigenschaften, aber er wird uns nie ein Vorbild unbedingter Nachahmung werden können.

Nach des Franciscus Tode erlangte der von ihm gestiftete Orden eine um so größere Ausbreitung, als ihm theils ein von einer Schülerin des Franciscus gestifteter weiblicher Verein, die sogenannten Clarisserinnen, theils eine Genossenschaft von Laien, welche, ohne die eigentlichen Gelübde des Ordens abzulegen, nur die Zwecke desselben zu fördern verpflichtet war, zur Seite stand, er auch dieselben Vergünstigungen vom Papste erhielt, wie der Orden der Dominicaner. Denn auch die Franciscaner durften überall predigen und Beichte hören; wie sie, wurden sie die Gewissensräthe der Fürsten, die Vertrauten und Führer des Volks, aber erregten auch in eben dem Maße die Eifersucht der Geistlichkeit. Der besondere Ablaß, den der Papst ihrer Stiftskirche, der Kirche Portiun-

cula, bewilligt hatte, trug auch das Seinige dazu bei, das Ansehen des Ordens zu erhöhen. Der Grund aber, daß die Franciscaner am Ende doch nicht dieselbe äußere Macht, als die Dominicaner, erlangten, lag in den Streitigkeiten, welche in der Mitte des Ordens selbst entstanden, wiewohl eben diese uns eine Gewährleistung geben, daß er jenem an innerm Werthe überlegen war. Wir haben gesehen, daß schon bei Lebzeiten des Franciscus Versuche gemacht wurden, die Strenge der Regel zu mildern. Die Versuche wiederholten sich im Laufe der Zeit und zwar mit größerm Erfolge, als damals. Der weltliche Sinn vieler Mitglieder fand das Gelübde der gänzlichen Armuth zu lästig, und mit der Annahme von äußerm Besitzthum erschlaffte die Zucht. Da erhob sich eine Partei, welche gegen diese Verweltlichung des Ordens in heiligem Eifer zeugte, die sogenannten Geistigen (Spirituales). Dieselbe himmlische Liebe, welche den Stifter des Ordens erfüllt hatte, belebte auch sie, und die Hitze des Kampfes führte sie weiter, als ihn; sie zeugten auch gegen das Verderben der verweltlichten Kirche, ja selbst gegen das Papstthum, wenigstens in seiner damaligen Gestalt. Sie weissagten in einem berühmten Buche „dem ewigen Evangelio" von dem Eintritte einer neuen Zeit nach dem Sturze der verderbten Kirche, und es fanden bei ihnen Schutz und Aufnahme manche der frommen Gemeinschaften, welche im dreizehnten Jahrhunderte zu gegenseitiger Förderung eines lebendigeren Glaubens und zur Uebung von Werken christlicher Barmherzigkeit sich gebildet, und von der Kirche

be-

beargwohnt und verfolgt wurden, weil sie insbesondere gegen das unter den Geistlichen herrschende Verderben sich stark erklärten. Einige Päpste brachen daher in eine offene Verfolgung gegen diese Partei des Ordens aus, andere versuchten eine Aussöhnung zwischen dieser und der andern; als aber beides ohne Erfolg blieb, überließ man sie sich selbst.

§. 4. Geistliche Ritterorden.

Eine der eigenthümlichsten Gestalten des Mittelalters ist das Ritterthum. Es ging hervor aus dem dem deutschen Manne tief einwohnenden Gefühle der Kraft und der Ehre, und erhielt durch den Einfluß des Christenthums eine höhere Weihe, indem diese Kraft in heiliger Begeisterung sich dem Schutze der unterdrückten Unschuld und dem Dienste der Kirche widmete. Für den Letztern hatten besonders die Kreuzzüge das Ritterthum aufgerufen, und sie waren auch die Veranlassung zur Entstehung und Ausbildung der geistlichen Ritterorden, in welchen die heilige Richtung des Ritterthums sich vollendete, indem es mit dem Mönchthum in die innigste Vereinigung trat. Es sind besonders drei solcher geistlichen Ritterorden, die wir hier bemerklich zu machen haben.

1. Die Johanniter.

Zu diesem Orden wurde der Grund schon im Jahre 1048 gelegt. Einige Kaufleute, die als Pilger nach Jerusalem kamen, bauten nahe bei der Kirche des heiligen Grabes ein Bethaus

und dabei ein Kloster zur Aufnahme der Pilger ihres Volkes, auch ein Hospital und verschiedene andere Gebäude. Sie wählten Johannes den Täufer zu ihrem Schutzheiligen und nannten sich Hospitalbrüder des h. Johannes von Jerusalem. Gerhard, der zur Zeit des ersten Kreuzzuges diesem Hospital vorstand, sonderte dasselbe von dem Kloster ab, und gab der Gesellschaft eine eigne Verfassung, welche durch dessen Nachfolger Raymond du Puis, noch vervollständigt und durch den Papst bestätigt wurde. Die Genossen trugen ein schwarzes Ordenskleid mit einem weißen Kreuze; mußten das gewöhnliche Mönchsgelübde der Armuth, Keuschheit, des Gehorsams ablegen und theilten sich in drei Klassen, Adelige, dienende Brüder und Priester. Die Adeligen beschützten die Pilger gegen die Ungläubigen und kämpften gegen dieselben auf allerlei Weise; die dienenden Brüder machten die Begleitung der Ritter aus, oder verpflegten die kranken Pilger; die Priester besorgten den Gottesdienst. Der Gedanke einer solchen Vereinigung war schön; christlicher Heldenmuth und christliche Barmherzigkeit begegneten sich darin in edler Weise. Daher erhielt der Orden auch bedeutende Schenkungen und ward reich und angesehen. Nach dem Verluste der christlichen Besitzungen in Palästina wandten sich diese Ritter nach Rhodus und dann nach Malta (woher sie auch Rhodiser oder Malteser Ritter heißen), und betrachteten es noch immer als ihre Aufgabe, gegen die Türken zu fechten und insbesondere die Seeräuber zu verfolgen. Erst seit dem Jahre 1800 hat der Orden seine Besitzungen größtentheils ver-

lo-

loren, und hat bisher vergebens an seiner Wiederherstellung gearbeitet.

2. Die Tempelherrn.

Dieser Orden entstand 1118 aus einer frommen Verbrüderung von neun französischen Rittern, an deren Spitze **Hugo von Payens** und **Gottfried von St. Aldemar** standen und welche in die Hände des Patriarchen von Jerusalem außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, auch noch das der Vertheidigung der Pilger und des Krieges gegen die Ungläubigen gelegt hatten. Der zweite König von Jerusalem, **Balduin**, räumte ihnen eine Wohnung nahe bei dem Platze des vormaligen salomonischen Tempels ein, woher auch der Name Tempelherrn oder Templer. Ihre Ordenskleidung bestand in einem weißen Mantel mit einem rothen Kreuze; die weiße Farbe sollte ihre eigne Unschuld, ihre Milde und Treue gegen die Christen, die rothe aber die glühende Feindschaft gegen die Ungläubigen, und den blutigen Märtyrertod andeuten, zu dem sie immer bereit sein mußten. Und es waren dieß nicht leere Zeichen. Der Ruhm ihres Edelmuths und ihrer Tapferkeit drang durch die Welt, und weil ein jeder es für das frömmste Werk von der Welt hielt, eine so vortreffliche Verbrüderung zu unterstützen, so gewann der Orden bald unermeßliche Reichthümer. Diese waren, wie so oft im Leben, das Unglück des Ordens. Sie erzeugten Stolz und Uebermuth in seinen Mitgliedern und dadurch wurden diejenigen noch mehr gegen den Orden her-

herausgefordert, welche ohnehin ihm schon seine Schätze beneideten. Es erhoben sich gegen sie eine Menge gegründeter und ungegründeter Beschuldigungen: sie zeigten sich verrätherisch gegen die Fürsten, verläugneten Christum, verehrten den Teufel u. s. w. König **Philipp IV** von Frankreich, lange schon lüstern nach den Schätzen des Ordens, ergriff begierig diese Gelegenheit, um sich derselben zu bemächtigen. Mit Bewilligung des Papstes wurden an einem Tage sämmtliche Tempelherrn in Frankreich verhaftet, und da einige derselben durch Folter und Martern zum Geständnisse aller dem Orden Schuld gegebenen Verbrechen sich zwingen ließen, wurde auf diesen Grund hin der Orden aufgelöset und sechs und funfzig Unglückliche im Jahre 1314 außerhalb Paris in einem Park langsam und unter schrecklichen Qualen verbrannt. Auch der ehrwürdige Großmeister des Ordens, **Jakob Molai**, theilte dieß Schicksal; noch auf dem Scheiterhaufen aber soll er ausgerufen haben: „Ein gerechter Richter lebt droben im Himmel und nicht vergeblich flehet ihn der Unterdrückte an. Dich, o Papst, fordere ich vor diesen Richter binnen vierzig Tagen. Und du, mein König, o Philipp, wie gern wollt' ich dir verzeihen, aber umsonst, dein Leben ist verwirkt; innerhalb Jahresfrist find' ich dich vor Gottes Thron!" Wirklich starb der Papst bald nach dieser Hinrichtung, und auch König Philipp wurde noch in demselben Jahre zur höhern Verantwortung abgerufen. So ist's mit den Bestrebungen der thörichten Menschen. Sie setzen alles in Bewegung, um ein bestimmtes irdisches Gut zu erlangen, und wenn sie es nun haben,

betrügt sie nicht allein der Tod darum, sondern sie haben nun auch ihre Seele darum ewig verloren.

3. Die deutschen Ritter.

Die Entstehung und Verfassung dieses Ordens war der der vorhergehenden ganz ähnlich, nur daß von deutschen Kaufleuten, welche bei der Belagerung der Stadt Ptolomais aus den Segeln ihrer Schiffe Zelte zur Aufnahme und Verpflegung hilfloser Kranken und Verwundeten hatten verfertigen lassen, die Vereinigung ausging, und ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze das Abzeichen derselben bildete. Nach dem Verluste des heiligen Landes zogen sich die deutschen Ritter besonders nach dem Preußischen zurück und übernahmen das freilich nicht sehr ruhmvolle Werk, die noch heidnischen Bewohner jenes Landstrichs mit der Gewalt der Waffen zum Christenthume zu bekehren. Ihr Bekehrungseifer artete bald in wilde Eroberungssucht aus, welcher zuletzt verdienter Maßen ein Ziel gesteckt wurde durch einen König von Polen, der ihnen einen Schlag beibrachte, von dem sie sich nie wieder erholt haben.

§. 5. Brüderschaften und Schwesterschaften.

Bei Erzählung der Geschichte des Franciscanerordens haben wir schon hingedeutet auf einige fromme Vereine, welche, um der von Seiten der Kirche gegen sie gerichteteten Verfolgung zu entgehen, sich demselben anschlossen. Es ist hier der Ort, etwas Mehreres von ihnen beizubringen, und wir thun dieß um so lieber, als wir hier die in

dieser Zeit so seltnen Spuren einer Frömmigkeit finden, welche ohne mönchische Schwärmerei und Uebertreibung in stillen Werken christlicher Liebe und Barmherzigkeit ihre Befriedigung suchte. Zu diesen Vereinen gehören zuerst die **Beghinen**, so benannt nach dem altdeutschen Worten Beggen, welches so viel heißt, als stark und wiederholentlich bitten, also eigentlich **Betschwestern**. Es waren Frauen, welche allerdings einige Aehnlichkeit mit den Nonnen hatten, aber weder ihre Regeln noch ihre Gelübde, am wenigsten ihre Güter und Einkünfte besaßen. Sie wohnten nur in gemeinschaftlichen Häusern beisammen, erbaueten sich unter einander, lebten von ihrer Hände Arbeit, und was sie erübrigten oder was ihnen geschenkt ward, gehörte den Armen. In ihren Häusern fanden Wittwen, verwaisete Töchter und andere Unglückliche des weiblichen Geschlechts stets die liebreichste Aufnahme und außerdem widmeten sie sich der Pflege der Kranken und standen den Sterbenden in ihren letzten Nöthen bei.

Dem Vorbilde dieser Frauen folgten auch bald Männer, die **Begharden**. Diese hatten auch wieder einige Aehnlichkeit mit den Mönchen, aber auch sie lebten zwar unverheirathet jedoch ohne eigentliche Mönchsgelübde auf eine freiere Weise in gemeinschaftlichen Häusern beisammen, beteten, arbeiteten mit einander, und wendeten ebenfalls, was sie verdienten oder besaßen, zur Unterstützung der Armen an. Ein besonderer Verein derselben, ausschließlich der Krankenpflege und Todtenbestattung der Armen gewidmet, erhielt den Namen **Collharden**, von dem altdeutschen Worte lollen oder

lul-

lullen, das so viel bedeutet als leise singen, weil ihr leiser Todtengesang dem Volke besonders auffällig war.

Aus den fleißigen und nüchternen Bewohnern der Niederlande waren diese frommen Vereine hervorgegangen, und hatten sich im dreizehnten Jahrhunderte auch über Deutschland ausgebreitet. Man sollte denken, daß sie wegen des sittsamen Lebens und des wohlthätigen Wirkens ihrer Mitglieder alle Anerkennung bei der Welt und bei der Kirche würden gefunden haben. Aber alle, die gottselig leben wollen, müssen Verfolgung leiden. Weil hier keine gleißenden Werke heuchlerischer Frömmigkeit waren, sondern meistentheils wahres Christenthum, so belegte sie die Welt mit Spottnamen; die Kirche, welche in ihrer Verderbniß Gefahr für sich in jeder Erscheinung lebendigen Glaubens erblickte, beargwohnte sie; die Mönche waren neidisch auf sie, weil sie manche Unterstützung erhielten, auf die sie allein Anspruch zu haben glaubten; und so wurden diese Stillen im Lande auf alle Weise bedrängt, besonders seit der Zeit, als die Verfolgungen gegen die mit ihnen verbrüderten bessern Glieder des Franciscanerordens begannen. Jedoch darf es nicht verschwiegen werden, daß einige Päpste sich ihrer auch annahmen.

In denselben Gegenden bildete sich gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts ein anderer Verein, der auf dieselbe Frömmigkeit des Herzens gegründet war, aber, was besonders erfreulich ist, von dem Stande ausging, welcher am meisten der Verbesserung bedürftig war, dem geistlichen. Dieser Verein ist unter dem Namen der Brüder des

ge-

gemeinschaftlichen Lebens bekannt. Er wurde gestiftet durch Gerhard Groot. Als ein Mann von nicht gemeinen Fähigkeiten und Kenntnissen hatte er frühzeitig Ansehen und gute Pfründen erlangt, deren reicher Ertrag seiner Vergnügungssucht die mannichfaltigsten Mittel darreichte. Ein frommer Klostervorsteher, der es von Herzen bedauerte, daß ein so ausgezeichneter Mann dem Reiche Gottes sollte verloren gehen, versuchte auf alle Weise ihn von seinem verderblichen Wege abzubringen, und Gott segnete seine Bemühungen. Wie man in der damaligen Zeit aber nicht anders recht fromm sein zu können glaubte, als wenn man ins Kloster ging, so that dieß Letztere auch der nunmehr mächtig ergriffene und der höchsten Vollkommenheit nachstrebende Gerhard, und ließ es dann natürlich auch nicht an allerlei Kasteiungen fehlen, um sein Fleisch zu kreuzigen. Die Gnade Gottes, welche in seinem demüthigen und ernsten Gemüthe keinem Widerstande begegnete, wandte ihn aber bald auf ein besseres Ziel hin. Er trat als Bußprediger öffentlich auf, und obwohl er den Satzungen der Kirche ergeben und von mönchischen Vorurtheilen nicht frei war, so führte er doch alles auf die biblische Quelle zurück und hob das immer hervor, was zur wahren Besserung des Herzens diente. Und es fanden seine Predigten, ungeachtet des Widerspruchs neidischer und lasterhafter Geistlichen, einen solchen Eingang beim Volke, daß es nicht müde wurde, ihn zu hören. Da er wohl einsah, daß eine wahre Verbesserung der Kirche nur von einer heilsamen Veränderung des geistlichen Standes ausgehen werde, so legte er sein be-

trächt-

trächtliches Vermögen zur Erbauung eines Hauses an, in welchem er eine Menge armer Geistlicher und auch gutgesinnte Knaben um sich sammelte, welche er fleißig in der Schrift unterwies, mit Abschreiben von gottseligen Büchern beschäftigte, und besonders zur wahren Frömmigkeit ermahnte. Er starb frühzeitig, aber der Grund war gelegt zu einer Anstalt, welche durch fromme Nachfolger eine große Ausdehnung erhielt und des Segens viel stiftete. Das Kloster zu **Windesheim** war der geistliche Mittelpunkt für die nun sogenannten Brüder des gemeinschaftlichen Lebens. Es waren meist Geistliche, welche theils bei ihren Gemeinden blieben, theils vom gemeinschaftlichen Erwerbe ihrer Handarbeit in Brüderhäusern lebten. Hier gelobte jeder sich selbst, auf weltliche, gelehrte und kirchliche Ehren zu verzichten; das Leben war zwischen frommen Uebungen und Studien getheilt, doch die letztern trieb man nur, so weit sie zur Besserung dienten. Im Gefühle der Verdorbenheit des geistlichen Standes haben die Bessern aus diesem sich hier und da in diesen Bund gerettet; man zog auch Laien heran, gründete Schwesterhäuser und erwarb sich Verdienste um die Jugendbildung, doch das eigentliche Ziel war des eignen Herzens Friede.

Fünfter Abschnitt.

Die kirchliche Lehre.

---

§. 1. Allgemeine Uebersicht.

Der Zeitraum vom vierten bis zum achten Jahrhunderte war ungemein fruchtbar für die Bildung der christlichen Lehre gewesen. Fast nach allen Seiten hin war dieselbe in vielfachen, nur leider oft in so unziemlicher Art geführten Streitigkeiten erörtert worden; und die Ergebnisse dieser Erörterungen hatten Kirchenversammlungen in ihren Beschlüssen gesammelt und in bestimmter Art festgestellt. Das gegenwärtige Zeitalter zeigt nichts von diesem regen Bildungstriebe in Bezug auf die christliche Lehre; und es ist nicht zu verwundern.

Der Quell der christlichen Lehre ist die heilige Schrift, und nur ein freies, obwohl von der Furcht des Herrn geleitetes Forschen in derselben kann die christliche Erkenntniß vermehren. Hieran aber fehlte es jetzt. Die heilige Schrift war im Allgemeinen sehr außer Gebrauch gekommen. Sie war meist nur in der lateinischen Uebersetzung vorhanden und das gemeine Volk war zu roh und zu ungebildet, um sie darin lesen zu können; als man aber anfing, sie hier und da in die Landessprachen zu übertragen, wurde es allen Laien verboten (zuerst auf der Synode zu Toulouse 1129), solche Uebersetzungen zu gebrauchen. Man that dieß unter dem Vorwande, daß die heilige Schrift sol-

che Tiefen enthalte, daß höchstens gelehrte Männer in dieselben eindringen könnten, und Papst Innocenz meinte, es sei ehemals befohlen, jedes Thier zu steinigen, das auf Berg Sinai kommen würde, damit kein Ungelehrter es wage, zu dem Erhabenen der Schrift empor zu steigen und andere darüber zu belehren. Der eigentliche Grund des Verbots war aber der, daß keiner vermittelst der Schrift die Grundlosigkeit so vieler damals von einer habsüchtigen Geistlichkeit aufgebrachten Kirchenlehren erkennen sollte, wie es oft schon von den sogenannten Ketzern jener Tage geschehen war. Den Geistlichen war nun zwar der Gebrauch der Schrift gestattet, aber eines Theils waren auch diese viel zu unwissend, um sie auch nur lesen zu können, andern Theils war die eigentliche Forschung selbst für die Gelehrteren vielfach beschränkt. Die Kenntniß der hebräischen und griechischen Sprache war etwas so Seltenes, daß fast niemand die Schrift in der Grundsprache lesen konnte, die lateinische Uebersetzung aber, die man allein gebrauchte, war fehlerhaft. Und dann dachte man wenig daran, die Schrift sprachlich und sachlich auf eine gründliche Weise auszulegen und danach die Kirchenlehre zu reinigen, zu bilden, zu vervollständigen und zu beleben, sondern man gefiel sich darin, mit Vernachlässigung des Wortverstandes in großer Willkühr nach dem geheimen bildlichen Sinne der Schrift zu suchen. Erst ganz gegen das Ende des Zeitraums lebte ein sorgfältiges Studium der heiligen Schrift durch die Verdienste eines **Nicolaus von Lyra**, eines **Reuchlin** und **Erasmus** auf.

So hatte denn jene Zeit in Wahrheit die le-

ben-

bendige Quelle verlassen, was aber natürlich daraus folgt, das geschah auch; sie machten ihnen selbst hier und da ausgehauene Brunnen, die doch löchricht sind und kein Wasser geben. (Jer. 2, 13.) Und diese Brunnen, aus denen man nun allein alle Erkenntniß und Lehre schöpfte, waren mehr oder weniger die **Satzungen der Menschen**.

Die Kirche mit ihrem Oberhaupte, dem Papste, war eine äußere Macht geworden, welche mit einem unumschränkten Ansehen die damalige Welt beherrschen wollte und beherrschte; nun aber bildete die Lehre und der daraus hervorgehende Glaube ihre eigentliche Grundlage; sie hätte sich daher in dieser ihrer Stellung nicht behaupten können, wenn sie die Bestimmung dieser Lehre nicht hätte unwidersprechlich in ihrer Hand behalten wollen. Es war daher bereits ein Glaubensartikel geworden, daß Papst und Kirche allein über das zu bestimmen habe, was gelehrt und geglaubt werden müsse, und daß ihre Bestimmungen unfehlbar seien; als eine Unterthanenpflicht wurde es aber betrachtet, so zu glauben, wie es von oben befohlen wurde, und jeden Zweifel und Widerspruch dagegen sah man als Verbrechen an. Wenn nun die also aufgezwungene Kirchenlehre nur auf das göttliche Wort gegründet gewesen wäre! Aber wenigstens eben so sehr, als aus der Schrift, schöpfte sie aus der sogenannten **Tradition**, d. i. den Ueberlieferungen, welche neben dem geschriebenen Worte aus der apostolischen Zeit her in der Kirche sich sollten erhalten haben, und wo diese zur Rechtfertigung der selbstersonnenen Lehren nicht ausreichte, berief man sich auf die Machtvollkom-

men-

menheit der Kirche, vermöge des ihr gegebenen heiligen Geistes über Glauben und Lehre zu bestimmen. Und damit der Willkühr in der Festsetzung der Lehre nichts fehlte, mußten auch neue Offenbarungen dazu dienen, die Lehrbestimmungen der Kirche ins Licht zu setzen und zu bestätigen, und solche fanden um so mehr Eingang, als das Zeitalter überhaupt eine besondere Neigung zum Außerordentlichen hatte.

Eine vorzügliche Berühmtheit haben hier die Offenbarungen der heiligen **Hildegard** erlangt, welche zu des heiligen Bernhards Zeit lebte. Sie war Aebtissin eines Klosters in der Nähe von Bingen am Rhein, und rühmte sich, schon in frühester Jugend Offenbarungen von Gott empfangen zu haben. Sie gab vor, daß ein Licht von großem Glanze aus dem geöffneten Himmel über sie gekommen sei und habe ihr Gehirn, Herz und Brust mit einer erwärmenden Flamme durchdrungen, seit welcher Zeit sie erst zur vollkommenen Klarheit gekommen sei. Alle ihre Gesichte empfing sie nicht im Traume oder Schlafe, sondern, wie die Lebensbeschreibung sich ausdrückt, „immer wachend und vorsichtig, in reinem Gemüthe, mit den Augen und Ohren des innern Menschen nach dem Willen Gottes.“ Dieselben bestanden in Erscheinung wunderlicher Gestalten, welche sie denn auf eine geistliche Weise und immer so, daß die Kirche damit zufrieden sein konnte, deutete. Sie sammelte ihre Gesichte, und als der heilige **Bernhard** dieser Schrift ansichtig wurde, rief er voll Verwunderung: „Diese Schrift ist nicht von Menschen erfunden worden; auch kann sie kein sterblicher

Mensch

Mensch begreifen, wenn er nicht inwendig durch die Liebe zur Aehnlichkeit mit Gott erneuert worden ist." Und sein Urtheil übte einen solchen Einfluß auf den Papst, daß dieser sich feierlich für ihre Offenbarungen erklärte, wodurch dieselben denn freilich ein Ansehen erlangten, welches bedeutend genug war.

§. 2. Fortsetzung.

Die damalige Zeit verdiente denselben Vorwurf, welchen der Herr den Pharisäern machte: „Ihr hebet Gottes Wort auf durch eure Aufsätze, die ihr aufgesetzt habt, und deßgleichen thut ihr viel." (Marc. 7, 13.) Es war daher kein Wunder, daß die christliche Lehre, indem man sie aus so trüber Quelle schöpfte, auch vielfältig verunstaltet wurde. Diese Verunstaltung erfuhren aber hauptsächlich die Lehren von der **Sündenvergebung** und der **Rechtfertigung**.

Es ist einzig und allein das Verdienst Jesu Christi, durch welches wir, nach der Lehre der Schrift, die **Vergebung der Sünden** haben, und er ist allein der Herr, der die Macht hat, auf Erden die Sünden zu vergeben; und wenn er auch seinen Jüngern die Vollmacht ertheilte, die Sünden zu erlassen und zu behalten (Joh. 20, 22.), so geschah dieß nur in der Voraussetzung, daß sie von dem heiligen Geiste dabei geleitet würden, und die von Gott unabänderlich bestimmte Ordnung der wahren Buße und des wahren Glaubens dabei zur Grundlage machten. Unter diesen Bedingungen haben auch jetzt noch nicht allein die Diener Gottes, sondern jeder wahre Jünger des Herrn sol-

solche Macht. Nun aber lehrte die damalige Kirche, daß der Papst, als der Nachfolger Petri, ohne Weiteres die Macht habe, die Sünden zu erlassen und zu behalten, auch die Bedingungen festzustellen, unter denen die Erlassung stattfinden solle. Und es war nun auch nicht mehr allein das Verdienst Christi, um welches willen die Vergebung ertheilt wurde, sondern zur Unehre des Sohnes Gottes und in gottloser Menschenvergötterung hatte man die Lehre von einem Schatze aufgebracht, in welchem die Kirche habe die Reichthümer nicht allein „der Verdienste und des Leidens Christi, sondern auch der ruhmwürdigen Jungfrau Maria, aller Apostel, Märtyrer und Heiligen Gottes, sowohl der lebenden, als der verstorbenen, welche alle viel mehr Gutes gethan als das Gesetz Gottes erfordere, jeden Falls aber so viel ungerechter Weise gelitten hätten, daß ihre etwanigen Fehler reichlich damit ausgesöhnt wären.“ Dieser Schatz aber sei so groß, daß für keine Zeit eine Verminderung desselben zu fürchten sei, und dem Papste sei er anvertrauet, um aus eigenen und vernünftigen Ursachen den Gläubigen davon mitzutheilen.

Bei einer solchen Fassung der Lehre von der Sündenvergebung kann es nicht befremden, daß auch die Lehre von der **Rechtfertigung** bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wurde. Lehrt die Schrift, daß man allein durch den Glauben an den, der die Gottlosen gerecht macht, gerecht werde und nicht durch die Werke, so schloß man zwar den Glauben bei der Rechtfertigung nicht aus; weil man unter dem Glauben aber nur die äußerliche Unterwerfung unter die Lehrsätze der Kirche ver-

stand

stand und darum keine Erfahrung von seiner rechtfertigenden Kraft haben konnte, so legte man desto größern Werth auf das Werk. Gottesdienstliche Handlungen, kirchliche Büßungen, Mönchsgelübde, Schenkungen an die Kirche und die Klöster, Theilnahme an den Kreuzzügen u. s. w., das waren die Dinge, durch welche man Gottes Wohlgefallen erlangen zu können lehrte, und je willkührlicher diese Werke, je weniger durch Gottes Wort geboten sie waren, desto größeres Verdienst glaubte man dadurch vor Gott zu erlangen. Wurzelt aber die Lehre der Schrift von der Rechtfertigung allein durch den Glauben in der Lehre von dem gänzlichen Verderben der menschlichen Natur, so ist begreiflich, daß eine Zeit, welche die Rechtfertigung von dem Werk und Verdienst des Menschen in so hohem Maße abhängig machte, auch von der menschlichen Natur die schriftmäßigen Vorstellungen nicht haben konnte. Diejenigen, welche noch am strengsten dachten, schrieben wenigstens dem gefallenen Menschen so viel eigene Kraft zu, daß er sich der göttlichen Gnade würdig machen könne; wenn es aber allgemeine Lehre werden, daß die Heiligen mehr Gutes gethan hätten, als das Gesetz Gottes erforderte, wenn man sogar eine unbefleckte Empfängniß, eine sündliche Geburt der Maria behaupten konnte, so sieht man leicht, wie die allgemeine Meinung die Güte und Kraft der menschlichen Natur über alle Gebühr erhob. Welch eine Verwüstung aber durch Lehren dieser Art in der Kirche angerichtet wurde, zu welchem geistlichen Hochmuth einerseits, zu welcher Verzweiflung andererseits die Menschen getrieben wurden, die durch eigene Kraft

und

und eigenes Werk wollten gerecht werden, und doch nicht konnten, auf welche falschen Wege und wie von Christo ab sie alle geführt wurden, das braucht nicht mehr erörtert zu werden, davon giebt die Geschichte dieses Zeitalters auf jedem Blatte die sprechendsten Beläge.

§. 3. Die Scholastiker.

Den größten Einfluß auf die Bildung der christlichen Lehre in diesem Zeitraume übten die sogenannten **Scholastiker.** Scholastici nannte man ursprünglich die Lehrer an den Klosterschulen; nachher wurde dieser Name auf eine Klasse von Gelehrten übertragen, welche seit dem elften Jahrhunderte mit der christlichen Religionswissenschaft besonders eifrig sich beschäftigten, und eine Menge von Schriften verfaßt haben, welche wenigstens von großem Scharfsinne zeugen. Auch in ihrer Lehrart zeigt sich die Eigenthümlichkeit jenes Zeitalters, die unumschränkte Herrschaft der Kirche. Nach einem langen Schlafe hatte im Verlauf des elften Jahrhunderts ein regeres Leben in der Wissenschaft begonnen, welches seinen Hauptsitz auf der Universität von Paris hatte, und in der Folge die Stiftung mehrerer Universitäten in Deutschland hervorrief. Dazu kam die jener Zeit eigene Kampfslust, welche in dem streitlustigen Ritterthume so merkwürdig sich offenbarte. Und daraus ging nun ein eigen bewegtes, oft so keckes Streben hervor, die Kraft des Gedankens im geistigen Streite zu erproben und zu bewähren. Gleichwohl beugte sich dieses Streben vor der alles beherrschenden Macht der Kirche, und auch dieses geistige Ritterthum

trat

trat gehorsam in ihren Dienst, wie das andere. Ein freilich ganz anders gemeinter Ausspruch Augustins: „der Glaube geht der Erkenntniß voran" wurde der Wahlspruch der Scholastiker; und indem sie die unabänderliche Richtigkeit der damals geltenden Kirchenlehre voraussetzten, wurde es ihre Aufgabe, dieselbe mit den Ergebnissen ihres freien Denkens in Einklang zu bringen, und durch philosophische Gründe zu rechtfertigen und zu verfechten. Ursprünglich war das Streben der Scholastiker durchaus ein ehrenwerthes. Man wollte seines Glaubens gewiß werden. Wir finden bei den Urhebern der Scholastik, und auch bei manchen ihrer Nachfolger ein reiches inneres Glaubensleben, dessen Erscheinungen sie durch äußerst tiefsinnige Forschungen zu erklären und unter sich in Zusammenhang zu bringen suchen. Diese bessere Richtung zeigt sich besonders bei dem Manne, der in der Regel der Vater der Scholastik genannt wird, und dessen Leben wir eine kurze Betrachtung widmen. Es ist Anselm.

1. Anselm.

Anselm wurde zu Aosta in Piemont im Jahre 1034 geboren. Der Einfluß einer frommen Mutter weckte in ihm schon frühzeitig eine ganz besondere Neigung zum Mönchsstande. Da er aber von seinem sehr verschieden gesinnten Vater verhindert wurde, dieselbe zu befriedigen, so ergab er sich vielmehr den größten Ausschweifungen, verließ das väterliche Haus und irrte in der Welt umher. Auf seinen Wanderungen durch Frankreich drang zu ihm der Ruf eines ausgezeichneten Ge-

Gelehrten, der in dem Kloster zu Bec eine Menge von Schülern um sich sammelte, Namens Lanfrank. Dem vertraute er sich an, und es ging nun eine große Umwandlung mit ihm vor. Er ward Mönch; und da er jetzt die frühesten Neigungen seiner Jugend befriedigt sah, und die Pflanze ihren Boden gefunden hatte, so entfalteten sich alle seine großen Anlagen zur schönsten Blüthe. Sein Lehrer stand in dem Ansehen einer großen Gelehrsamkeit; er aber wurde bald nicht allein als der gelehrteste Mann seiner Zeit, sondern auch als ein Heiliger verehrt. Gott hatte ihm einen seinen außerordentlichen Gaben entsprechenden Wirkungskreis zugedacht. Bisher nur Abt des Klosters zu Bec, sollte er nun einen erzbischöflichen Stuhl besteigen. In der Art, wie er zu dieser Ehre gelangte, und wie er dieß hohe Amt führte, zeigte sich der ganze Adel seiner Gesinnung. Bei einer gelegentlichen Reise nach England hatten ihn viele dortige Große, auch der König kennen gelernt, sie wünschten ihn alle dort zu haben. Anselms demüthiger Sinn hatte aber eine Scheu vor hohen Ehrenstellen; und weil sich das Gerücht verbreitete, er solle zu dem damals erledigten Erzbisthume von Canterbury erhoben werden, entschloß er sich schwer dazu, der an ihn ergangenen Aufforderung Gehör zu geben. Der König, ein roher Gewalthaber, der die Einkünfte der hohen kirchlichen Stellen lieber für sich benutzen, als sie zum Frommen der Gemeinde mit würdigen Leuten besetzen wollte, war freilich noch gar nicht Willens, Anselm jenes Erzbisthum zu verleihen, traute demselben aber bei aller sonstigen Ehrfurcht, die er

er vor ihm hatte, eben so wenig zu, daß er nicht lüstern darnach wäre. Denn als einer seiner Hofleute ihm Anselms himmlische Gesinnung und seine hohe Uneigennützigkeit anpries, erwiderte er spöttisch, er würde gewiß mit Händen und Füßen zugreifen, wenn ihm nur jene Ehrenstelle angeboten würde, setzte aber gleich mit einem Schwur hinzu: „Niemand soll sie bekommen, als ich allein." Er sollte aber bald eben so sehr seinen Schwur, als seinen Verdacht bereuen. Die Wege Gottes sind wunderbar. Plötzlich überfiel ihn eine tödtliche Krankheit. Man rieth ihm, an das Heil seiner Seele zu denken, und vor allem das erledigte Erzbisthum zu besetzen. Jetzt willigte er in alles; aber Anselm wollte durchaus nicht darin willigen, das nunmehr ihm förmlich angetragene Erzbisthum anzunehmen, und der König mußte ihn beschwören, es nicht zu verschmähen, denn er könne nicht selig sterben, so lange es unbesetzt bliebe. Dennoch gab Anselm erst dann nach, als man ihm mit Gewalt den erzbischöflichen Stab in die Hand drückte. Des Königs Buße zeigte indeß, daß eine späte Buße selten eine rechte ist. Er genas und bedrückte die Kirche nach, wie vor. Mit bewunderungswürdiger Festigkeit widerstand ihm Anselm und sein nachheriges Leben wird eine Reihe von Trübsalen, welche er im Kampfe für Recht und Gerechtigkeit zu erdulden hatte, die aber nur dazu dienten, seinen Glauben zu läutern und in das herrlichste Licht zu stellen.

Anselm verdient wegen der Selbstverleugnung und der Standhaftigkeit, welche er in diesen äußern kirchlichen Verhältnissen zeigte, große

Anerkennung, den höchsten Ruhm aber hat er durch seine Schriften, in welchen er die tiefsinnigsten Forschungen niedergelegt hat, erlangt. Wie alle Scholastiker betrachtete auch er es als seine Aufgabe, die kirchliche Lehre mit der Vernunfterkenntniß in Einklang zu bringen; theils aber erkannte er vielfältig die Schranken menschlicher Erkenntniß an, und unternahm nicht zu beweisen, was nur durch Spitzfindigkeiten erwiesen werden konnte, theils ging er immer von einem lebendigen erfahrungsmäßigen Glauben aus, ohne welchen er keine wahre Erkenntniß göttlicher Dinge für möglich erachtete, welches Beides von den spätern Scholastikern so oft vergessen wurde. Ganz besonders verdient machte er sich um die kirchliche Lehre von dem Erlösungswerke Christi. Er war der erste, der in seinem berühmten Werke: „Warum Gott Mensch geworden sei" sie auf eine wissenschaftliche Weise begründete, indem er zu erweisen suchte, daß die Gerechtigkeit Gottes durchaus eine Genugthuung für die Verletzung seiner Gebote fordere und dieselbe weder von einem sündigen Menschen, noch von einem Engel habe geleistet werden können, sondern nur von Gott selbst, der seinen Sohn habe dahin gegeben, daß er die Strafen der Sünde auf sich nehme.

2. Die übrigen Scholastiker.

Die Kirche hatte dem Streben Anselms ihren ganzen Beifall geschenkt, mit Mißtrauen aber betrachtete sie es, als bald darauf Abälard, den von jenem eingeschlagenen Weg einseitig verfolgend, mit seinen kühnen Gedanken die Schranken der Kir-

Kirchenlehre durchbrechen zu wollen schien, und wir haben oben schon von dem Schicksal gehört, welches sie ihm bereitete. (p. 148.) Zu tief aber war diese ganze Richtung in dem Geiste der Zeit begründet, als daß sie von ihr hätte unterdrückt werden können. Nachdem daher ein Hugo a Sancto Victore (geb. 1097), ein Mann von eben so großem Scharfsinne als tiefem christlichen Gefühle mit seinen zahlreichen Schülern die Besorgnisse der Kirche vor dem zu kühnen Denken dadurch gehoben hatte, daß er die Bedürfnisse des Herzens wieder mehr berücksichtigte, so erfuhren die Scholastiker bald keinen Widerspruch mehr von der Kirche, selbst wenn sie nachher von Victors Lehrart abwichen, und es trat eine Reihe von Männern auf, welche bald mit mehr, bald mit weniger Anerkennung der menschlichen Beschränktheit und der Natur des lebendigen Glaubens ihren Scharfsinn an der verstandesmäßigen Begründung und Darstellung der Kirchenlehre übten, wozu sie besonders die Lehrformeln des heidnischen Weltweisen Aristoteles benutzten, dessen Schriften inzwischen immer mehr bekannt geworden waren. Petrus Lombardus schrieb ein Werk, in welchem er eine Menge von Aussprüchen der Kirchenlehrer zusammenstellte, auf künstliche Weise mit einander ausglich und zu einem Ganzen ordnete; welche Schrift das allgemeine Lehrbuch für mehrere Jahrhunderte wurde. Alexander von Hales, Albertus Magnus und besonders Thomas von Aquino, Bonaventura und Duns Scotus sind Namen, welche nach ihm mit Auszeichnung genannt zu werden verdienen. Thomas

mas von Aquino, eine Dominicanermönch, war ein Mann von großen Geistesgaben und einer innigen Frömmigkeit; wenn ihn bei seinen tiefen Untersuchungen sein durchdringender Verstand rathlos ließ, so bat er Gott auf seinen Knien um Erleuchtung von oben und ging mit erfrischtem Geiste von neuem an die Arbeit. Die Verehrung seiner Zeitgenossen gab ihm den Beiname Doctor angelicus (engelgleich), wie der ihm am Geiste verwandte Bonaventura Doctor seraphicus (seraphgleich) genannt wurde. Mehr Einfluß noch, als dieser Letztere, gewann der durch eine feine Unterscheidungsgabe besonders ausgezeichnete Franziscaner Duns Scotus. Er ward das Haupt einer Partei, nach ihm Scotisten genannt, welche sich den Anhängern des Thomas von Aquino, die sich nach ihm Thomisten nannten, in einem langwierigen Kampfe gegenüber stellte. Während die Thomisten das Verdienst Christi, wie es recht und billig war, über alles erhoben, schmälerten die Scotisten dasselbe; indem jene von dem Unvermögen der menschlichen Natur wie Augustinus sprachen, erhoben diese die Güte und Kraft derselben, wie Pelagius; und besonders war die unbefleckte Empfängniß der Maria ein Streitpunkt zwischen Beiden, welche die Scotisten, als die Lobredner auf die menschliche Natur begreiflicher Weise vertheidigten, die Thomisten aber verwarfen.

Es lag in dem ganzen Streben der Scholastik eine große Gefahr. Die Religion war vorzugsweise zum Gegenstande des Denkens gemacht worden; so lange diesem Denken eine lebendige Erfahrung, wie es bei den vorher genannten Männern gro-

ßentheils der Fall war, zum Grunde lag, hatte es noch einen würdigen Stoff, an dem es sich üben konnte, und setzte manche christliche Wahrheit in ein helleres Licht; fehlte ihm aber jene, so mußte es entweder zum Zweifel oder zu einem todten Formelwesen führen. Das Letztere aber war darum mehr zu besorgen, weil man nicht wagte, der allgewaltig herrschenden Kirchenlehre sich zu widersetzen. Ja weil man es als seine einzige Aufgabe betrachtete, diese zu rechtfertigen, so war zu befürchten, daß man auch ihre Irrthümer durch allerhand Spitzfindigkeiten vor der Vernunft in ein günstiges Licht zu stellen suchen würde. Und dieser Gefahr entging die Scholastik nicht. Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte artete dieselbe ganz aus. Sie unternahm es, alle Mißbräuche der Kirche zu rechtfertigen; sie wurde ein Gewebe von Spitzfindigkeiten und leeren Denkformeln. Man ließ Heere von müßigen Fragen und Gegenfragen gegen einander anrücken, sich dann unruhig eine Weile auf dem Kampfplatze umhertummeln, um sich zuletzt dann der vorher schon getroffenen Entscheidung der Kirche zu fügen. Um nur ein Beispiel der Art anzuführen, so warf einer der Scholastiker folgende Fragen über das Abendmahl auf: „War es wohl schicklich, daß dieses Sacrament vorgebildet ward? War es wohl schicklich, daß es ein oder mehrere Vorbilder hatte? Schickte es sich besser für die Zeit des Naturgesetzes, oder des geschriebenen Gesetzes? Ist es ein einziges Sacrament, und wenn dieses, warum wird es unter einer zweifachen Gestalt zu Stande gebracht? Gehören beide Gestalten zu seiner Vollständigkeit?

Warum wird der Leib Christi mehr von Weizenmehl verfertigt, als von anderm Mehl? Schickt sich Rosenwasser oder anderes künstliches Wasser zu diesem Sacramente? Gehört Wasser zur Substanz desselben? Und wie viel muß dem Weine beigemischt werden? Kann das Blut Christi aus zugemischtem Weine, aus Essig, Most und dergleichen geweihet werden? Haben die Einsetzungsworte eine gewisse Kraft, das Element in den Leib Christi zu verwandeln, oder handelt dabei eine unerschaffene Kraft, und kann die den Worten ertheilte Kraft die Elemente von jeder Größe in den Leib und das Blut Christi verwandeln?" In der Beantwortung solcher Fragen erschöpften die Scholastiker der letztern Zeit ihren Scharfsinn; und je leerer ihr Wissen war, desto mehr blähete sie es auf, desto weniger nützte es. Einen tiefen Blick in den Schaden dieser Richtung hat ein gottseliger Mann gethan, der von seinen damaligen Zeitgenossen sagte: „Viele wissen Vieles, nur sich selbst kennen sie nicht. Sie suchen Gott in äußern Dingen und sind in ihrem eignen Innern nicht zu Hause."

Unter diesen Umständen war daher am Ende doch nicht viel durch die Scholastik gewonnen. Die Kirche in ihrer damaligen Gestalt zog allein den Vortheil von ihr, indem sie ihre Lehren und ihre Gebräuche durch das Ansehen und die Untersuchungen der gelehrtesten Männer befestiget sah; aber weder die christliche Wissenschaft hatte einen erheblichen Gewinn von ihr, indem theils die Form, welche sie durch die Scholastiker erhielt, steif und ungenießbar, theils weil in ihrem Gehalte zu sehr

Wahres und Falsches unter einander gemischt war; und noch weniger das christliche Leben, weil die hochgelehrten Scholastiker sich wenig um das Volk bekümmerten, und wenn sie es thaten, in solcher Weise zu demselben redeten, daß sie von ihm nicht verstanden wurden, und überhaupt es veranlaßten, daß die Einfalt, Herzlichkeit und Schriftmäßigkeit in dem Vortrag der christlichen Wahrheit immer mehr verloren ging. Und das war ein großer Schade.

§. 4. Die Mystiker.

Gottes gnädige Hand bei der Regierung der Kirche zeigt sich darin so ganz besonders, daß sie, wo irgend eine falsche Richtung sich hervorthut, eine entgegengesetzte erweckt, welche jene beschränkt, und auf diese Weise durch beide zusammen die Wahrheit ans Licht stellt. Auch die Scholastik erfuhr diese Gegenwirkung. Viele einsichtsvolle Männer erkannten die Gefahr, welche dem Christenthume von der einseitigen Verstandesrichtung, welche sie verfolgte, drohete, und traten auf verschiedene Weise derselben entgegen. Einige verwiesen im Gegensatze gegen die weitläufigen und schwerfälligen Beweise, welche man für die christlichen Wahrheiten aufstellte, mit großem Nachdruck auf die Bibel, als die einzig wahre Quelle aller christlichen Erkenntniß, und beschäftigten sich besonders mit ihrer Auslegung. Obgleich sie ohne Zweifel den richtigen Weg eingeschlagen hatten, so hatten ihre Bemühungen doch nicht den gewünschten Erfolg, weil sie den einfältigen Blick in das Wort Gottes durch ihre Befangenheit in der Kirchenlehre sich trüben lie-

ließen. Andere aber, noch größere Feinde jener verstandesmäßigen Behandlung des Christenthums, suchten allein in dem frommen Gefühl, in der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott, und in dem, was sie da geschauet und erfahren hatten, die Quelle aller christlichen Erkenntniß und alles christlichen Lebens. Diese sind die sogenannten **Mystiker**. Und wie jetzt noch diejenigen die besten unter den Christen zu sein pflegen, welche von der Welt Mystiker gescholten werden, so waren auch damals die Mystiker gerade die edelsten unter ihren Zeitgenossen. Diese Männer, welche das Geheimniß des Glaubens so ganz in der Tiefe ihres frommen Gemüthes trugen und genossen, und in seinen kräftigen Wirkungen die höchste Bürgschaft für die Wahrheit desselben hatten, hegten die größten Besorgnisse vor einem Streben, welches den Glauben von gelehrten Beweisen abhängig machen und so seine eigenthümliche Natur verkehren zu wollen schien. Wir sehen daher, daß bei dem ersten Auftreten der Scholastik ein **Bernhard**, den man als den Vater der Mystik anzusehen pflegt, sich ernst und entschieden gegen dieselbe erklärt. Bald aber schienen beide Richtungen sich versöhnen zu wollen, indem gerade die besten der Scholastiker die Erfahrungen des innern Lebens zur Grundlage ihrer gelehrten Untersuchungen machten. Als aber dann die Scholastik in dürre Spitzfindigkeiten ausartete, erhob sich die Mystik wieder gegen sie, und übte den heilsamsten Einfluß auf ihre Zeit, indem sie der einfachen Herzensfrömmigkeit das Wort redete und sie gegen alles todte Formel- und Formenwesen jener Tage in den Schutz nahm. Es ist die Mystik überhaupt

die Blüthe des Mittelalters. Ein tiefes Gemüthsleben ist eine hervorstechende Eigenthümlichkeit desselben; und wenn dieses sonst in seinen Aeußerungen oft verzerrt erscheint, so offenbart es sich hier am reinsten und reichsten. Wir können es uns darum nicht versagen, diese achtungswerthe Geistesrichtung in ihren vornehmsten Vertreten näher zu betrachten.

1. Johann Tauler.

Johann Tauler nimmt eine der vornehmsten Stellen unter den Mystikern des Mittelalters ein. Luther äußerte über ihn, daß er nie, weder in lateinischer noch deutscher Sprache, eine heilsamere und mit dem Evangelium mehr übereinstimmende Theologie gelesen habe, als die seinige, und noch jetzt dienen seine Schriften zur Erbauung Vieler. Er war Dominicanermönch und wirkte zu Cöln und Straßburg um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Er hat am meisten sich ausgezeichnet als Prediger, und über die Art und Weise, wie er wurde, was er war, hat man eine merkwürdige Erzählung, die zugleich den besten Aufschluß über seine Denkungsart giebt. Im Jahre 1340 predigte er bereits mit einem Beifalle, der ihn weit und breit berühmt machte. Da empfing ein Laie, ein Mann, reich an Gnade und Gabe, zu drei verschiedenen Malen im Traume Befehl, die Predigten des berühmten Redners zu hören. Er that es, fand sich aber so wenig befriedigt durch seine Redeweise, daß er ihm, und zwar wieder auf höhern Antrieb, eröffnete, er habe sich bisher noch durch den Buchstaben tödten lassen, die Süßigkeit

des

des heiligen Geistes aber noch nicht geschmeckt; auch verlasse er sich noch auf seine vernünftige sinnreiche Meisterschaft, liebe überhaupt sich mehr als Gott; daher auch nur noch wenige durch ihn des heiligen Geistes theilhaftig geworden seien. Tauler konnte nach einer genauen Selbstprüfung nicht läugnen, daß der Fremde Recht habe, und war nun nur um so begieriger, zu erfahren, wie er zu der höchsten Vollkommenheit des Lebens gelangen könne. Der Fremde kam seinem Begehren gern entgegen und gab ihm eine Anweisung dazu in einzelnen Sätzen, welche nach den Buchstaben des Alphabets geordnet waren. Um dieselben sich zu eigen zu machen, gestand er ihm fünf Wochen zu, und empfahl ihm dabei, das Kreuz Christi auf sich zu nehmen, von seiner stolzen sinnreichen Vernunft abzulassen, allein frommen Betrachtungen, insonderheit über das Leiden Christi, sich hinzugeben, all das Seinige zu verkaufen, und alles fahren zu lassen, was ihm lieb sei. Er gerieth nun in einen innern Kampf, der zwei Jahre lang dauerte, und selbst seine Leibeskräfte so angriff, daß er gefährlich krank wurde; wobei die Armuth und die Verachtung, in welche der einst so gefeierte Redner nach seiner Zurückgezogenheit überdieß gekommen war, diesem nur um so drückender wurde. Als er aber so im tiefsten Elende schmachtete, hörte er eine göttliche Stimme, daß er nur freudigen Muth und feste Zuversicht zu Gott fassen solle. „Und plötzlich,“ sagt die Erzählung, „kam er von seiner Sinnlichkeit und Vernunft, und als er das Bewußtsein wieder erlangte, empfand er im Innern, wie im Aeußern, neue Kraft und neue Einsichten.“

Der

Der Laie aber, dem er diese Erfahrung mittheilte, erklärte ihm, daß er nun erst die große Gnade von Gott empfangen habe, nun erst sei er mit dem heiligen Geiste erfüllt, jetzt erst werde er mit wahrem Nutzen predigen. Ermuntert durch diesen tröstlichen Zuspruch, versuchte nun Tauler nach so langer Zeit zum ersten Male wieder öffentlich aufzutreten. Aber gleich beim Anfangsgebete zerfloß er so sehr in Thränen, daß er kein Wort mehr vorbringen konnte. Dieß Geschick wurde für ihn um so drückender, als es ihm den Spott der Menge und den Unwillen seiner Obern in dem Maße zuzog, daß sie ihm nun das Predigen gänzlich untersagten. Sein weiser Rathgeber indeß wußte ihn darüber zu trösten, indem er ihm erklärte, es müsse noch irgend eine hochmüthige Regung in ihm verborgen gewesen sein, von welcher ihn Gott durch die ihm widerfahrene Demüthigung habe befreien wollen, er solle darin eine besondere Gnade erkennen und Gott dafür dankbar sein. Und es zeigte sich auch bald, daß diese Erfahrung seine geistigen Kräfte nur gestärkt habe; denn als er einige Zeit darauf wieder öffentlich auftrat, war seine Predigt von den auffallendsten Wirkungen begleitet. Er sprach über die Verbindung Christi mit seiner Kirche und verglich sie der zwischen einem Bräutigam und seiner Braut. „Wenn die Braut," sagte er, „alles aufgiebt, um dem Bräutigam zu gefallen, so beginnt er sie anzusehen, und verehrt ihr zuerst das, was er seinen lieben besondern Freunden pflegt zu schenken, nämlich allerlei Leiden inwendig und auswendig. Durch die anhaltende und große

Trüb-

Trübsal wird die Braut endlich ganz rein von allen ihren Gebrechen und sinnlichen Befleckungen. Nun erst sieht sie der Bräutigam mit unermeßlicher großer göttlicher Freundschaft an. Sein Vater führt sie beide in die Kirche und verbindet sie in göttlicher Liebe so fest, daß sie in Ewigkeit nicht geschieden werden können. Der Schenke bei der Hochzeit ist der heilige Geist; der geußt in die Braut gar überflüssige göttliche Liebe, daß die Liebe fleußt in den Bräutigam, also daß die Braut ganz von sich selbst kommt, daß sie trunken wird von Liebe, daß sie ihrer selbst vergisset und aller Creatur in Zeit und Ewigkeit mit ihr. Bei dieser Hochzeit gewährt eine Stunde mehr Friede und Freude, als alle Geschöpfe in Zeit und Ewigkeit geben mögen." Als Tauler dieß sagte, rief ein Mensch aus: „Es ist wahr!" und fiel wie todt zurück. Eine Frau aber aus dem Volke schrie: „Herr, hört auf, sonst stirbt uns dieser Mann unter unsern Händen!" Jedoch er antwortete: „Ach lieben Kinder, nimmt denn der Bräutigam die Braut, und führt sie mit sich heim, so wollen wir sie ihm gern lassen." Sein bisheriger Führer machte ihn nun auf diese außerordentlichen Wirkungen seiner Predigt, als ein göttliches Siegel ihrer Wahrheit, aufmerksam und ermunterte ihn so fortzufahren, wo er dann noch Größeres sehen werde. Acht Jahre lang war ihm noch vergönnt, die überschwengliche Seligkeit in dem Genusse der Liebe Gottes durch geistliche Armuth und gänzliche Entäußerung seiner selbst in Predigt und Schrift zu verkündigen, bis er nach einem fürchterlichen Todeskampfe zu dem vollkomme-

me-

menen und ewigen Anschauen dessen gelangte, nach welchem er in Sehnsucht sich verzehrt hatte. Nach seinem Tode soll er, wie es zwischen Beiden verabredet war, seinem Freunde noch einmal erschienen sein, um ihm zu offenbaren, daß er darum ein so schweres Ende habe nehmen müssen, damit die Engel seine Seele sogleich empfangen und ins Paradies führen konnten.

2. Johann Ruysbroech und Thomas a Kempis.

Noch mehr, wie **Tauler**, ist von seinen Zeitgenossen als Mystiker gepriesen worden **Johann Ruysbroech**, Vorgesetzter der Chorherrn zu **Grünthal** in **Brabant**. Der Beschreiber seines Lebens sagt, **Tauler** sei zwar geübter gewesen in der scholastischen Theologie, aber im beschaulichen Leben habe er weit unter ihm gestanden, und habe von ihm gelernt. Schon von frühester Kindheit an trachtete er dem heiligen Leben nach; seit seinem sechzigsten Jahre aber, nachdem er durch mancherlei Uebungen die Vollkommenheit erlangt zu haben glaubte, lebte er in der stillsten Einsamkeit und Zurückgezogenheit. Wenn er fühlte, daß er vom göttlichen Glanze erleuchtet wurde, vergrub er sich tief in den Wald; oft fand man ihn hier in heiliger Entzückung, und sein Angesicht strahlte von göttlicher Herrlichkeit. Nur in solchem Zustande verfaßte er seine Schriften, und er versicherte, „daß er niemals ein Wort anders, als aus Eingebung des heiligen Geistes, auch in einer ausnehmenden und höchst süßen Gegenwart der überallerheiligsten Dreieinigkeit niedergeschrieben habe.“ Oft beschreibt er in seinen zahlreichen Schriften, allerdings in schwärme-

merischer Weise, den Zustand der höchsten Entzückung des Gemüths, „wenn die unermeßliche Bestrahlung Gottes, mit einer unbegreiflichen Klarheit verbunden, welche die Ursach von allen Gaben und Tugenden sei, die genießende Neigung unsers Geistes mit einem unbegreiflichen und unermeßlichen Lichte umschließe und durchdringe.“ Aber doch ist er weit entfernt, diesen Zustand allgemein zu fordern, warnt vielmehr eben so sehr vor einer eigenmächtigen Herbeiführung desselben, als vor einer müßigen Beschaulichkeit, thut die tiefsten Blicke in das Wesen der menschlichen Sünde, und entwickelt den höchsten Ernst in seinen sittlichen Forderungen.

Keiner unter den Mystikern hat aber einen so allgemeinen und dauernden Ruhm erlangt, als **Thomas Hamerken**, von dem im Erzbisthum Cöln gelegenen Städtchen Kempen, seinem Geburtsorte, gewöhnlich **Thomas a Kempis** genannt, geb. 1380. Einen großen Einfluß auf seine Bildung erhielt **Florentius**, der Nachfolger des berühmten **Gerhard de Groot**, des Stifters der Brüderschaft vom gemeinschaftlichen Leben im Kloster zu **Windesheim**. Wohlthätig sorgte dieser edle Mann hier für sein leibliches uud geistliches Gedeihen; und als seine Erziehung vollendet war, erinnerte er ihn, daß es nunmehr für ihn Zeit sei, eine bestimmte Lebensart zu wählen. „Zwei Wege,“ sprach er, „leiten zur Seligkeit hin, der Weg des Thuns, welchen diejenigen erwählen, die sich durch gute Werke um Christum verdient machen, und der Weg des Anschauens, welchen diejenigen betreten, die sich zu seinen Fü-

ßen

ßen mit Maria hinsetzen. Du magst wählen, welchen du willst, so wirst du im Kloster sicherer und richtiger darauf einhergehen, als in der gefahrvollen Welt. Christus lehrte diejenigen, welche vollkommen werden wollten, alles zu verkaufen. Sorge nicht, daß du nichts zu verkaufen hast; dein Körper und Wille ist es, den du Gott weihen sollst." Noch bestimmter empfahl er ihm, zu den Brüdern vom gemeinschaftlichen Leben überzutreten. Unserm Thomas aber hatte es bisher schon so wohl bei dieser frommen Genossenschaft gefallen, daß er mit Freuden den ihm gemachten Vorschlag annahm. Er bezog sofort das derselben zugehörige Kloster auf dem St. Agnesberge bei Zwoll und hat in demselben nicht weniger als 71 Jahre zugebracht, denn er erreichte das ungewöhnliche Alter von 91 Jahren. Er lebte in der innigsten Gemeinschaft mit Gott; oft, wenn er mit seinen Mitbrüdern sprach, war es ihm, als wenn Gott ihn anrede und dann ging er mit der Versicherung in seine Zelle, daß ihm eine Unterredung mit dem Freunde seiner Seele bevorstehe. Sein äußerer Wandel entsprach ganz seiner himmlischen Gesinnung; unter den vielen Tugenden, welche ihm nachgerühmt werden, war nicht eine der geringsten, die Arbeitsamkeit. Von dieser geben auch Zeugniß die mannigfaltigen Schriften, welche er uns hinterlassen hat. Unter ihnen zeichnen sich auf eine ganz besondere Weise aus seine **vier Bücher von der Nachfolge Christi.** Es ist zwar ein langer Streit darüber geführt worden, ob unser Thomas wirklich der Verfasser dieser Schrift sei, aber sie hat ihm mit Grund noch

noch nicht abgesprochen werden können. Kein Buch nächst der Bibel ist so vielfältig übersetzt und gedruckt worden, als eben dieß; man zählt gegen zweitausend Ausgaben, welche davon erschienen sind. Es ist auch gar keine Frage, daß es das beste unter allen Erbauungsbüchern ist, welche seit vielen Jahrhunderten geschrieben waren; es ist aus einem Herzen hervorgegangen, welches in der Liebe Gottes seinen Frieden gefunden, und in einfacher, warmer durchsichtiger Sprache zu dem Genusse dieser Liebe auf dem Wege der Selbst- und Weltverleugnung hinlockt; es ist voll der herrlichsten Lebensregeln, die es werth sind, daß man sie täglich beherzige, und nur selten blickt der Aberglaube der Zeit und der mönchische Geist, über den auch der Verfasser sich nicht ganz zu erheben wußte, bei den biblischen und gemüthvollen Ermahnungen hindurch. Es ist nicht noth, durch besondere Auszüge diese vortreffliche Schrift noch näher zu bezeichnen; sie ist den meisten unserer Leser schon hinlänglich bekannt; und wer sie noch nicht kennt, der sollte doch keine Zeit versäumen, sich mit ihr vertraut zu machen.

In Thomas a Kempis hat der Mysticismus die edelste und reinste Gestalt angenommen. Aber im Ganzen hatte er auch seine Gebrechen; dahin gehört seine theilweise Befangenheit in der herrschenden Kirchenlehre, sein nicht genugsames Anschließen an das klare Wort der Schrift, seine Begierde, mehr zu schauen, als zu glauben, das daher rührende öftere Schwärmen in dunkeln, überschwänglichen Gefühlen, vor allem aber die der ganzen Zeit eigenthümliche Eigengerechtigkeit, von

der auch er sich nicht ganz frei zu halten gewußt hat, indem er viel weniger das gläubige Ergreifen des Verdienstes Christi, wie eine oft übertriebene Selbstpeinigung und Selbsttödtung als das Mittel zur vollkommenen Seligkeit anpries. Die Gefahren, denen durch dieß alles der Mysticismus ausgesetzt war, blieben einem Manne nicht verborgen, der noch an einem andern Orte von uns mit Auszeichnung zu nennen ist, dem berühmten Gerson. Er suchte denselben zu reinigen und zu läutern, und dadurch wurde er nur noch mehr geeignet, mit seiner innerlichen Wärme und herzlichen Frömmigkeit ein heilsames Gegengewicht gegen die gemüthlose Verständigkeit der Scholastik und das todte Cerimonienwesen der gesammten Kirche zu üben.

§. 5. Streit über die Lehre von der Gnadenwahl.

Viel war des Denkens, Redens, Schreibens für die bestehende Kirchenlehre im Mittelalter; gegen dieselbe erhoben sich nur wenige Stimmen, denn zu groß war das Ansehen und die Macht der Kirche, zu gewaltsam ihr Verfahren gegen diejenigen, welche ihr zu widersprechen wagten. Es kommen daher auch wenig Lehrstreitigkeiten in diesem Zeitraume vor; ganz fehlte es an solchen aber doch nicht.

Die erste, der wir hier erwähnen, ward im neunten Jahrhunderte geführt, und sie betraf Augustins Lehre von der Gnadenwahl. Die Kirche befand sich in einem merkwürdigen Widerspruche. Dem heiligen Augustinus zollte sie fortwährend die höchste Verehrung, und doch hatte sie seine Lehre fast ganz verlassen; während Augustinus

nus in der Lehre von der Gnadenwahl die Untüchtigkeit des Menschen zu allem Guten und die Gerechtigkeit des Glaubens aufs stärkste hervorhob, redete man der Werkgerechtigkeit allgemein aufs entschiedenste das Wort. Gottschalk, der Sohn eines sächsischen Grafen Bern, wagte es, seiner Zeit diese Untreue vorzuwerfen. Er war von seinem Vater zum Klosterleben gezwungen worden. Mit großer Mühe hatte er dann die Befreiung aus dem Kloster erlangt, war durch den Abt Rabanus aber wieder in dasselbe zurückgeführt worden und hatte nun in dem Studium der Schriften Augustins Trost für sein Geschick gesucht. Tief fühlte er sich von den Wahrheiten, welche ihm hier aufgedeckt wurden, ergriffen; sein denkender Geist faßte sie mit großer Lebendigkeit auf, und nachdem er sie lange bei sich erwogen, sprach er sie zuerst öffentlich aus auf einer Wallfahrt, die er nach Rom unternommen hatte. Hier auf einem gräflichen Gute und in Gegenwart eines Bischofs erklärte er sich, ganz wie Augustinus, über die Gnadenwahl. Er sagte, seit Adams Falle befinden sich alle Menschen in einem Zustande gänzlicher Verderbtheit; Gott wähle nach einem unbedingten Rathschlusse seiner Barmherzigkeit eine Anzahl aus, welchen er die zu ihrer Bekehrung nothwendige Gnade ertheile, die übrigen überlasse und überweise er dem verdienten Verderben. Er schien nun zwar noch weiter zu gehen, wie Augustinus, indem er auch von einer doppelten Vorherbestimmung, der Erwählten zur Seligkeit, der Verdammten zur Verdammniß, sprach. Aber es war nicht seine Meinung, daß Gott die Letztern geradezu zum Bösen

vorherbestimmt habe, sondern er habe nur, weil er vorhergesehen, daß sie böse bleiben würden, nach seiner ewigen Gerechtigkeit, ihre Verdammniß vorher beschlossen. Gottschalk war daher nicht wesentlich von Augustins Lehre abgewichen, und die Kirche, welche dem Augustinus so hohe Verehrung weihete, hatte kein Recht, einen Mann zu verdammen, der seine Lehrsätze nur wieder in Erinnerung brachte. Aber dieselben standen in zu schneidendem Widerspruche mit einer Zeit, welche die menschliche Kraft und das menschliche Verdienst so hoch erhob, als daß man ihre Erneuerung hätte ertragen können. Kaum hatte daher der dem Gottschalk ohnehin schon feindliche Bischof Rabanus von den Aeußerungen desselben Nachricht empfangen, so beschuldigte er ihn zuerst, er habe behauptet, wer nicht zur Seligkeit erwählt sei, der möge thun, was er wolle, so werde er doch nicht selig, der Erwählte dagegen könne sündigen, so viel er wolle, so gehe er doch nicht verloren, und auf Grund dieser fälschlichen Anklagen wußte er dann auf einer zu Mainz 848 gehaltenen Synode seine Verdammung als Irrlehrer zu bewirken. Gottschalk wurde darauf dem ihm vorgesetzten Erzbischofe Hinkmar von Rheims, einem Manne von strengem Leben, großer Gelehrsamkeit, und mächtigem Einflusse, aber leider von eben so großer Herrschsucht, übergeben, der es Gottschalk schwer verzeihen konnte, daß er sich nicht unbedingt unter das bischöfliche Ansehen beugte. Abermal berief derselbe im folgenden Jahre eine Synode, forderte hier gebieterisch von Gottschalk Widerruf, und da dieser standhaft denselben verweigerte,

ward der unglückliche Mann als widerspenstiger Mönch gegeißelt und zu lebenslänglicher Klosterhaft verurtheilt. Vergebens erbot er sich im starken Vertrauen auf seine gerechte Sache sogar die Feuerprobe zu bestehen, das Urtheil ward an ihm vollzogen, und erst nach zwanzigjähriger Gefangenschaft endete der Tod seine Leiden.

Gottschalk selbst war nun zwar zum Schweigen gebracht durch kirchliche Tyrannei, aber seine Sache war zu gerecht, als daß sie nicht hätte muthvolle Vertheidiger finden sollen. Es entspannen sich langwierige Streitigkeiten zwischen ihnen und Hinkmar, welche aber keinen wesentlichen Erfolg hatten. Der Grund war der, daß es meist ein Streit der Begriffe blieb, der nicht ins Leben hinablangte. Hätte man die Abweichungen von Augustins Lehre am meisten in der Werkgerechtigkeit aufgewiesen, die, wie ein fressender Krebs, an dem Leben der damaligen Zeit nagte, wie später Luther es that, so würde der Kampf hartnäckiger, aber auch gesegneter gewesen sein.

§. 6. Streit über die Lehre vom heiligen Abendmahle.

Von allen Hauptlehren des Christenthums war allein die Lehre vom heiligen Abendmahle in den frühern Jahrhunderten unbestritten geblieben. Es herrschten zwar auch damals verschiedene Vorstellungen in derselben, aber man ließ sie gewähren. Das Schwierige in dieser Lehre blieb immer die Vorstellung, die man sich von dem Verhältniß der irdischen und himmlischen Gabe zu einander im Abendmahle zu machen hat. Die meisten nun blieben, was bei diesem großen Ge-

heimnisse auch das allein Sichere ist, bei den Worten Christi, und glaubten, daß bei dem heiligen Abendmahle der Leib und das Blut Christi sich so innig mit dem Brote und Weine vereinige, daß man Beides zugleich wahrhaft empfange. Andere dagegen sahen in dem Brote und Weine mehr nur bedeutungsvolle Zeichen einer allgemeinen heiligenden Gegenwart des Leibes und Blutes Christi; und noch andere näherten sich der Vorstellung, daß Brot und Wein uns nur an den für uns gegebenen Leib Christi und das für uns vergossene Blut erinnern solle. Jedoch wurden diese verschiedenen Vorstellungen nirgends bestimmt und mit Bestreitung der entgegengesetzten ausgesprochen, so daß man keine Veranlassung sah, eine förmliche kirchliche Festsetzung darüber zu machen.

Das war nun aber eben die Ursach, daß im Verlauf der Zeit der zunehmende Aberglaube und die Wundersucht diese ganze Lehre auf eine betrübende Weise verunstaltete. Man fing an von einer wunderbaren Verwandlung des Brotes und des Weines in den Leib und Blut Christi zu sprechen, und schon unter Gregor des Großen Händen sollte sich das geweihete Brot in einen blutigen Finger verwandelt haben. Aber erst im neunten Jahrhunderte wurde diese Brotverwandlungslehre, welche man mit einem lateinischen Namen Transsubstantiation benannte, von einem Mönch Paschasius Radbertus bestimmt und klar hingestellt. Man findet sich oft überrascht, wenn Vorstellungen, in denen man lange unbewußt lebte, plötzlich von andern klar ausgesprochen werden. So geschah es auch hier. Man wußte nicht, was

man

man zu des Paschasius Lehre sagen sollte, und von vielen Seiten erhob sich Widerspruch gegen dieselbe, besonders war es der gelehrte Mönch Ratramnus und der vielberühmte Scotus Erigena, die dem Paschasius mit der Behauptung einer bloß geistigen Gegenwart Christi im Abendmahl sich kräftig entgegen stellten. Aber zu sehr entsprach des Letztern Lehre der sinnlichen Andacht, dem Wunderglauben, der Abgötterei des Zeitalters, zu sehr schien sie das Meßopfer, diesen erhabenen Mittelpunkt des ganzen damaligen Gottesdienstes, zu verherrlichen und die Würde des Priesterthums zu erhöhen, welches durch sein mächtiges Wort nun aus dem geringen Brote die herrlichste und wirklichste Erscheinung Gottes hervorzuzaubern vermöchte, als daß der erhobene Widerspruch hätte von Erfolg sein können.

Das zeigte sich nun ganz besonders bei einem neuen Angriffe, den um die Mitte des elften Jahrhunderts Berengarius, Vorsteher der Schule zu Tours und nachher Archidiaconus von Angers, auf die Brotverwandlungslehre erhob. Berengar behauptete, daß Christus nur geistig im Abendmahle gegenwärtig sei, und daß er hier nur geistig durch den Glauben von den Gläubigen genossen werde. In diesem Sinne sprach er sich in einem Briefe an Lanfrank, nachmaligen Erzbischof von Canterbury, aus; aber seine Meinung fand eine solche Mißbilligung, daß er auf dessen Anklage sogleich auf zwei Synoden zu Rom und Vercelli verdammt wurde. In seiner Bedrängniß wandte sich Berengar an den ihm persönlich befreundeten Hildebrand, nachmaligen Papst Gregor

gor VII. Dieser war aller Wahrscheinlichkeit nach im Herzen der herrschenden Kirchenlehre selbst nicht zugethan und hielt sich an die einfache Schriftlehre, daß Brot und Wein in Wahrheit Leib und Blut Christi sei. Berengar konnte seiner Ansicht auch allenfalls die Deutung geben, daß Brot und Wein der Leib und das Blut Christi sei, indem die Gläubigen vermöge ihres Glaubens in eine übernatürliche Gemeinschaft mit Christo träten und dadurch auch seines Leibes und Blutes theilhaftig würden. Und da es ihm an Muth fehlte, offen und ehrlich für seine Ueberzeugung zu stehen, so ließ er sich willig finden, auf einer von Hildebrand veranstalteten Synode zu Tours eine Erklärung zu unterschreiben, daß er Brot und Wein nach der Consecration für Leib und Blut Christi halte, und dieselbe eidlich zu bekräftigen, wodurch er seine Lossprechung erlangte. Es zeigte sich freilich auch hier wieder, daß ungerade Wege nie zum Ziele führen. Berengars Widersacher wußten ihm in Rom, als sein hoher Beschützer gerade abwesend war, eine Falle zu stellen, in welche er auch einging. Sie legten ihm ein Glaubensbekenntniß vor, welches sogar von dem Zerkauen des von den Händen des Priesters zerbrochenen Leibes Christi redete; Berengar beschwor auch dieß; aber unter lauten Verwünschungen gegen „Satans Stuhl zu Rom" widerrief er bald dies Bekenntniß und trug seine alte Lehre ohne Hehl in Wort und Schrift wieder vor. Noch einmal versuchte sein alter, inzwischen zum Papste erhobene Freund den ärgerlichen Streit beizulegen, indem er Berengar wiederum ein in vermittelndem Sinne abgefaßtes Glaubens-

bens-

bensbekenntniß zu beschwören veranlaßte; da nun aber Berengars unversöhnliche Gegner selbst des Papstes Rechtgläubigkeit zu verdächtigen anfingen, war dieser nicht mehr gesonnen, den ihm zu seinen weit aussehenden anderweitigen Plänen unentbehrlichen Ruhm solcher Rechtgläubigkeit der persönlichen Freundschaft und Ueberzeugung zu opfern; er legte Berengar auf einer Synode zu Rom ein Glaubensbekenntniß vor, welches ausdrücklich erklärte, daß Brot und Wein ganz eigentlich und wesentlich in den Leib und das Blut Christi verwandelt werden; und als Berengar auch dieß nach seinem Sinne deuten wollte, und sich endlich auf seine letzten Privatverhandlungen mit dem Papste berief, gebot dieser ihm, niederzufallen und seine Irrthümer abzuschwören. Berengar, überrascht durch die Kühnheit der Forderung, that es, kehrte, mit Schutz- und Empfehlungsbriefen des Papstes versehen, nach Frankreich zurück, und brachte die letzten Jahre seines hohen Alters in ernster Betrachtung seiner mannigfaltigen Untreue als einsam Büßender auf einer entlegenen Insel zu. Auch Berengar hatte die Macht der Kirche fühlen müssen; und sein Widerspruch hatte nur dazu gedient, der ihr so vortheilhaften Lehre von der Brotverwandlung einen um so entschiedenern und bleibendern Sieg zu verschaffen. Im Jahre 1215 wurde sie durch Papst Innocenz III förmlich zur Kirchenlehre erhoben, und die katholische Kirche bekennt sie noch heute als solche.

§. 7. Streit zwischen der lateinischen und griechischen Kirche.

Die Gegenden, in welchen die griechische Kirche herrschte, waren die Wiege des Christenthums gewesen; sie hatten die ersten und schönsten Blüthen des christlichen Geistes gesehen. Aber als diese verwelkt waren, als der einst so fruchtbare Boden fast nichts mehr brachte, als die Disteln heftiger Streitigkeiten und die Dornen gottlosen Lebens, ließ der Herr einen Sturm darüber hingehen, daß das Land größtentheils zu einer Wüste und Einöde wurde. Die Mohammedaner nahmen den bedeutendsten Theil jener Länder in Besitz, die Kirche ward mit wenigen Ausnahmen immer mehr auf das sich stets verengende Gebiet des griechischen Kaiserreichs beschränkt, und in eben dem Maße sank sie, als die abendländische sich hob und ausbreitete. Der christlichen Liebe wäre es gemäß gewesen, wenn die stärkere Schwester der schwächern hilfreich die Hand geboten hätte. Aber an die Stelle der helfenden und Hilfe bittenden Liebe war schon längst verzehrende Eifersucht getreten, welche die ohnehin schon lose Verbindung Beider endlich zu einer entschiedenen und völligen Trennung auflösete. Das Band, welches beide Kirchen noch zusammen hielt, war durch die Trennung Italiens von dem griechischen Kaiserreiche, schon sehr locker geworden; die lateinische oder römische Kirche mit dem Papste an ihrer Spitze stand nun selbstständig der griechischen unter ihrem Patriarchen gegenüber; beide, Papst und Patriarch, betrachteten sich mit neidischen Blicken; der Papst wollte seine Herrschaft auch

auch über die Patriarchen ausdehnen, und diese ihre ursprüngliche Oberhoheit über jenen behaupten. Zu diesem eigentlichen und tiefsten Grunde der Trennung beider Kirchen kam nun auch eine Verschiedenheit in ihrer Lehre und in einzelnen Gebräuchen. Die griechische Kirche hatte an der Bestimmung der zweiten allgemeinen Kirchenversammlung, daß der heilige Geist ausgehe allein vom Vater, festgehalten, um die Würde desselben gegen diejenigen zu behaupten, welche ihn zu einem Geschöpfe des Sohnes machen wollten; die abendländische Kirche aber hatte, um gegen die Arianer die göttliche Würde des Sohnes recht ins Licht zu stellen, zu dem Glaubensbekenntnisse jener Kirchenversammlung den Zusatz gemacht, daß der heilige Geist auch von dem Sohne ausgehe, was nun die griechische Kirche dieser als eine gräßliche Ketzerei vorwarf. Zu diesem Vorwurfe kam dann noch der, daß sie das in der griechischen Kirche verbotene Fasten am Sonnabende, den Genuß von Blut und Ersticktem erlaubte, dagegen die in der griechischen Kirche allen Geistlichen mit Ausnahme der Bischöfe erlaubte Ehe verbot. Diese Verschiedenheiten waren aber freilich im Ganzen so unbedeutend, daß die christliche Liebe sie leicht überwunden hätte; bei der schon vorhandenen Spannung beider Kirchen aber bedurfte es nur einer äußern Veranlassung, um sie zu einem Grunde einer gänzlichen Trennung werden zu lassen.

Diese ward zunächst gegeben in der Mitte des neunten Jahrhunderts durch den Patriarchen Photius. Photius, ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit und großer Gewandheit, war aus den höch-

höchsten Staatsämtern durch kaiserliche Wahl zur höchsten kirchlichen Würde an die Stelle des Patriarchen Ignatius, der des Kaisers Sittenlosigkeit zu scharf gezüchtigt hatte, berufen worden. Da eine Kirchenspaltung drohte, hatte der Kaiser um die Vermittlung des römischen Bischofs sich bemüht. Dieser verwarf Photius. Photius dagegen, von Rache glühend, hob in einer weitläufigen Schrift alle Verschiedenheiten der römischen und griechischen Kirche aufs schärfste hervor und sprach den Bann gegen den Papst aus. Eine kurze Versöhnung erfolgte zwar nach einiger Zeit; aber erneuerte Bannflüche von Rom aus zerrissen die lose Verbindung schnell wieder. Nachdem hierauf der Streit eine Weile gewährt, ward er um die Mitte des elften Jahrhunderts durch den Patriarchen Michael Caerulaeus aufs heftigste wieder angefacht. Dieser griff die römische Kirche nicht nur wegen der ihr früher schuld gegebenen Ketzereien und dazu auch noch wegen des Gebrauchs des ungesäuerten Brotes beim Abendmahl wüthend an, sondern ließ auch alle ihre Kirchen und Klöster in Constantinopel schließen. Vergebens versuchte der Kaiser die Beilegung des Streites. Die nach Constantinopel berufenen päpstlichen Gesandten entflammten den Haß nur noch mehr und endlich entfernten sie sich, nachdem sie am 16. Juli 1054 eine Bannbulle für den Patriarchen auf den Hauptaltar der Sophienkirche niedergelegt hatten. Der Bannfluch wurde von diesem erwidert; der Haß beider Kirchen wurde durch das verrätherische Benehmen der Griechen bei den Kreuzzügen und die Gewaltthaten der abendländischen Kreuzfahrer noch mehr

mehr entzündet und noch bis auf den heutigen Tag ist er nicht getilgt.

Sechster Abschnitt.

Das kirchliche Leben.

Nicht leicht hat es wohl eine Zeit gegeben, in welcher das allgemeine Leben derer, die nach dem Namen Christi sich nennen, weniger ein kirchliches genannt zu werden verdient, als die unsrige, denn unter allen Lebenserscheinungen ist jetzt in der That die Kirche am wenigsten im Stande, die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme auf sich zu ziehen. Die weltlichen Interessen haben alle anderen verschlungen. Das Mittelalter bietet eine ganz entgegengesetzte Erscheinung dar. Die Kirche ist es, auf welche Aller Blicke gerichtet sind; sie ist es, welche alle Bestrebungen der Zeit beherrscht und bestimmt; sie ist es, der Fürsten und Völker huldigen und alle erkennen es für ihren höchsten und eigentlichen Lebensberuf, sie auf alle Weise zu verherrlichen. Und doch offenbart sich in eben dieser Kirchlichkeit so viel Verkehrtheit, daß man nicht weiß, ob man nicht mehr weinen als sich freuen soll. Es schwebte jener Zeit das hohe Bild des Reiches Christi mit dem einen vollkommenen Haupte, den Gliedern allen, welche in Einheit des Glaubens, in heiligem Eifer und heiligem Leben demselben dienen, vor; aber anstatt de-

demüthig die Hindernisse anzuerkennen, welche die menschliche Sünde der Verwirklichung dieses Bildes jetzt noch entgegenstellt, und in Geduld der Zeit zu warten, wo die göttliche Gnade seine Vollendung herbeiführen würde, wollte man es voreilig und gewaltsam um jeden Preis schon jetzt fertig haben, und weil auf diese Weise im Geiste und in der Wahrheit es doch unmöglich geschehen konnte, so begnügte man sich mit einer todten und heuchlerischen Aeußerlichkeit. Hier war ein sichtbares Haupt der Kirche, welches, obgleich ein schwacher oft mit den gräulichsten Sünden befleckter Mensch, doch mit allen Eigenschaften und Ehren umgeben wurde, die nur ihrem unsichtbaren Haupte, Christo, zukommen; hier eine Einheit der Kirche, welche, obgleich Zwiespalt und Zerrissenheit in allen Verhältnissen auf die betrübendste Weise sich kund giebt, mit aller List und Gewalt doch äußerlich erhalten wird; hier ein Kampf, der nicht mit dem Schwerte des Geistes gegen die Sünde, sondern mit leiblichem Schwerte gegen die äußern Feinde des Glaubens geführt wird; hier eine Heiligkeit, die in der erzwungenen Vollkommenheit mönchischer Enthaltsamkeit und Strenge ganz äußerlich dargestellt wird; hier eine Buße, die durch die schrecklichsten äußern Selbstpeinigungen ersetzen will, was ihr an innerer Kraft abgeht; hier eine Sündenvergebung, welche nicht innerlich durch den Glauben empfangen wird, aber welche die Kirche äußerlich desto vollständiger aus ihrem überfließenden Schatze darreichen zu können meinte. Es ist in dieser Lebensrichtung alles äußerlich, voreilig, gewaltsam, unwahr, heuchlerisch; ihren tiefsten

Grund

Grund aber hat sie darin, daß die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben vergessen und abhanden gekommen war, denn diese Lehre würde die Menschen eines Theils aus dem Wahne dieser erträumten Vollkommenheit herausgerissen und in ihre Sündhaftigkeit gewiesen, und andern Theils von der Unzulänglichkeit alles äußern Wahnes und aller äußern Werke überzeugt haben. Vom Wiederaufleben dieser Lehre in der Kirche war allein Heil zu erwarten; da sie aber todt und vergraben blieb, behauptete auch jene äußerliche Richtung ihre Herrschaft, und entstellte den Gottesdienst und das ganze kirchliche Leben auf die betrübendste Weise, was wir jetzt im Einzelnen nachzuweisen uns bemühen.

§. 1. Der gesammte Gottesdienst.

Der Gottesdienst ist der Höhepunkt des kirchlichen Lebens; was die Gemeinde sein sollte, eine allezeit anbetende, den Herrn lobende und ihm dienende, und was sie einst sein wird, das stellt die in dem Hause des Herrn zum Gebet und frommer Uebung versammelte Menge der Gläubigen dar. An diesem Darstellen lag der damaligen Zeit aber auch alles; abgebildet sollte in dem Gottesdienste werden die ganze Herrlichkeit der himmlischen Gemeinde, und alle menschliche Thätigkeiten vereinigten sich zu diesem Zwecke in einer Weise, wie es bisher noch nicht dagewesen war. Eine neue heilige Baukunst entwickelte sich, um die Gotteshäuser zu erhabenen Sinnbildern der himmlischen Wohnungen zu gestalten; hoch über die Erde hinaus erhoben sich ungeheure Thürme

mit

mit einer Menge schlankaufstrebender Pfeiler, ein Bild des himmelaufstrebenden Geistes; und die weiten Räume der hochgewölbten Dome mit ihren wunderbaren und bedeutungsvollen Zierrathen, ihren farbigen Fenstern, durch welche ein geheimnißvolles Licht dringt, ihren Hochaltären und hohen Chören bilden das hohe weite Haus des Höchsten mit seinem Gottesthrone, mit seinen Geheimnissen und seinen Wundern ab. Ungeheure Pläne entwirft diese heilige Baukunst; ein Menschenalter übergiebt sie dem andern, und niemals fehlen Kräfte und Mittel zur Ausführung dieser Riesenwerke, welche noch jetzt ein Gegenstand unseres Staunens und in vieler Beziehung auch unserer Beschämung sind. Das Innere der Kirchen zu schmücken und zu verherrlichen, übernahm eine ebenfalls neu aufblühende heilige Malerei; in dem auch in der abendländischen Kirche jetzt immer mehr überhand nehmenden Bilderdienste fand sie reiche Aufforderung und Nahrung für ihre Entwickelung; sie füllte die Kirchen mit Bildern der Heiligen von lebensvoller Schönheit, so daß auch die Bewohner des Himmels diesen heiligen Wohnungen nicht zu fehlen schienen.

Die Feier des Gottesdienstes selbst entsprach ganz dem ihn umgebenden Glanze. Den Mittelpunkt desselben bildete die Messe. Ihr Ansehen erhielt einen bedeutenden Zuwachs durch die aufgekommene Lehre von der Brotverwandlung. Das durch des Priesters Hand geweihete Brot war ja nicht mehr Brot, es war der Herr selbst; die ganze Gemeinde beugte sich vor ihm, so oft es im prächtigen Gefäße vor ihr erhoben wurde, als vor

dem

dem sichtbar gegenwärtigen Gotte, und Weihrauch duftete ihm. Nichts fehlte jetzt diesem versinnlichten Himmel, nachdem er auch mit der Herrlichkeit Gottes selbst sichtbar erfüllt war. Eine Menge von geheimnißvollen Gebräuchen, welche die Leidensgeschichte des Gottmenschen bezeichnen sollten, Gesänge des Chors und priesterliche Gebete, in einer und derselben Sprache überall, der lateinischen, durch welche die Einheit und Gemeinschaft aller Gläubigen an allen Orten sollte dargestellt werden, begleiteten dann die Opferung des Herrn durch des Priesters Hand für die Sünden der Lebendigen, wie der Todten. (Gesch. d. christl. Kirche II, 2. p. 100.) Die Gemeinde aber war bei dem allen nur in soweit thätig, als jeder für sich eine Menge von bestimmten Gebeten hersagte, denn stille Anbetung ward als das Geschäft der Heiligen im Himmel gedacht.

Gern wollen wir, besonders unserer engherzigen und für irdische Zwecke nur thätigen und freigebigen Zeit gegenüber, eine Gesinnung anerkennen, welche Kunst und Fleiß und alle irdischen Güter und Gaben höhern Zwecken dienstbar machte: aber was helfen am Ende alle diese hohen Darstellungen und Bilder himmlischer Zustände im Gottesdienste? Auch hier zeigt sich dieses ungeduldige Voraneilen, dieses gewaltsame Hinauftreiben zu einer Vollkommenheit, die noch nicht da ist, und Selbsttäuschung und Heuchelei erzeugen mußte, gar nicht zu gedenken der Gefahr, welche für die wahre Andacht in der Aufregung der Sinnlichkeit liegt, welche jener Pomp des Gottesdienstes jedenfalls begünstigte. Sinnlich fromme, über-

überspannte, schwärmerische Gefühle waren das Höchste, was ihrer Natur nach jene Gottesdienste erwecken und nähren konnten, woran denn auch wirklich jene Zeit so reich ist; weil aber doch die Wenigsten im Stande waren, die den gottesdienstlichen Darstellungen zum Grunde liegenden Gedanken zu fassen, auch diese selbst so wenig den wirklichen Bedürfnissen des sündigen menschlichen Herzens entsprachen, und überdieß die Gewohnheit den Menschen gegen nichts so leicht abstumpft als gegen das Unverstandene und Unpassende, so blieb bei der großen Menge gar nichts übrig als ein äußerliches, todtes, heuchlerisches Werk.

§. 2. Die Predigt.

Wie wenig auch die bisher beschriebene Form des Gottesdienstes an sich geeignet war, echt christliches Leben zu erzeugen, so wäre dieser Mangel doch bedeutend gemindert worden, wenn nur die Predigt des göttlichen Wortes die ihr gebührende Stelle darin erhalten hätte. Aber dieselbe trat leider ganz zurück, und es konnte bei den damaligen Verhältnissen auch nicht anders erwartet werden. Theils war der ganze Gottesdienst darauf angelegt, mehr auf das Gefühl zu wirken als auf den Verstand, mehr das Heilige darzustellen, als Sünder zu bekehren; theils war die Unwissenheit der gewöhnlichen Geistlichen und ihre Unbekanntschaft mit dem göttlichen Worte viel zu groß, als daß sie im Stande gewesen wären, dasselbe der Gemeinde ordentlich vorzutragen, und endlich fand die höhere Geistlichkeit es auch nicht gerathen, das Volk mit demselben vertraut zu machen,

weil

weil es sonst die Grundlosigkeit vieler von ihr aufgeworfenen Lehren würde erkannt haben. Durch die Bettelmönche aber kam die Predigt wieder etwas mehr in Aufnahme. Es war damit indeß wenig gewonnen; die meisten ihrer Predigten waren entweder nur gelehrte, spitzfindige Abhandlungen, welche die von den Scholastikern aufgebrachten Streitfragen auf eine dem Volke ganz unverständliche Art, oft nur in lateinischer Sprache, vortrugen, oder es waren abergläubische Erzählungen von Wunder- und Heiligengeschichten mit einigen dürftigen Nutzanwendungen, oder marktschreierische Anpreisungen des päpstlichen Ablasses, oder abentheuerliche Deutungen von biblischen Geschichten und Kirchengebräuchen. Einige Prediger geißeln zwar die Sünden der Zeit mit rücksichtsloser Strenge und in volksthümlicher Rede, und sie haben auch großen Einfluß auf ihre Zeit geübt. Ihre Predigtweise ist indeß höchst eigenthümlich und hat für unser Gefühl viel Sonderbares. Einer der berühmtesten dieser Prediger, **Gailer von Kaisersberg**, der im vierzehnten Jahrhunderte lebte, hielt unter andern 110 Predigten über ein von einem gewissen **Sebastian Brand** herausgegebenes Gedicht, „das Narrenschiff" benannt, in welchem er die Thorheiten und Sünden aller Menschen und Stände in unzähligen Narrennamen aufführt. Er redet hier von Buch- Buhl- Geld- Karg- Gewalt- Hof- Fürsten- Bettel- Kirch-Narren u. s. w. und weiß dann auch allerlei ergötzliche Geschichten mit einzuflechten. Indem er von den Kirchnarren redet, erzählt er von einem Bischof, der in glänzendem Aufzuge, von vielen

Soldaten umgeben, über das Feld reitet. Mit Staunen betrachtet ihn ein am Wege stehender Bauer. Er fällt dem Bischofe auf und dieser fragt ihn, warum er ihn so verwundert ansehe. Der Bauer aber antwortet: „Ich dachte, ob der heilige Martin, der auch Bischof war, ebenfalls wohl unter einem solchen Haufen Bewaffneter umhergezogen sei.“ Beschämt sagte der Bischof: „Ich bin nicht bloß Bischof, sondern auch Herzog; willst du mich als Bischof sehen, so komm an einem bestimmten Tage in die Kirche.“ Allein der Bauer versetzte mit Lachen: „Wenn nun, was Gott verhüte, der Herzog verdienen sollte, in die Hölle zu kommen, was würde dann aus dem Bischofe werden?“ Eben so berühmt durch seine volksthümlichen Predigten, als Gailer von Kaisersberg, war der neapolitanische Predigermönch Gabriel von Barletta; seine Predigtweise ist aber noch eigenthümlicher. In einer Osterpredigt unterhält er seine Zuhörer mit den Verhandlungen, welche im Himmel Statt gefunden haben, um der Mutter Maria die Auferstehung ihres Sohnes kund zu thun. Erst kommt Adam und sagt: „Es gebühret mir, ihr die frohe Botschaft zu bringen, weil ich die Ursach des Uebels gewesen bin.“ Aber Christus antwortete: „Du issest Feigen, und möchtest Dich auf dem Wege aufhalten.“ Dann bietet sich Abel an. Zu diesem aber sagt Christus: „Nein, du könntest den Kain antreffen, der dich todt schlüge.“ Darauf kommt Noah, aber dieser erhielt die Antwort: „Du sollst nicht gehen, weil du gerne trinkst.“ Der fromme Schächer durfte auch nicht, weil ihm die Schenkel zerbrochen waren,

ren. Endlich wurde ein Engel abgeschickt, welcher zu singen anfing: „Königin des Himmels, freue dich und frohlocke, er ist auferstanden, wie er gesagt hat. Hallelujah!“ Mag es sein, daß diese Männer bei alle ihrer Sonderbarkeit doch den ernstlichen Vorsatz haben, ihre Zuhörer zu bessern, so machen andere dagegen aus der Kanzel wirklich einen Belustigungsort, und allgemein erschienen die derbsten Späße auf derselben, zur Erregung des sogenannten Ostergelächters zulässig. Ganz klein ist die Zahl derjenigen Prediger, welche mit Grundlegung des göttlichen Wortes in würdiger Redeweise ihren Zuhörern den Weg des Heils weisen, wie ein Johann Gerson und Tauler, und auch diese sind noch mannichfaltig in dem Aberglauben und in den Vorurtheilen ihrer Zeit befangen. Predigten, welche das Wort Gottes ganz lauter und rein verkündigen, und namentlich, was allein jener Zeit in Wahrheit helfen konnte, die verkannte Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben ungeschmälert und lebendig vorgetragen hätten, gab es nicht. Der Gottesdienst blieb daher mit all' seinem äußern Scheine doch nur ein todtes Werk, welches dem Herrn, der eine Anbetung im Geist und in der Wahrheit verlangt, eben so wenig gefallen konnte, als es im Stande war, Sünder zu erwecken und auf den Weg des Heils zu leiten.

§. 3. Der Heiligendienst.

Gewiß war es sehr zu beklagen, daß der Gottesdienst, der recht eigentlich bestimmt ist, das gesammte christliche Leben zu erzeugen, zu stärken und

zu

zu bewahren, ein so todtes Werk geworden war, noch betrübender aber ist es, ihn in jener Zeit zum völligen Götzendienste herabsinken zu sehen. Schon dadurch wurde er es, daß man bei der Messe dem Brot in der Kapsel göttliche Ehre erwies; wenn man aber dieß nicht Götzendienst nennen wollte, weil man nicht eigentlich das Brot, sondern vielmehr den im Brote gegenwärtigen Christus angebetet habe, so ist die Abgötterei desto offenbarer in der unmäßigen Verehrung, welche man der Jungfrau **Maria** und den **Heiligen** zollte.

1. Die heilige Jungfrau.

Der Jungfrau Maria ward zwar schon in früherer Zeit eine ungemeine Ehre erwiesen; jetzt aber wird sie, nachdem sie allen Schranken menschlicher Unvollkommenheit entrückt ist, geradezu der Mittelpunkt der gesammten Andacht. Nach mancherlei Streitigkeiten wird ihre unbefleckte Empfängniß, ihre sündlose Heiligkeit kirchlich festgesetzt; ein eigener Psalter Mariä wird verfertigt, in welchem das Meiste, was in den Psalmen von Gott und Christo ausgesagt ist, auf die heilige Jungfrau übertragen wird. Der hundert und zehnte Psalm wird z. B. folgendermaßen gedeutet: „Der Herr sprach zu meiner Frau: Setze dich, meine Mutter, zu meiner Rechten! Güte und Heiligkeit haben dir gefallen; darum sollst du mit mir regieren. Auf deinem heiligen Haupte sitzt die Krone der Unsterblichkeit, deren Schimmer und Klarheit nicht verlöschen wird. Erbarme dich meiner, Frau! Mutter des Lichts und des Glanzes, erleuchte uns! Frau der Wahrheit und Tugend, gieß uns von dei-

deinen Schätzen Weisheit Gottes ein!" Ein sonst so erleuchteter Mann selbst, wie der heilige Bernhard, nennt die Maria die Mutter des Heils und unsere Mittlerin, durch welche man zu dem Sohne hinaufsteigen und mit ihm versöhnt werden müsse, auf deren Fürbitte er uns seiner Herrlichkeit theilhaftig mache, und welche man von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe und mit allen Wünschen verehren müsse, weil dieses der Wille dessen sei, der uns alles durch sie gegeben habe. Eine Folge dieser ausschweifenden Ansichten von der Würde der Maria war die Einführung des sogenannten Rosenkranzes. Derselbe bestand aus einer Schnur von größern und kleinern Kugeln aus Perlen, Glas oder andern Stoffen, nach welchen man die an die Maria gerichteten Gebete abzählt. Zwar schloß man diesen Gebeten auch noch das Vater Unser an; aber wenn man, wie bei dem sogenannten großen Rosenkranze geschah, dasselbe nur funfzehn Mal sagte, sprach man das Ave Maria nicht weniger als 150 Mal, nämlich die Worte: „Gegrüßet seist du, Holdselige! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeiete unter den Weibern! Heilige Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unsers Absterbens!" Und diesen Rosenkranz abzubeten, war fast das einzige Geschäft der öffentlichen und häuslichen Andacht bei den gewöhnlichen Christen der damaligen Zeit. Der Name Rosenkranz rührt übrigens entweder daher, weil man die ersten Rosenkränze aus Rosenholz, das im Morgenlande wächst, verfertigte, oder auch daher, weil man die Maria häufig mit einer Rose verglich, oder den Wahn hegte, daß die an sie gerich-

richteten Gebete gleich einer Rose einen lieblichen Duft und eine angenehme Wirkung haben. Daß von dieser angebeteten Königin des Himmels eine Menge von Wundern erzählt wurden, kann nicht befremden; unter allen aber hat keines eine solche Berühmtheit erlangt und den Mariendienst so sehr gefördert, als die vorgebliche Versetzung ihrer Wohnung nach Loretto. Als nämlich gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts auch die letzten Eroberungen der Christen im heiligen Lande verloren gingen, sollen die Engel es bedenklich gefunden haben, die Stube, in welcher die heilige Jungfrau geboren, in welcher sie mit ihrem himmlischen Kinde gewohnt, und welche die Apostel schon in eine Kirche verwandelt hatten, zu Nazareth länger zu lassen, und sie über das Meer hin zuerst nach Tersato in Dalmatien getragen haben. Zugleich offenbarte hier die heilige Jungfrau dem dortigen Bischofe noch in seinen letzten Stunden, daß das plötzlich hier erschienene Kirchlein wirklich ihre Wohnung sei. Als es jedoch hier nicht mehr die gehörige Verehrung fand, ward es von den Engeln weiter nach Italien hinüber getragen und in einem einer vornehmen Frau, Namens Laureta, gehörigen Walde niedergesetzt, von der es den Namen der Kirche der heiligen Maria von Loretto bekommen. Bei der Niederlassung des Kirchleins sollen sich die Bäume gegen dasselbe verneigt haben und in dieser Stellung geblieben sein. Nachher wurde das heilige Haus noch zwei Mal von den Händen der Engel verrückt, bis es stand, wo es jetzt steht, mit Marmor umzogen und inmitten einer prächtigen Kirche. Es ist dieses Haus der

be-

berühmteste Wallfahrtsort geworden. Hunderttausende pilgerten jährlich dahin, und bezeugten der heiligen Jungfrau ihre Verehrung durch die kostbarsten Geschenke.

2. Andere Heilige.

Maria war nicht die einzige unter den sündigen Menschenkindern, welche die sich über sich selbst erhebende Kirche zu Göttern machte, vor denen sie, als ihrem eignen Werke, ihre Kniee beugte. War schon früher aus der Verehrung der Märtyrer unwillkührlich ein Heiligendienst entstanden, so ward seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts in Rom eine Anstalt gegründet, welche dem Aberglauben des Volks immer neue Gegenstände abgöttischer Verehrung darbot. Kühn griffen die Päpste in die ausschließlichen Rechte des ewigen Richters ein; sie maßten sich die Heiligsprechung sündiger Menschen an, welche sie nach bestimmten, nur nicht durch das Wort Gottes gebotenen Grundsätzen vor einem eigens dazu niedergesetzten Gerichte vollzogen. Ausgezeichnete Frömmigkeit nicht nur, sondern auch Wunder im Leben oder nach dem Tode begründeten allein den Anspruch auf die Heiligenkrone, welche gleichsam der Ordensstern war, mit welchem die Kirche die Verdienste um sie belohnte. Mit Vorsicht allerdings, aber auch keinesweges sparsam wurde derselbe ausgetheilt; und die Menge der Heiligen wuchs mit jedem Jahre. Um die Grundsätze anzudeuten, durch welche die Kirche bei dieser Heiligsprechung vorzüglich geleitet wurde, wollen wir das Leben von zwei merkwürdigen Frauen

kurz erzählen, welche von der Kirche mit der Heiligenkrone geschmückt worden sind.

Die eine ist die heilige Elisabeth. Eine Königstochter, ward sie in frühster Jugend an den thüringischen Hof gebracht, um zur Gemahlin des künftigen Landgrafen erzogen zu werden. Damals schon hatte sie nicht Gefallen an den Spielen der Jugend; ihre heiße Andacht glaubte den Apostel Johannes, dem sie sich geweihet, zu schauen und zu umarmen; und schmerzlich war es ihr, nicht in jungfräulicher Keuschheit sterben zu dürfen. Ihr Gemahl jedoch theilte ihren frommen Sinn, er wetteiferte mit ihr in der gottseligen Uebung, ohne sie darin zu übertreffen. Oft erhob sie sich von ihrem Lager zu Stundenlangem Gebete, und forderte schmerzliche Geißelung von ihren Dienerinnen. Der vorher so glänzende Hof ward der Sammelplatz der Armen und Kranken, welchen Elisabeth in frommer Verschwendung überreiche Gaben mittheilte, denen sie Hände und Füße wusch, deren Geschwüre sie küßte. Der launenhaften, grausamen Strenge ihres Beichvaters, des berüchtigten Conrad von Marburg, übergab sie sich in stiller Unterwerfung, in willenloser Geduld und Demuth, und rühmte sich der Striemen, die sie von ihm empfangen. Nach ihres Gemahls Tode irrte sie, vertrieben durch dessen Brüder, mit ihren drei Kindern in der Fremde umher, und freute sich, das Brod der Bettler zu essen. Nach einiger Zeit wieder in ihr Witthum zu Marburg eingesetzt, gründete sie, nachdem sie feierlich noch einmal der Welt und ihrem eignen Willen entsagt hatte, ein Hospital, in welchem sie nicht nur die niedrigsten Dienste der Mägde ver-

rich-

richtete, sondern auch die ekelhaftesten Kranken aufs vertraulichste pflegte. Das Antlitz der Betenden soll oft von heiligem Glanze geleuchtet haben, und als ein der Welt noch ergebener Mensch einst um ihre Fürbitte sie angesprochen, soll dieser während derselben in Zuckungen verfallen, und unter den auffallendsten Zeichen bekehrt worden sein. Sie starb an der Gluth ihrer heiligen Liebe schon im vier und zwanzigsten Jahre ihres Alters. An ihrem Leichname sollen Blinde ihr Gesicht wieder erhalten haben, Lahme gehend und Todte wieder lebendig geworden sein. Schon wenige Jahre nach ihrem Tode 1236 ward sie zur Heiligen erhoben.

Höher noch als die heilige **Elisabeth** ist die heilige **Catharina von Siena** verehrt worden; und wenn Wundererzählungen den Maßstab für die Schätzung eines Heiligen abgeben sollen, so verdient auch wohl nicht leicht ein anderer eine höhere Stelle, als sie. **Catharina**, die Tochter eines Färbers zu Siena, erhielt schon in ihrem sechsten Jahre die himmlische Weihe zu ihrem Gott ergebenen Leben, indem Christus mit der dreifachen Krone ihr erschien, holdselig ihr zulächelnd und den Segen ihr ertheilend. Den Spielen der Kindheit abgestorben, konnte sie von der Zeit an schon nimmer sich genug thun in Entsagungen und Selbstpeinigungen, mit der eisernen Kette den zarten Leib züchtigend, durch Wachen und Hunger ihn bezähmend. In den Heiligthümern der Dominicaner erzogen, hatte sie früher schon in hingebender Liebe die Fußstapfen der vorübergehenden Mönche geküßt; jetzt trat sie in diesen Orden. Ein Wendepunkt war damit in ihrem Le-

ben

ben eingetreten; so innig wurde die Gemeinschaft mit dem Herrn, so häufig seine Besuche und Offenbarungen, daß sie dieselben erhielt und vernahm im Wachen und Schlafen, wenn sie allein und wenn sie unter andern war. Damit ihr Glaube aber bewährt würde, entzog sich ihr dann eine Weile der Freund ihrer Seele, den bösen Geistern gestattend, mit schweren Versuchen sie zu reizen. Aber zum Lohne ihrer Treue ward das höchste Glück ihr nun beschieden; die heilige Jungfrau verlobte sie in Gegenwart vieler himmlischen Zeugen ihrem Sohne, ihre rechte Hand in die seinige legend, und als Zeichen der Liebe und Gnade erhielt sie von diesem den hochzeitlichen Ring. Ja auf ihr Liebesgebet nimmt er ihr Herz aus ihrer Seite, und setzt das Seine an die Stelle. Und hernach führt er sie in die Gemeinschaft seiner Leiden, indem er, wie dem heiligen Franziscus einst, ihrem Leibe seine fünf Wunden eindrückt. Sie nahm keine andere Speise, als welche das heilige Mahl ihr reichte, und doch hatte sie Kraft, ihren Brüdern und Schwestern zu dienen, die Armen zu trösten, die Kranken zu pflegen, wie Elisabeth; durch ihr Gebet wurden leiblich und geistlich Todte erweckt. Aus dem Glücke ihres beschaulichen Lebens und von dem Dienste der Kranken hinweg, wurde sie noch gegen das Ende ihres Lebens in die Streitigkeiten Italiens und der Kirche hineingezogen. Sie ermahnte den Papst zum Kreuzzuge, vermittelte seinen Frieden mit Florenz, drang auf die Rückkehr des Papstthums nach Rom, und starb unter rührenden Bitten an die Umstehenden, der Welt zu entsagen und Gott sich zu ergeben. Ihre Heilig-

ligsprechung ward durch die Eifersucht der Franziscaner verzögert und erfolgte erst 1461.

Es ist unmöglich, Wahres und Falsches, Eingebildetes und wirklich Erlebtes in dem Leben dieser Heiligen zu scheiden; so viel ist aber gewiß, daß, so hoch wir auch die Selbstverleugnung, den himmlischen Sinn derselben schätzen mögen, sie doch niemals als Muster eines ganz nach dem Worte Gottes geregelten Lebens betrachtet werden können. Es war insofern schon bedenklich, sie als die höchsten Vorbilder den Gliedern der Kirche hinzustellen; aber Gotteslästerung war es, sie zu Götzen zu machen, zu welchen man betend seine Hände emporhob, deren Schutze man sich befahl, von deren Fürbitte man alles Heil erwartete. Und was soll man vollends sagen, wenn man hört, daß man einst im Sprengel von Lyon selbst einen Hund, der für das Kind seines Herrn heldenmüthig kämpfte und starb, die Ehre dieser Heiligen theilen ließ.

3. Bilder und Reliquien.

Der erwähnte Heiligendienst wurde aber dadurch noch abgöttischer, daß man denselben eines Theils an die Bilder, andern Theils an die irdischen Ueberreste der Heiligen band. Hatte wenigstens die fränkische Kirche früher noch einigen Widerstand dem aus der griechischen Kirche eindringenden Bilderdienste entgegengestellt, so scheiterte derselbe immer mehr an den abgöttischen Neigungen des Volks, und die Verehrung der Heiligenbilder wurde so ausschweifend, wie sie nur immer sein konnte. Eben so verhielt es sich mit den Reliquien. Je mehr die Zahl der Heiligen zunahm, desto bedeutender wurden

den auch die Sammlungen der Reliquien, und die Erzählungen von den Wundern, welche durch sie geschehen sein sollten, steigerten den Werth dieser Waare in dem Maße, daß es keinen einträglichern Handel mehr gab, als diesen. Am höchsten wurden freilich die Reliquien, welche von Christo selbst herkamen, geschätzt, und seit den Kreuzzügen ward die ganze Christenheit damit überschwemmt. Eines der auffallendsten Beispiele solcher thörichten Reliquienverehrung kommt im dreizehnten Jahrhunderte vor. König Heinrich der Dritte von England ließ einst alle seine Großen zusammenberufen und eröffnete ihnen, daß England eine ganz besondere Wohlthat des Himmels zu Theil geworden sei, indem ihm der Vorsteher der Tempelherrn in Jerusalem in einem schönen crystallenen Gefäße etwas von dem Blute Christi übersandt habe. Joseph von Arimathia habe es von dem Leichnam des Herrn bei seinem Begräbniß entnommen, sorgfältig in jenem Gefäße gesammelt, von Sohn auf Sohn vererbt, wo es dann endlich in die Hände des damals lebenden Patriarchen von Jerusalem gekommen sei. Unter Freudenthränen wurde diese Botschaft vernommen, und mit den glänzendsten Feierlichkeiten wurde die kostbare Reliquie in der Westminsterabtei beigesetzt.

Es erhoben sich freilich wohl hie und da Stimmen gegen diese groben Ausschweifungen des Aberglaubens, aber im Ganzen waren sie doch selten, und noch viel weniger drangen sie durch. Die Abgötterei des Heiligendienstes hatte festen Fuß in der Kirche Christi gefaßt, und genau hing sie zusammen mit dem Grundübel jener Zeit, der Ueberschätzung der menschlichen Natur, welche Heilige schuf, wo

doch nur Sünder waren, und der Werkgerechtigkeit, welche im eiteln Menschendienste eine so reiche Nahrung fand.

§. 4. Neue Feste.

Die jedesmaligen Feste sind ein Spiegel der Zeit; was eine Zeit besonders bewegt, was ihr besonders wichtig ist, dem wird sie vielfältig durch Feste eine Verherrlichung geben. Zu den in der ältern Kirche bereits gefeierten Festen kamen viele neue, welche diese Bemerkung bestätigen. Wie wir eben gesehen haben, nahm der **Marien-** und **Heiligendienst** die Gemüther der damaligen Zeit auf eine ungewöhnliche Weise in Anspruch; es kamen daher eine Menge Feste, zu Ehren der heiligen Jungfrau, der Apostel und anderer Heiligen auf: das Fest der unbefleckten Empfängniß, der Reinigung, Verkündigung und Himmelfahrt Mariä, das Fest der Bekehrung Pauli, der Evangelisten Lucas, Marcus, Johannis, des Gregorius, Augustinus, Ambrosius, Hieronymus und anderer mehr. Damit aber ja kein Heiliger um die ihm gebührende Ehre verkürzt würde, war schon früh ein **Fest aller Heiligen** eingerichtet, welches die katholische Kirche noch an dem ersten November feiert. Bekümmerte sich jene Zeit weiter gar sehr um das Schicksal der armen Seelen im Fegefeuer, so ward für diese das **Fest aller Seelen** eingerichtet, und zwar auf Veranlassung eines aus dem gelobten Lande wiederkehrenden Mönches, der dort oft aus der Erde hervorbrechende Feuerflammen wollte gesehen haben, in denen die Seelen Strafe litten, und zugleich versicherte, daß die Teufel klagten, wie ihnen durch die

Ge-

Gebete der Mönche so viele Seelen entrissen würden. Die Kirche glaubte nun ein überaus gutes Werk zu thun, wenn sie an einem bestimmten Tage sich zur Fürbitte für alle im Fegefeuer befindlichen Seelen vereinigte. Behauptete ferner in jener Zeit die Messe ein so hohes Ansehen, und hatte sie durch die aufgekommene Lehre von der Brotverwandlung einen besondern Zuwachs ihrer Herrlichkeit bekommen, so sollte das Frohnleichnamsfest dieses glückliche Ereigniß im dankbaren Andenken der Gläubigen erhalten. Die erste Veranlassung zur Feier dieses Festes gab eine Nonne in Lüttich, welche eine Lücke in der Rundung des Mondes bemerkt, und durch besondere Offenbarung erfahren zu haben behauptete, daß dieselbe das Fehlen eines Festes zur Ehre des Leibes Christi bedeute. An diesem Feste wurde das geweihte Brot in der sogenannten Monstranz mit den größten Feierlichkeiten in Begleitung von Priestern und Laien umher getragen, und demselben göttliche Ehre erwiesen. Es hat den Namen von dem altdeutschen Worte Frohn, welches so viel bedeutet als „Herr", so daß es eigentlich heißt das Fest von dem Leichnam des Herrn, und noch jetzt ist es eines der Hauptfeste bei den Katholiken. Einen recht schlagenden Beweis, wie wenig der Aberglaube die wahre Furcht des Herrn kennt, liefern noch ein paar andere Feste, welche zu dieser Zeit aufkamen, das Narrenfest und das Eselsfest. Jenes war eine Nachahmung einer heidnischen Festlichkeit beim Wechsel des Jahres, welcher die ersten Christen noch mit so großem Ernste widerstrebt hatten. Es wurde an dem Tage der unschuldigen Kindlein oder dem Neujahrstage gefeiert, und es spiel-

ten dann die Chorknaben und die jungen Unterbedienten der Kirche in den Gotteshäusern die Hauptrolle, denen die übrigen untern Geistlichen und das Volk sich bald anschlossen. Alle Theilnehmer des Festes wählten unter vielen lächerlichen Gebräuchen einen Bischof aus ihrer Mitte, und nachdem sie ihn, rücklings auf einem Esel sitzend, durch die Stadt geführt, hielt er in der Kirche unter jämmerlichen Grimassen ein Hochamt, warf stinkende Sachen in das Rauchfaß, während der Pöbel vor ihm aß, trank, tanzte, spielte und allerlei Unfug trieb. Nicht minder entehrend für die Kirche war das Eselsfest. Es sollte die Flucht der Maria nach Egypten verherrlichen. Zu dem Ende führte man einen weidlich aufgeputzten Esel, von einer Jungfrau geleitet, vor den Altar der Kirche, an dessen Stufen derselbe dann während des Hochamts niederknieen mußte. Statt des Segens aber wieherte der Priester drei Mal und die Gemeinde antwortete auf eben dieselbe Weise. Und mehr denn drei Jahrhunderte hindurch konnte solche Verhöhnung des Heiligthums in der Kirche geduldet werden!

§. 5. Die Sacramente.

Ohne den Begriff des Sacraments näher zu bestimmen, redete die alte Kirche meist nur von zwei Sacramenten. Im zwölften Jahrhunderte konnten die alles erklärenden und alles zergliedernden Scholastiker unmöglich diesen Begriff mehr in der alten Unbestimmtheit lassen; sie erklärten das Sacrament für das Bild einer unsichtbaren Gnade, durch welches dieselbe zugleich mitgetheilt werde und sie fanden diese Erklärung auf sieben feier-

liche Kirchenhandlungen passend; man nahm daher sieben Sacramente an: die Taufe, die Firmelung, die Beichte, das Abendmahl, die letzte Oelung, die Ehe und die Priesterweihe. Ueber die weitere Bedeutung, Beziehung und Nutzen dieser sieben Sacramente wurde viel geredet; wie in dieser Zeit aber nichts so beliebt war, als die christliche Vollkommenheit, so stellte man sie am häufigsten als das unfehlbarste Mittel dar, auf allen Stufen und in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens diese zu erlangen. Die fünf ersten sollten die Vollkommenheit jedes einzelnen Menschen befördern, indem die Taufe sein geistliches Leben erzeugt, die Firmelung (Confirmation) demselben Wachsthum, und das Abendmahl ihm Nahrung verleihe; durch die Beichte aber sollten die entstehenden geistlichen Krankheiten geheilt, und durch die letzte Oehlung die geistliche Gesundheit vollkommen wieder hergestellt worden. Die Ehe und Priesterweihe aber, sagte man, bezögen sich auf die Vervollkommnung der ganzen kirchlichen Gesellschaft, indem dieselbe durch jene vermehrt, durch diese aber mit geheiligten Regierern versehen werde. Ungeachtet großer Bedenken, welche diesen Bedeutungen entgegenstehen, könnte man sich dieselben doch einigermaßen gefallen lassen, wenn nur nicht der Aberglaube jener Zeit so viel Mißbrauch mit den genannten Sacramenten getrieben hätte, indem man eines Theils den bloß äußerlichen Gebrauch derselben für genügend zur Seligkeit hielt, und andern Theils auf eine schriftwidrige Weise dieselben verunstaltete.

Unter allen haben diese Verunstaltung am meisten erfahren das Abendmahl und die Beichte.

1. Das

1. Das Abendmahl.

Der Wahn, daß Christus in dem Abendmahl durch des Priesters Hand immer aufs neue geopfert werde und daß diese Opferung, ganz abgesehen von dem Glauben, den Lebendigen wie den Todten zu Gute komme, war schon früher in die Kirche eingedrungen; jetzt erhielt er eine furchtbare Herrschaft, indem ein förmlicher Handel mit diesem sogenannten Meßopfer getrieben wurde, und die Priester bereit waren, für Geld und gute Worte den Leib des Herrn nicht bloß für das Heil der Seelen der Todten und Lebendigen, sondern auch für jeden zeitlichen Zweck, z. B. eine gute Ernte, eine glückliche Reise, zu opfern. Noch mehr aber wurde durch die oft schon erwähnte Lehre von der Brotverwandlung dieß heilige Sacrament verunstaltet. Das Wort des Herrn: „Nehmet hin und esset" wurde schmählich vergessen und verachtet, indem man dem von des Priesters Hand aus Brot gemachten Gotte eine götzendienerische Huldigung darbrachte. Aber man ging noch weiter; in der abergläubischen Furcht, etwas von dem in das Blut Christi verwandelten Weine zu verschütten, hatte man schon länger den Abendmahlsgenossen aus besonders dazu eingerichteten, mit Saugröhren versehnen Bechern denselben gereicht; endlich aber entzog man ihnen den Kelch ganz unter dem Vorgeben, daß in dem Leibe Christi zugleich auch das Blut enthalten sei, obgleich selbst römische Bischöfe in früherer Zeit die Kelchentziehung einen Kirchenraub genannt hatten. Den Kelch zu trinken, wurde nun ein Vorrecht der Priester, deren Ansehn nicht wenig dadurch gehoben wurde. Wie müssen wir's beklagen, daß das Heiligste und

Herrlichste, was der Herr uns gegeben hat, so schmählich entweiht wurde, und wie die armen Seelen bedauern, daß ihnen das kräftigste Mittel zum Heil so sehr verkümmert ward.

2. Die Beichte.

Noch viel verderblicher wirkten die Mißbräuche, welche sich an das Sacrament der Beichte anschlossen. Sie hatten alle ihren tiefsten Grund in der oft schon besprochenen Richtung der Kirche, in voreiliger Hast äußerlich vollkommen abzumachen, was nur innerlich nach und nach sich entwickeln kann, in dem damit zusammenhängenden Eifer für jede Art der Werkgerechtigkeit und dann auch in den ehr- und geldgeizigen Anmaßungen der päpstlichen Macht. Zu diesen Mißbräuchen gehört zuerst die im dreizehnten Jahrhunderte durch Papst Innocenz III. festgestellte Ohrenbeichte. Oeffentliches Bekenntniß der Sünde war bei gröbern Vergehungen schon in der älteren Kirche gefordert worden. Mit der Erschlaffung der Kirchenzucht hörte diese Sitte allmählich auf. Dagegen drang man seit dem neunten Jahrhunderte schon mit großem Eifer auf ein Bekenntniß der Sünden vor dem Priester, da man von ihm lernen müsse, wie man von der Sünde gereiniget und gebessert werde, indem das Bekenntniß vor Gott nur Vergebung der Sünde wirke. Je mehr Werth man nun, wie wir gleich hören werden, auf eben diese Reinigung von Sünden nicht sowohl durch des Herzens Besserung, als vielmehr durch gewisse, von dem Priester auferlegte Büßungen und Uebungen in der Folge der Zeit legte, desto wichtiger erschien dieß äußerliche Bekenntniß vor dem Priester,

bis nun endlich Papst Innocenz ein Gesetz gab, wonach jedem Christen bei Strafe der Ausschließung aus der Kirche und Versagung des ehrlichen Begräbnisses befohlen wurde, wenigstens ein Mal des Jahres seinem Priester alle seine Sünden zu bekennen, und die ihm auferlegte Buße zu erfüllen, wobei freilich jenem die strengste Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht wurde. Dieß ist die sogenannte Ohrenbeichte. Wir lassen es dahin gestellt sein, ob und welch einen Zuwachs der Papst seinem Einflusse und seiner Macht durch eine Einrichtung zu geben hoffte, wodurch er und seine Geistlichkeit in den Besitz aller möglichen Geheimnisse kommen mußte; gewiß aber erhoben dadurch Papst und Kirche einen Anspruch auf eine Allwissenheit, welche nur Gott gehört; gewiß wurde dadurch den Gewissen in verschiedener Art ein Fallstrick gelegt, indem die bedächtigeren Seelen sich mit der auch gar nicht ungegründeten Besorgniß marterten, nicht alle ihre Sünden bekannt zu haben, die andern aber nur zu leicht sich zufrieden sprachen, nachdem sie das äußerliche Bekenntniß abgelegt hatten; und endlich wurden die Menschen dadurch von Christo ab zu den Priestern und von diesen in der Regel zu sehr unfruchtbaren und schädlichen Werken getrieben. Und diese waren eben jene Büßungen, mit denen so viel Unfug getrieben und aus welchen am Ende der ärgste aller Mißbräuche der damaligen Kirche, der sogenannte Ablaß, hervorging.

Es wird dem trotzigen und selbstsüchtigen menschlichen Herzen nichts schwerer, als die Gnade Gottes umsonst anzunehmen; daher kommen selbsterwählte

Ab-

Abbüßungen der Sünden schon früh in der Kirche vor. Jetzt aber überschritten sie jedes Maaß. In dem Laufe unserer bisherigen Erzählungen haben wir schon öfters bemerkt, wie Kasteiungen und Geißelungen zu den ganz gewöhnlichen Büßungen gehörten. Aber gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts sah man durch die Städte Italiens lange Züge von Büßenden jedes Alters und Standes zu vielen Tausenden, mit schwarz und weiß verhüllten Häuptern, sonst halbnackt, sich bewegen, welche unter Seufzen und Weinen sich bis aufs Blut geißelten, und durch viele andere Länder diese fromme Raserei sich verbreiten. Es brachte der Anblick dieser Büßenden überall eine große Erschütterung hervor, und indem man wähnte, daß schreckliche Gerichte Gottes im Anzuge seien, entstanden viele Bekehrungen; Widersacher söhnten sich mit einander aus, Wucherer und Räuber gaben das Geraubte wieder zurück; die Kirchen füllten sich mit bußfertigen Sündern; und es ist möglich, daß eine außerordentliche Wirkung des heiligen Geistes diesen großen, durch abergläubische Schwärmerei nur mißgeleiteten Bewegungen zum Grunde lag. Wohl eben deßhalb am meisten mochte sie die jede freiere Regung des Geistes fürchtende Kirche mit mißtrauischen Augen betrachten, denn den Büßungen im Allgemeinen that sie allen möglichen Vorschub. Denn es wurde jetzt Kirchenlehre, daß zur wahren Buße gehöre nicht bloß die Zerknirschung des Herzens, das Bekenntniß des Mundes, sondern vornämlich die **Genugthuung des Werks**. Die Priester waren es, welche nun diese Genugthuung in der Regel auf die willkührlichste und abentheuerlichste

Weise bestimmten. Ein gewisser Lamberd hatte einst einem Bischofe, den er in einer Fehde gefangen genommen, die Zunge ausgeschnitten. Darauf wurde ihm folgende Buße vorgeschrieben. Er sollte halb nackend, die Zunge mit einem Faden dergestalt gebunden, daß sie über die Lippen herabhing, funfzehn Tage an dem Orte, wo er die That begangen, umhergehen, sich vor den Kirchthüren mit Ruthen, die er selbst trüge, geißeln lassen, an jedem dieser Tage erst des Abends Wasser und Brot genießen, darauf eine dreijährige Wallfahrt nach Jerusalem anstellen und dann elf Jahre hindurch bei Wasser und Brot an jedem Freitage fasten. Damit nun aber die Priester bei der Bestimmung der Büßungen für einen jeglichen Fall nie in Verlegenheit kämen, wurden besondere Bußbücher verfaßt, in welchen die bei jedem Vergehen aufzuerlegenden Sühnungen angegeben waren. So weit trieb man es in der Verachtung des einigen Sühnopfers, durch welches wir gerecht werden, so planmäßig wurden die durch das Blut Christi so theuer erlöseten Seelen wiederum in das harte knechtische Joch gefangen!

Es wurde denselben dieses Joch freilich mit der Zeit auch nur zu drückend. Man wußte aber zu helfen. In solchen unnatürlichen Verhältnissen sind die schroffsten Uebergänge von einem Aeußersten in das andere nichts Befremdendes. Man hatte früher schon hin und wieder unter gewissen Bedingungen Nachlaß verstattet in den auferlegten Kirchenbußen, oder die eine durch die andere vertreten lassen. „Wer zum Bau" sagten die Bischöfe, „einer gewissen Kirche oder eines Bethhauses eine bestimmte Geldsumme hergiebt, dem erlassen wir im Herrn den dritten oder vierten Theil der

ihm aufzulegenden Buße." Selten wurde jedoch die ganze Buße von den Bischöfen erlassen; dieses war den Päpsten vorbehalten. Nachdem schon früher ähnliche Beispiele vorgekommen waren, wurde vollkommene Erlassung aller Buße vom Papste Urban II. denjenigen zugesichert, welche an dem damals ausgeschriebenen Kreuzzuge Theil nehmen würden, und während der Dauer der Kreuzzüge wurde dieser Ablaß eine so feile Waare, daß er selbst denen ohne Schwierigkeit ertheilt wurde, welche den heiligen Krieg auch nur durch Geld zu unterstützen bereit waren. Den Bischöfen konnte es freilich nicht angenehm sein, daß ihnen eine so ergiebige Quelle von Einkünften durch Ausbietung des päpstlichen Ablasses verloren ging; Bischöfe und Päpste überboten sich daher in Anpreisung ihrer Ablässe. Wie verkehrt auch die vorhin genannten Büßungen an sich waren, so zeugten sie doch noch von dem Vorhandensein einer Kirchenzucht; welche, wenn auch ganz unrichtig gehandhabt, doch der Sünde immer auf eine gewisse Weise wehrte, und für die damalige rohe Zeit sich als wohlthätig beweisen konnte, mit diesem letzten Recht der alten Kirchenzucht war es nun aus; durch die Geldgier der Päpste und Geistlichen kam es nun dahin, daß man gar keine Buße mehr verlangte, damit man nur seinen Ablaß an den Mann bringe. Man erklärte, „daß es besser sei, drei Eier zum Bau einer Kirche herzugeben, in welcher Gott beständig gedient und für die armen Seelen gebetet und geopfert würde, als sich durch henkersmäßige Martern zu plagen." Der Ablaß ward in den Händen der Päpste jetzt nicht allein das allgewaltige Mittel, ihre Kassen zu füllen, sondern auch jeden andern Zweck sicher zu erreichen. Sie verschenk-

schenkten das Recht, in ihrem Namen Ablaß zu ertheilen, an Mönchsgesellschaften, um dieselben sich zu verbinden, und die so glücklich waren, dieses einträgliche Recht zu erlangen, denen war auf immer geholfen. Endlich benutzten die Päpste ein dunkles Gerücht unbekannten Ursprungs, das am Abende des dreizehnten Jahrhunderts durch Rom ging, es werde im Jubeljahre 1300 in der Kirche St. Peters ein hundertjähriger, ja ein vollkommener Ablaß zu erlangen sein, dazu, um die ganze christliche Welt um den Sitz ihrer Herrlichkeit zu sammeln, und mit neuem Glanze und neuen Reichthümern denselben zu umgeben. Papst Bonifacius VIII, dem frommen Eifer des Volkes nachgebend, machte bekannt, daß allen denen, welche im Jubeljahre die Kirchen der Apostel bußfertig besuchen würden, die Römer 30 Tage, die Fremden 15 Tage lang, ein vollkommener Ablaß für ein ganzes sündiges Leben zu Theil werden solle. Und Hunderttausende zogen nach Rom, um für ihre Seelen diese unschätzbare Wohlthat zu gewinnen und zu den Füßen des heiligen Stuhles ihre Huldigungen und ihre Geschenke niederzulegen. So ersprießlich aber in jeder Hinsicht bewies sich diese neue Andacht, daß die folgenden Päpste, vorgeblich die Kürze des menschlichen Lebens bedenkend, die Feier des Jubeljahres erst auf das funfzigste, dann auf das drei und dreißigste und endlich auf das fünf und zwanzigste Jahr ansetzten. Ein so frevelhafter Eingriff in Gottes heilige Rechte dieser Ablaßhandel auch war, und mit welcher Schamlosigkeit er auch besonders von den Bettelmönchen, diesen getreuen Dienern des päpstlichen Stuhles, je länger je mehr betrieben wurde, wie

sicht-

sichtbar er auch alle Zucht und Sittlichkeit untergrub, indem man nun selbst für noch zu begehende Sünden den Ablaß ausbot: so fand er doch selbst bei den Gelehrten jener Zeit seine Rechtfertigung. Man lehrte so: Allerdings werde bei der Taufe alle Schuld den Menschen um Christi willen vergeben; aber die nach der Taufe begangenen Sünden seien durch besondere Strafen abzubüßen; dazu diene freilich zunächst das Fegefeuer; die Kirche aber habe die Gewalt, diese schwereren Strafen in leichtere, während des irdischen Lebens abzubüßende zu verwandeln, und diese wieder durch gewisse, der Kirche ersprießliche Leistungen, also auch das Geld, vertreten zu lassen, und um so mehr, da dieselbe im Besitze des Schatzes der überflüssigen Verdienste Christi und seiner Heiligen sei, aus welchem sie jedem ihrer Glieder so viel zueignen könne, als zur Genugthuung für die von ihm verwirkten Strafen nothwendig sei. Wenn man nun auch hier noch zwischen dem Erlaß der Kirchenstrafen und der Vergebung der Sünden unterschied, auch zu jenem eine wahrhafte Herzensbuße forderte, so war eines Theils doch die ganze Schlußfolge so trügerisch, und andern Theils wurde durch die gewöhnlichen Ablaßprediger jene Unterscheidung und diese Forderung so wenig berücksichtigt, daß diese Rechtfertigung des Ablasses nur dazu diente, dem bestehenden scheußlichen Mißbrauche desto größeres Ansehen zu verschaffen.

§. 6. Kirchenzucht.

Nach dem Beispiele der Apostel hatte die ältere Kirche von dem Rechte, das einer jeden geschlos-

schlossenen Gesellschaft unzweifelhaft zusteht, über ihre unwürdigen Mitglieder eine gewisse Zucht auszuüben und nach Befinden der Umstände sie von ihrer Gemeinschaft auszuschließen, einen weisen und heilsamen Gebrauch gemacht. Die Unmündigkeit und Rohheit der in der Folgezeit zum Christenthume übertretenden Völkermassen machte die fortgesetzte und geschärfte Handhabung dieser Kirchenzucht zu einem dringenden Erforderniß. In dem fränkischen Reiche waren es die sogenannten Sendgerichte, welche sie ursprünglich auf eine heilsame Weise übten, Sittengerichte, welche in jeder Gemeinde aus sieben bewährten Männern zusammengesetzt waren, und dem Bischofe die vorgekommenen Unordnungen und lasterhaften Handlungen zur Anzeige brachten. Die Strafen, welche über die Schuldigen verhängt wurden, waren sehr verschieden; erklärlich zwar aus dem damaligen Verhältnisse der Kirche und des Staats, wie aus dem Bedürfnisse einer rohen Zeit, welche für höhere Einwirkungen noch unempfänglich war, — aber doch immer bedenklich war es, daß diese Strafen meist Leibesstrafen waren, und der Arm der weltlichen Obrigkeit zu ihrer Vollziehung herbeigerufen wurde; und noch bedenklicher war es, daß sehr bald der Eigennutz der Kirche sich in diese heilige Angelegenheit hineinmischte, und die Verwandlung der auferlegten Kirchenstrafen namentlich in Geldstrafen zum Vortheil der Kirche nicht allein gestattete, sondern auch betrieb. Unter allen Kirchenstrafen aber waren die bei weitem bedeutendsten der **Bann** und das **Interdict**. Der **Bann** war entweder der **kleine Bann**, der die Schuldigen

bloß

bloß von dem Gebete der Gläubigen und dem Abendmahle, und der große, der sie von aller Kirchengemeinschaft ausschloß. Das Interdict, welches erst im zehnten oder elften Jahrhunderte in Gebrauch kam, ward über ganze Länder und Völker verhängt, und dann hörten aller Gottesdienst und alle gottesdienstlichen Handlungen hier auf, keine Glocke wurde gerührt, kein Sacrament verwaltet, kein Verstorbener in geweihter Erde begraben. Wir begreifen leicht, daß in einer Zeit, in welcher die Kirche alles galt, und welche ihr eigentliches Leben in der Kirche hatte, diese Strafen von nicht zu berechnender Wirkung waren. Die Geschichte des Papstthums hat uns auch belehrt, wie sie in den Händen der Päpste das allmächtige Mittel waren, Fürsten und Völker im Zügel zu halten. Wenn man von dem Gesichtspunkte ausgeht, daß der Papst, als der Statthalter Christi, auch mit dessen Weisheit und Macht begabt sei, so kann man an seinem Rechte, diese Strafen zu verhängen, nicht zweifeln; und wenn man die Voraussetzung gelten läßt, daß das ganze bürgerliche Leben in dem kirchlichen begriffen, und daß die Theilnahme an der einzig wahren Kirche auch die allein sichere Bürgschaft für die bürgerliche Zuverlässigkeit eines Menschen sei: so kann man nichts dagegen sagen, daß die Päpste die von ihnen Gebannten auch von allem bürgerlichen Verkehr wollten ausgeschlossen wissen, daß sie darauf drangen, daß ihr Zeugniß vor Gericht nichts mehr gelten, daß sie kein öffentliches Amt mehr verwalten sollten, ja daß sie den Königen die Regierung nahmen und die Unterthanen vom Eide der Treue

los=

lossprechen. Wenn aber jene Voraussetzungen alle falsch sind, wenn die Päpste trügliche Menschen, wie wir alle, waren, wenn am wenigsten der nach ihrem Urtheil vollzogene Ausschluß aus der Kirche ein giltiges Urtheil über die Gottlosigkeit und den gänzlichen sittlichen Unwerth eines Menschen war, und am wenigsten das Gebiet des kirchlichen und bürgerlichen Lebens zur Zeit noch als eines betrachtet werden durfte: so lag in dem Verfahren der Päpste immer etwas höchst Anmaßliches, Gewaltsames und Widerrechtliches. Dessenungeachtet sind in jener Zeit der Rohheit und Gewalt diese Zuchtmittel der Päpste oft die heilsame Waffe geworden, durch welche dem äußersten Verderben gewehrt und der Kirche ihr Bestehen gesichert ist. Aber welch ein Mißbrauch ist auch mit dieser Waffe getrieben worden, wie oft ist sie in den Dienst des Eigennutzes, des Eigensinnes, der Herrschsucht getreten, welche Verwüstungen hat sie in dem gemeinsamen Leben der Völker angerichtet, und wie hat der Kampf dagegen eben darum, weil ihr die göttliche Weihe und Wahrheit fehlte, nie aufgehört! Und zuletzt wurden Bann und Interdict denn auch wirklich nur leere Schreckmittel, welche allein da etwas fruchteten, wo es den Päpsten gelang, durch das Schwert der Fürsten ihnen Nachdruck zu geben, wonach sie, ihres heiligen Berufes vergessend, allein denn auch strebten.

Seit dem dreizehnten Jahrhunderte kam indeß ein neues Zuchtmittel für die Päpste auf; es war die Inquisition. Die Kirche in ihrem Streben, voreilig und gewaltsam um jeden Preis zu be-

behaupten, was erst ein Ergebniß ihrer endlichen Entwicklung sein kann, war stets darauf bedacht gewesen, mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht ihre vollkommene Einheit zu wahren. Weil sie indeß wohl fühlte, daß sie innerlich dieselbe nicht herstellen könne, so begnügte sie sich mit dem Schein, und je verderbter sie ward in Lehre und Leben, desto gewaltsamere Mittel mußte sie anwenden, gegen den innern Widerspruch diesen trüglichen Schein zu retten. Die sogenannten Ketzer, alle die, welche mit Recht oder Unrecht gegen die Lehre oder die Verfassung der Kirche sich auflehnten, waren schon lange von Kirche und Papst verfolgt worden; man hatte das Kreuz gegen sie predigen lassen, Gefängniß und Tod war über sie verhängt worden. Da es indessen doch nicht gelang, sie völlig auszurotten, sollten ihre geheimen Ueberreste durch die oben genannten Sendgerichte aufgespürt werden. Die Synode zu Toulouse im Jahre 1229 setzte folgendes Verfahren dabei fest: „Jeder Fürst, Gutsherr, Bischof oder Richter, der einen Ketzer verschont, soll seines Landes, Gutes oder Amtes verlustig sein, jedes Haus, in welchem ein Ketzer gefunden wird, soll niedergerissen werden. Zu Ketzern und Verdächtigen wird auch in tödtlicher Krankheit kein Arzt und kein Genosse ihres Verbrechens zugelassen. Aufrichtig Reuige werden aus ihrer Heimath, wenn diese verdächtig ist, entfernt, erhalten besondere Tracht und sind aller öffentlichen Rechte bis auf päpstliche Lossprechung verlustig. Bußfertige aus Furcht werden eingeschlossen." Da indeß die Bischöfe wegen der Rücksichten auf ihre Angehörigen sich oft

nachsichtig bei diesem Gerichte bewiesen, ward es fremden Mönchen übertragen, bis endlich die Dominikaner es ausschließlich in Besitz nahmen. Wahrhaft furchtbar wurde nun die Verfahrungsweise dieser Gerichte. Diese wurden unmittelbar unter den Papst gestellt, bei dem nur Klagen gegen die Inquisition vorgebracht werden durften, und jede Klage der Art machte schon der Ketzerei verdächtig. Diese Gerichte waren verbunden, überall nach Ketzereien zu forschen, und auch ohne alle Anklage konnten sie Verdächtige einziehen. Den Verdacht zu begründen, reichte hin, wenn jemand in einem Buche gelesen, das für ketzerisch erklärt war, wenn er einen der Ketzerei verdächtigen Geistlichen gehört, oder einem Heiligenbilde die schuldige Ehrfurcht nicht erwiesen hatte. Keine Anklagepunkte wurden vorgelegt; Verbrecher, Ehrlose, Mitschuldige wurden zum Zeugniß zugelassen; das Geständniß erpreßte man durch Folter und Gefängniß; selbst wer nichts zu gestehen hatte, ward durch wiederholte Martern dahin gebracht, daß er sagte, was man wollte; die Strafen für die Schuldigen aber waren: entehrende Bußen, Entziehung des Vermögens, ewige Gefangenschaft und der Feuertod, dem auch Bußfertige nicht immer entgingen. Nicht selbst aber vollzog die Kirche diese Strafen; unter dem heuchlerischen Vorgeben, daß sie, die reine, mit Blut ihre Hände nicht beflecken dürfe, ward das Henkeramt der Obrigkeit übertragen. Aber nicht von dieser, sondern von jener wird all das durch die Inquisition unschuldig vergossene Blut, die unnennbaren Qualen gefordert werden, unter denen sie so viele Tausende, und meist die

Be-

Besten ihrer Zeit, zu Tode gemartert hat. Die nähere Betrachtung der Folterwerkzeuge der Inquisition kann der christlichen Liebe kein Genuß sein, wir haben an einem Beispiele genug, das sich uns furchtbar in dem sogenannten **Marienkuß** vor die Augen stellt. Es war eine Bildsäule der Mutter Gottes, deren Vorderleib mit spitzigen Nägeln und Messerklingen besetzt war, vor welche der vermeintlich verstockte Ketzer mit Ermahnungen zum Geständniß geführt wurde. Blieb er hartnäckig, so wurde er auf dieselbe zugeführt, die gelenkigen Arme derselben schlossen sich dann um den Unglücklichen zu, und die Messer fuhren ihm in die Brust. Weit breiteten sich diese Inquisitionsgerichte in kurzer Zeit aus. In Frankreich, Deutschland und Italien konnten sie jedoch nie so festen Fuß fassen, als in Spanien, wo unter dem schrecklichen **Torquemada** nicht allein Unzählige in den Flammen ihren Tod fanden, sondern wo auch ein großes edles Volk durch diese Henkeranstalt der Kirche sittlich zu Grunde gerichtet wurde. Auf diese Weise wurde die sonst so wohlthätige Kirchenzucht in dieser Zeit gehandhabt; um solchen Preis suchte die Kirche ihre Einheit zu erhalten: aber es war ein Werk der Verzweiflung, das sich bald selbst richten mußte. Die Kirche glich jetzt einem Vulkane, in dem es kochte und siedete, der Ausbruch wurde zwar jetzt noch mit Gewalt zurückgehalten, früher oder später aber mußte er mit desto größerem Geräusche erfolgen.

Druckfehler:

S. 222 Z. 8 v. u. statt sündliche — sündlose.
- 234 - 7 v. o. - Vertreten — Vertretern.
- 255 - 8 v. o. - Wahnes — Verdienstes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Westermeier, Aemil,

Geschichte der christlichen Kirche

Bd.: 3,1

Halle u.a. 1841

H.eccl. 3111 f-3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10028853-2